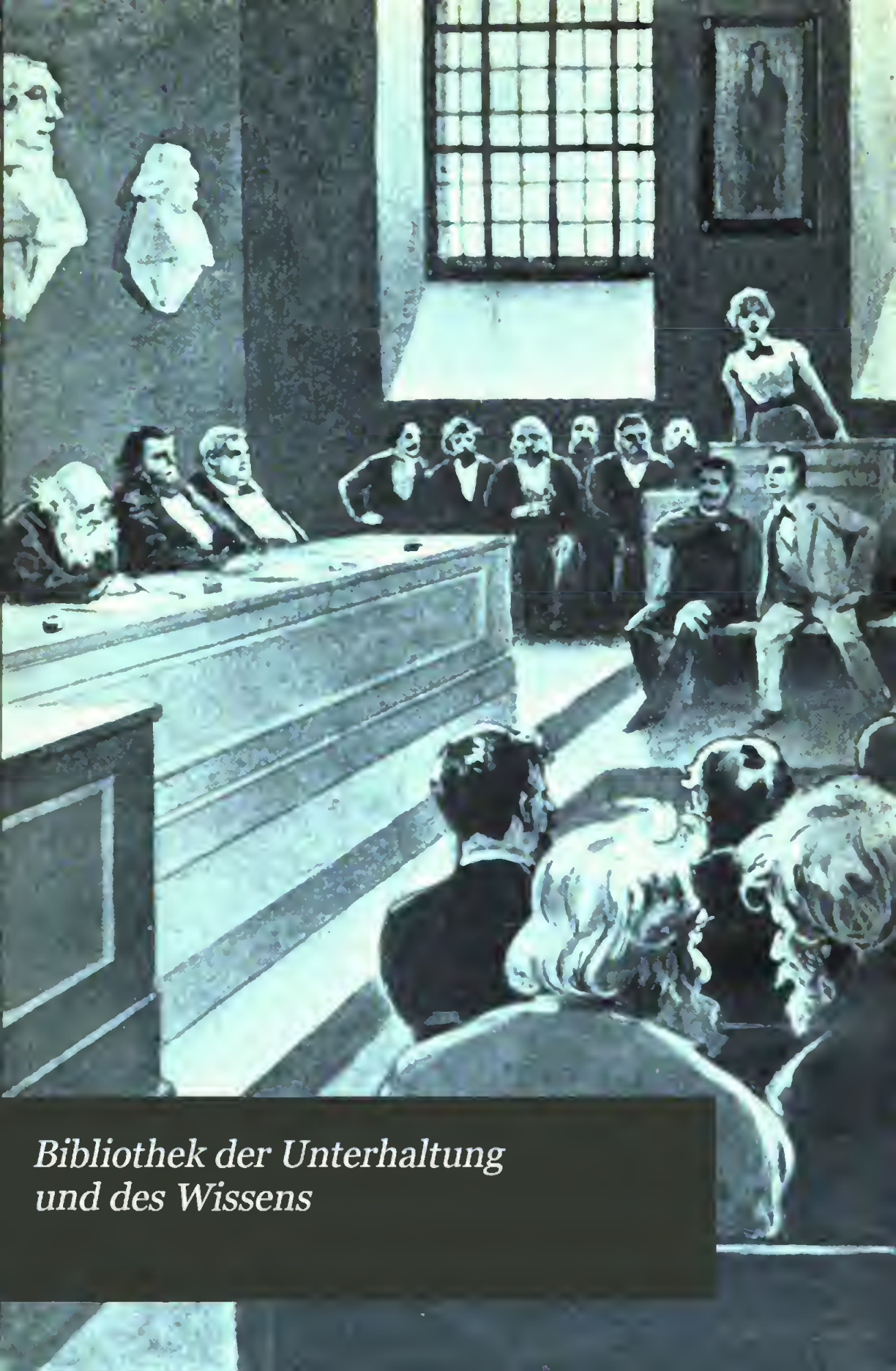
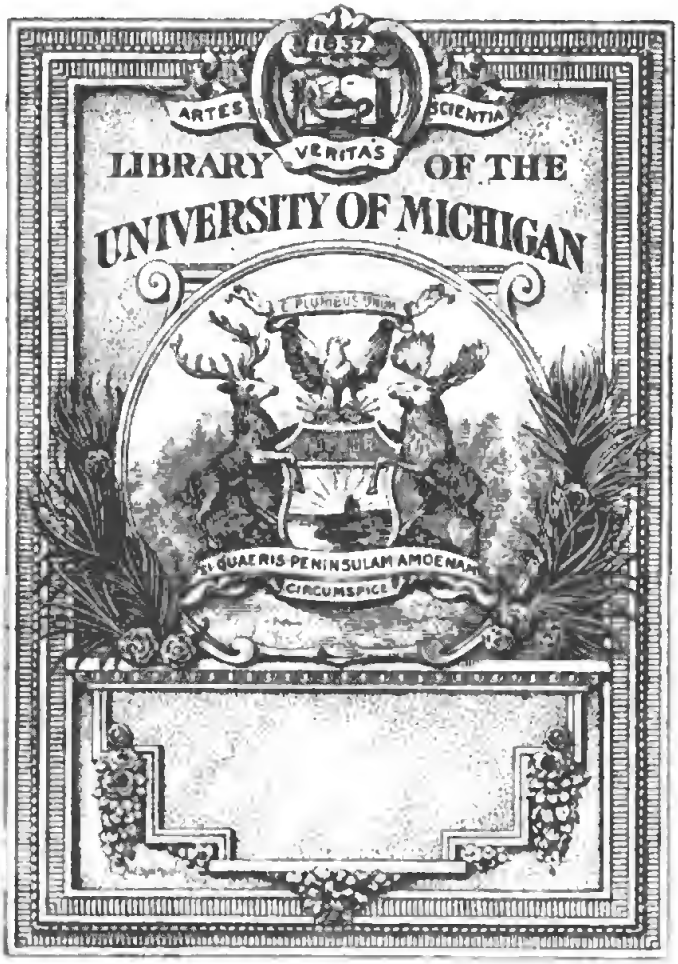


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** ◆ ◆ ◆ ◆

Soeben beginnt zu erscheinen:

K. F. BECKERS
WELTGESCHICHTE

VIERTE AUFLAGE

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens revidiert und bis zum Jahre 1900 fortgeführt von

Professor Dr. K. H. GROTZ

und

Professor Dr. J. MILLER

Ueb.. 1000 Illustrationen ◆ 18 erläuternde Karten.
Vollständig in 66 Lieferungen zum Preise von nur

40 Pfennig pro Lieferung.

Die Vorzüge der Beckerschen Weltgeschichte sind längst bekannt: **zweckmässige Auswahl** des Stoffes, **lebendige, anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung** und Einteilung, warme **Vaterlandsliebe,** breite **Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte.**

Diesen Vorzügen verdankt das altberühmte Werk seine bisherige Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Die Bearbeiter der neuen Auflage waren bemüht, diese Vorzüge zu erhalten und mit dem Reize der Darstellung die Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande des geschichtlichen Wissens zu vereinen.

Alle 8—14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben. ◆ Die meisten Buch- und Kolportagehandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima

Sicilianische Roth-Weine
vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab Konstanz zu **70 Pfg. per Liter.**
1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. franco gegen Einsendung von **Mk 2 50**
1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier „ **10.–**

Griechische Weine
1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 auserlesenen Sorten incl. Verpack. **Mk. 15.–**

Samos-Süss-Weine
vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.– per Liter**
1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco **Mk. 2.80.**
Garantie für Naturreinheit. Preisliste franco.

Ziegler & Gross,
Konstanz 59, Baden und Kreuzlingen, Schweiz.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine
„Monopol" D.R.G.M. unübertroffenes System.
Zum eleganten zweifaltigen Anlegen v. Kapseln bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung von M. 12.50 oder gegen Nachn. von M. 12.75.
Ziegler & Gross, Konstanz 59

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien:

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für Haus und Familie, insbesondere für die reifere Jugend.

Von **Th. Schwartze.**

Mit zahlreichen Abbildungen. • Preis elegant gebunden 6 Mark.

In allgemein verständlicher Darstellung gibt das Buch eine geschichtliche Entwickelung der Lehre von der Elektrizität mit einer systematischen Beschreibung der auf diesem Gebiet gewonnenen, äußerst zahlreichen Erfahrungen und Errungenschaften. Die neuere Entwickelung dieser Wissenschaft, welche die moderne Elektrotechnik gezeitigt und dem verflossenen Jahrhundert hinsichtlich der Förderung des gesamten Kulturstrebens der Menschheit einen ganz eigenartigen Charakter aufgeprägt hat, ist aufs eingehendste berücksichtigt. Dem gebildeten Laien, insbesondere der heranreifenden Jugend, wird in diesem Buch ein vollkommen klarer Einblick in das weitverzweigte Gebiet der Elektrizität und deren praktische Verwertung im täglichen Leben geboten, es ist mithin ein ebenso belehrendes, wie interessant unterhaltendes Buch, das in jeder Familie willkommen sein wird.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Humoreske „Wie wir Mac Kinley wiederwählten“ von D. B. Warren. (S. 78)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Siebenter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Zu der Humoreske „Wie wir Mac Kinley wiederwählten“ von D. B. Warren. (S. 78)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Siebenter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Fata Morgana. Roman von Gustav Johannes Krauss (Fortsetzung) 7

Wie wir Mac Kinley wiederwählten. Eine Humoreske von der letzten Präsidentenwahl. Von D. B. Warren 61
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Die Weltmeisterschaft im Schlittschuhlaufen. Sportbilder von E. Koller 81
Mit 9 Illustrationen.

Ihre Schuld. Novelle von Emma Merk 97

Die Grotten und Höhlen von St. Canzian. Eine Fahrt in die Unterwelt des Karstes. Von Hans Scharwerker 157
Mit 13 Illustrationen.

Die vier Temperamente oder **Die Reise nach Berlin.** Humoristische Skizze von Friedrich Thieme 177

Aus dem Leben der Insekten und Spinnen. Naturwissenschaftliche Skizze von Professor Dr. W. Hess . 191
Mit 10 Illustrationen.

Emphysem und Asthma. Aerztliche Skizze von Dr. med. Kreusner 205

Mannigfaltiges: Seite

Ein Vater, der sich zu helfen weiss 212
Neue Erfindungen:
I. Briefordner nebst Locher 215
mit 2 Illustrationen.
II. Der elektrische Mann 216
mit Illustration.
III. Haushaltungsbuttermaschine 218
mit Illustration.
Ein fürstliches Honorar 219
Ein kleines Missverständnis 222
Eine chinesische Radlerin 223
Mit Illustration.
Königin und Quäkerin 225
Die Apfelsine 226
Ein Vorläufer Darwins 228
Die Sprache der Augen 229
Folgerichtig 233
Wie man Carriere macht 234
Eine neue Niagarabrücke 234
Mit Illustration.
Lord Bristols Wette 236
Ein merkwürdiger Wurm 238
Die Unglücksfeder 239
Der Tausch 239
Krähen essen 239
Kindischer Aberglaube 240

Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Frau Kitty stürzte sich mit dem ganzen lodernden Eifer, dessen ihr lebhaftes Naturell fähig war, in die Durchführung der Pläne, die sie zur Umgestaltung ihres Hauswesens und ihrer Lebensweise in der Eisenbahn zwischen Dresden und Berlin entworfen hatte.

Noch am Nachmittag ihrer Heimkehr fuhr sie zu der Gesindevermittlerin, deren sie sich zur Beschaffung ihres Hauspersonals bediente, und hatte mit ihr eine Unterredung, deren lange Dauer Fräulein Wendt, die unten im Wagen auf die Gebieterin warten mußte, in Erstaunen setzte und beunruhigte.

Die bösen Ahnungen des ältlichen Fräuleins sollten sich rascher und vollständiger erfüllen, als das sonst mit Ahnungen, auch mit bösen, zu geschehen pflegt.

Die Frau Kommerzienrat kam endlich aus dem Hause, vor dem der Wagen hielt, wieder hervor, rief dem Kutscher zu, daß er zu Schulte und dann zu Keller & Reiner fahren solle, und stieg dann ein. Sowie die Equipage dahinrollte, teilte Frau Bothe ihrer Gesellschafterin, um

von dem Kutſcher nicht belauſcht zu werden, in franzöſiſcher Sprache, kurz und trocken mit, daß ſie ſich als gekündigt zu betrachten und morgen ſchon das Haus zu verlaſſen habe, weil ihre Nachfolgerin da zuziehe. Für das vertragsmäßige Recht auf vierteljährliche Kündigung werde ſie entſchädigt werden, und zwar reichlich.

„Gnädige Frau!“ rief das ältliche Fräulein, ganz grün im Geſicht vor Aufregung. „Was habe ich denn verſchuldet? So Knall und Fall . . .“

„St!“ ziſchte Frau Bothe energiſch, indem ſie mit den Augen bedeutungsvoll nach dem breiten Rücken des Kutſchers winkte, und Fräulein Wendt ging ſofort von dem Deutſchen ins Franzöſiſche über.

„Dieſe plötzliche Entlaſſung ſchädigt mich weit mehr, als Sie mit Geld gut machen können, das müſſen Sie doch einſehen, Madame. Ich werde ſchwer eine andere Stelle bekommen, man wird mißtrauiſch nach dem Grunde meiner Entlaſſung fragen. Ganz abgeſehen von meinen gekränkten Gefühlen . . . meine Treue, meine Ergebenheit . . .“

Ihre Herrin ſchnitt ihr mit einer raſchen, verächtlichen Handbewegung das Wort ab. „Schaden nehmen Sie keinen, meine Beſte. Ich entlaſſe nämlich mein ganzes Perſonal, zugleich mit Ihnen und unter gleichen Bedingungen. Da wird man nicht gerade für Ihre Entlaſſung einen beſonderen Grund ſuchen, ſondern ſich das Ganze einfach mit der Laune einer kapriziöſen Frau erklären, die eben neue Geſichter um ſich zu ſehen wünſcht. Und bei den anderen“ — Frau Bothe betonte dieſes ſcharf — „wird man damit recht haben.“

„Bei den anderen?“ ſtammelte Fräulein Wendt mit erlöſchender Stimme. „Bei mir haben Sie alſo einen beſonderen Grund?“

„Jawohl, meine Beſte. Ich vermiſſe nämlich die

Treue und Ergebenheit, die Sie mir eben anpreisen wollten, ziemlich stark an Ihnen."

„Gnädige Frau!"

„Ah, Sie protestieren!" sagte Kitty ungeduldig. „Nennen Sie das etwa Treue und Ergebenheit, wenn man gegen seine Herrin konspiriert? Wenn man an solche, die ein Interesse daran haben, auf dem Laufenden zu sein, Berichte über die Dame schickt, an deren Seite man lebt? Sie haben sich nicht schön benommen, meine Liebe!"

Das ältliche Fräulein bot einen kläglichen Anblick, wie sie so ängstlich in ihrer Wagenecke zusammenkroch und sich mit zitternder Stimme zu verteidigen suchte. „Ich hätte Berichte ...?"

„Jawohl. Sie waren während unserer Reise die Privatdetektivin des Freiherrn v. Mahlow," sagte Frau Bothe mit kühler Bestimmtheit.

Jetzt schnellte der Oberkörper der Gesellschafterin aus seiner Zusammengesunkenheit empor. „Meine Gnädige, das ist ..." ihr versagte die Stimme.

Frau Kitty sah sie unter den zusammengezogenen Brauen hervor scharf an. „... eine Lüge, wollen Sie am Ende gar sagen? Ah, das ist stark! Da muß ich Ihnen denn doch eine kleine Geschichte erzählen. Gedacht hatte ich mir das schon lange, als ich aber neulich in Graz einen Brief in grünem Umschlag bei Ihnen bemerkte, und weiter Ihre Sorgfalt bemerkte, den Brief vor mir zu verhehlen, da hatte ich zum erstenmal das bestimmte Gefühl, daß gerade dieser Brief einen solchen Bericht enthalten müsse. Und ich ging der Sache nach. Das war nun freilich Spionage von meiner Seite, und daher auch nicht schön, aber es war eben Notwehr. Ich ging also ein paar Stunden später auf das Postamt und klagte dem Schalterbeamten mein Leid, daß ich einen Brief an Freiherrn v. Mahlow, Berlin, aus Versehen

unfrankiert in den Kaſten geſteckt hätte. Da der Adreſſat ſeinem Diener ein für allemal den Auftrag gegeben habe, die Annahme mit Strafporto belaſteter Poſtſachen zu verweigern, ſo werde der Brief, der ſehr wichtige Mitteilungen enthalte, nun höchſt wahrſcheinlich zurückgehen. Die Oeſterreicher ſind gefällige Leute, und beſonders den gut gekleideten Ausländerinnen gegenüber zerfließen ſie in Liebenswürdigkeit. Der betreffende Herr ließ ſich alſo ſofort von einem Kollegen auf dem Platz am Schalter vertreten und führte mich nach dem Zimmer, in dem die für das Ausland beſtimmten Briefe ſortiert werden. Das Fach für Berlin wurde durchſucht, und mein Mann hatte ſehr bald das Vergnügen, mir den an den Freiherrn Wilhelm Friedrich v. Mahlow zu Berlin adreſſierten grünen Brief entgegenhalten und mir zeigen zu können, daß der Brief richtig frankiert war, ich mir alſo unnütze Sorge gemacht habe. Ich bedankte mich natürlich bei dem freundlichen Herrn ſehr verbindlich für die wertvollen Aufſchlüſſe, die ich ihm verdankte. Ich hatte mir nämlich auch die Handſchrift der Adreſſe genau angeſehen und wußte nun ganz beſtimmt, daß der Brief wirklich von Ihnen geſchrieben war und nicht von jemand anderem, der zufällig auch grünes Briefpapier gebrauchte."

Fräulein Wendt ſah wahrhaft mitleidswürdig aus, als ihre Herrin das ſo kalt und ruhig erzählte. Ihre grauen Augen flackerten unruhig hin und her, wie die einer Wahnſinnigen, die Winkel des welken Mundes zogen ſich nach abwärts gleich den Mundwinkeln eines weinerlichen Kindes, ihr Atem keuchte mühſam.

Als Frau Bothe geendigt hatte, hob die arme alte Perſon flehend die Hände. „Gnädige Frau, ich ... ich ſchwöre Ihnen ... der ... der Herr Rittmeiſter hat ... hat nicht ..."

„Herr v. Mahlow hat ſich dieſe Dienſte nicht beſtellt,"

fiel ihr Kitty ins Wort. „Das weiß ich. Dazu iſt er viel zu ſehr Gentleman. Er hat ſie ſich aber gefallen laſſen. Auch das iſt ſchon ſehr ſchlimm für ihn.“ Die Augen der ſchönen Frau funkelten drohend. Dann fuhr ſie wieder fort, in ruhigem, geringſchätzigem Tone: „Sie haben aus eigenem Antrieb gehandelt. Davon bin ich überzeugt, auch ohne Ihre Beteuerungen. Was für einen Grund Sie haben, den Rittmeiſter ſo zu — zu protegieren, wollen wir ſagen, unterſuche ich nicht. Sie könnten einem leid thun, wenn die Geſchichte nicht ſo unſagbar lächerlich wäre.“

Jetzt antwortete die Geſellſchafterin nichts mehr. In verzweifelter, quälender Scham ließ ſie den Kopf hängen, über dem die grauen Federn des Hutes trübſelig nickten, wie wackelnde Altweibleinköpfe. Die letzten Worte Frau Kittys, mehr noch der Ton, in dem dieſe Worte geſprochen worden waren, hatten dem armen alten Ding deutlich gezeigt, daß die unheimlich kluge Frau da neben ihr das klägliche Geheimnis der wahnſinnigen Liebe, die ſie, die Gealterte, Reizloſe, Dienende, für den ſchönen und ſtolzen Mann im Herzen trug, durchſchaut hatte. Weil ſie ſich ſelbſt ihm nicht geben konnte, hatte ſie ihn glücklich machen wollen, indem ſie ihm half, die andere zu erringen, die alles das beſaß, wonach er ſtrebte und was ihr fehlte.

Frau Bothe kümmerte ſich wenig darum, was in der Seele ihrer Geſellſchafterin vorgehen mochte. Sie hing während der Fahrt von einer Kunſthandlung zur anderen ihren Gedanken nach und ordnete und überlegte im Geiſte die Dinge, die in den nächſten Tagen zu beſorgen waren, immer aufs neue.

Endlich befahl ſie dem Kutſcher, nach Hauſe zu fahren.

Als der Wagen vor dem ſchmiedeeiſernen Portale der Villa hielt, meldete der Diener, der dienſtfertig heran-

geſtürzt war, um das Thor zu öffnen, mit der Miene eines Mannes, der ſich ſicher fühlt, keine unangenehme Nachricht zu überbringen: „Der Herr Rittmeiſter ſind vor einer halben Stunde gekommen. Der Herr Rittmeiſter erwarten die gnädige Frau im roten Zimmer.“

Zum nicht geringen Erſtaunen des Wackeren ſah die gnädige Frau nicht ſehr erfreut aus, als ſie die Meldung entgegennahm. Sie nickte bloß kurz mit dem ſchönen Haupte und ſchritt dann, ihr Kleid ein wenig hochraffend, ſo eilig auf dem Kiesweg dahin, der durch den Vorgarten zum Hauſe führte, als gälte es, etwas Unangenehmes zu beſorgen, was man am beſten raſch thut, um es dann los zu ſein. Der Lakai merkte mit dem Spürſinn der Dienenden, daß da irgend etwas nicht in Ordnung ſein müſſe, und ſah Fräulein Wendt fragend an, als wolle er ſich bei ihr Rats erholen.

Er erſchrak nicht wenig, als er das ältliche Fräulein ſo recht ſcharf angeſehen hatte. Lieber Himmel, wie ſah die aus! Es lag etwas in der Luft ... ganz ſicher lag etwas in der Luft!

Er hätte um ſein Leben gern verſucht, die Geſellſchafterin auszuholen. Aber das wagte er nicht. Fräulein Wendt war gegenüber den Bedienſteten niedrigerer Kategorie im Hauſe niemals allzu leutſelig; wenn ſie aber gar ſolche Augen machte, wie eben jetzt, war es geraten, ſie in Ruhe zu laſſen.

So ſchlich der arme Kerl denn voll jener ängſtlich fiebernden Neugier, wie ſie jenen, die gewohnt ſind, von den Launen anderer abzuhängen, eigentümlich iſt, hinter der Geſellſchafterin her ins Haus. Er begab ſich geradeswegs in die Küche, wo die Dienerſchaft eben zum Nachmittagskaffee verſammelt war, und fünf Minuten ſpäter wußten es Männlein und Weiblein, daß wieder einmal etwas in der Luft lag. — —

Als Kitty in das rote Zimmer, einen kleinen Salon, dessen Fenster nach dem parkähnlichen Hintergarten der Villa führten, trat, sprang Mahlow, der, das Gesicht in die Hände vergraben, auf einem der kleinen Fauteuils gesessen hatte, auf, stürzte auf die junge Frau zu und wollte sie an sich ziehen.

Erblassend trat er aber einen Schritt zurück, als es ihm scharf entgegenzischte: „Hüten Sie sich doch! Die Thür ist offen!“

„Ja so!“

Er nickte und ging, die Thür zu schließen. Dann wandte er sich an Kitty und sagte bitteren Tones: „Verzeih, daß ich wieder einmal unvorsichtig war. Ermutigend ist dieser Empfang nach so langer Trennung übrigens gerade nicht. Du scheinst mir sehr verändert, Kitty.“

„Ich mir gar nicht,“ antwortete die junge Frau kühl. „Ich war von jeher eine Feindin aller überflüssigen Unvorsichtigkeiten. Dazu gehört auch das Du, das man auch unter vier Augen nicht gebrauchen soll, weil es einem dann ganz sicher einmal vor Fremden entschlüpft.“

„Nun, und wäre das Unglück gar so groß, Kitty, wenn es die Menschen errieten, daß wir uns lieben und uns heiraten wollen?“

Die schöne Frau, die eben die Handschuhe von den Händen streifte, hob den Blick und sah den Mann eigentümlich an. „Wollen wir das wirklich, Mahlow? Ich kann mich durchaus nicht erinnern, ein bindendes Versprechen abgegeben zu haben.“

Trotzdem sie augenblicklich in dem Freiherrn einen Gegner sah, den sie niederringen mußte, und ihn deshalb beinahe haßte, bewunderte sie im stillen seine männliche Schönheit, die der in ihm aufwallende Zorn prachtvoll hervortreten ließ. Wie seine Augen flammten, die feinen

Nüſtern zuckten, wie auf der marmornen Stirn die blaue Ader ſchwoll!

„Ah!“

Er trat ganz dicht an Kitty heran, faßte ſie mit beiden Fäuſten an den Handgelenken und ſah ihr ſcharf in die Augen, als wolle er ſie ihr mit ſeinem Blicke aus dem Kopfe ſengen. Sie zuckte aber mit keiner Wimper. Kalt und feindſelig, wie das Blitzen ſtählerner Klingen, funkelten ihm ihre Augen entgegen.

„Wozu drücken Sie mir das Armband ins Fleiſch?“ fragte ſie ruhig. „Ich weiß es ohnehin, daß Sie ſtark ſind — und brutal.“

Langſam ließ er ihre Hände los. Als ob nichts geſchehen wäre, fuhr Frau Bothe augenblicklich fort, ihre rechte Hand, die noch zur Hälfte im Handſchuh ſtak, aus ihrer ledernen Hülle zu befreien. Ihre gleichgültige Ruhe wirkte gegenüber der Leidenſchaft, die in dem Manne ſichtlich tobte, beinahe unheimlich.

Mahlow that ein paar ſtarke Schritte in das Zimmer hinein. Dann kehrte er um und kam wieder zu ihr heran. „Sagen Sie, daß Sie mit mir ſpielen!“ flehte er in weichem Tone. „Eines Ihrer beliebten Verwandlungsſtücke, die Ihnen ſo viel Vergnügen machen und dem anderen ſo wehe thun. Mehr iſt es ja doch nicht, kann es nicht ſein. Ich bitte Sie, ſagen Sie ja!“

Sie hatte nun endlich den rechten Handſchuh von der Hand gezerrt. Sie legte das Paar zuſammen, glättete es und legte es auf den Tiſch, alles ſo ruhig, als führe ſie dabei ein leichtes, nichts bedeutendes Geſpräch. „Ich weiß nicht, was Sie wollen, lieber Freund,“ ſagte ſie. „Ich bin doch eigentlich nur auf dieſe Reiſe gegangen, weil ich mich nicht entſchließen konnte. Weil ich fern von Madrid, dem zerſtreuenden Geſellſchaftsleben entrückt, nachdenken wollte über mich ſelbſt und das, was ich thun

müſſe, um dann vor der Reue, die zu ſpät kommt, möglichſt ſicher zu ſein. Ich habe Ihnen das ja, als wir Abſchied nahmen, ganz rückhaltlos geſagt."

„Nun gut," warf er in mühſam beherrſchtem Tone ein. „Aber jetzt ſind Sie ja wieder da. Sie müſſen ſich alſo entſchloſſen haben, ſonſt . . ."

Sie ſchüttelte lebhaft das ſchlanke Haupt. „Ich habe die Klarheit über mich ſelbſt, ohne die ich einen ſolchen Schritt nicht thun will, noch immer nicht. Da irren Sie, Mahlow. Und — es thut mir leid, Ihnen das ſagen zu müſſen — wenn ich mich entſcheide, ſo wird der Entſchluß kaum zu Ihren Gunſten ausfallen. Das weiß ich heute bereits, aber auch nur das."

Er war totenblaß geworden und ſtand vor ihr, ein Bild der Verzweiflung, aber ein in Erz gegoſſenes Bild, und das Bild einer ſtolzen Verzweiflung, die nicht daran denkt, ſich zu demütigen. Die Zähne preßten ſich ihm wie im Krampfe zuſammen, das hörte ſie, die ihren Gegner ſo ſcharf beobachtete, an dem leiſen Knirſchen in ſeinem Munde.

Endlich hatte er ſich ſo weit gefaßt, um ſprechen zu können. Mit entſtellter Stimme ſagte er: „Sie wollen mir alſo den Rückzug mit kriegeriſchen Ehren offen laſſen. Edelmütig von Ihnen, ſchöne Frau. Aber vielleicht haben Sie die Gnade, meine Neugier nach den Gründen zu befriedigen, die . . . die . . . nach allem . . . jetzt auf einmal . . ."

Er konnte nicht weiterreden und biß ſich zornig auf die Lippen.

Sie ſah ihm mit der Miene kühler Neugier ins Geſicht und zuckte die Achſeln. „Gründe! Wer wird nach Gründen fragen wie ein Pedant? Vielleicht aber iſt das der Grund, daß Sie mir zu herriſch ſind, zu ſehr geneigt, Ihrer Umgebung den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.

Einem ſolchen Manne kann ich gut ſein, ſehr gut, und ich war Ihnen ſehr gut, Mahlow, könnte es vielleicht auch noch länger ſein. Aber heiraten? Nein. Dazu liebe ich meine Freiheit zu ſehr. Und weil ich mir denke, daß Sie heiraten wollen, und das möglichſt bald, gebe ich Sie eben frei."

Vor dem letzten Satze hatte ſie ein wenig gezaudert. Sollte ſie ihn wirklich ausſprechen? Dieſer Hinweis auf ſeine zerrüttete Exiſtenz, die Beſchuldigung, daß er es zumeiſt auf ihr Vermögen abgeſehen habe, war ſchneidend grauſam. Aber wer eine Operation vollziehen will, darf keine Scheu vor dem Meſſer haben und vor dem qualvollen Zucken des Geſchöpfes, in deſſen lebendiges Fleiſch die kalte Schneide dringt. So warf ſie ihm denn das Wort hin. So nachläſſig, in ſo ſelbſtverſtändlichem Tone ſprach ſie es aus, daß der ſchärfſte Beobachter nicht hätte merken können, es koſte ſie Ueberwindung, das zu ſagen.

Sie ſah ſofort, daß der raſche Schnitt, den ſie geführt, ſeine Wirkung gethan hatte. Mahlow wußte jetzt, daß es aus war, ganz aus. Das zeigte ſein Zuſammenzucken, ſein jähes Erblaſſen, das Starrwerden ſeines Blickes. Es war, als hätte den Mann ein elektriſcher Schlag getroffen.

Zwei Sekunden ſtand er ſo, lautlos, regungslos. Dann kam wieder Leben in die Bildſäule. Mit einem raſchen Griffe raffte er Hut und Handſchuhe auf, die auf dem niedrigen Tiſchchen neben dem Armſtuhl, in dem er vorhin geſeſſen hatte, lagen. Eine kurze, ſtumme, froſtige Verneigung, und Herr v. Mahlow verließ das Zimmer, hoch aufgerichtet, mit feſten Schritten. —

Tief aufatmend ließ ſich Kitty in den Armſtuhl ſinken und ſtützte die Stirn in die weiße Hand.

Ihr war ganz ſonderbar zu Mut. Sie hatte ihr Ziel erreicht, und doch kam ſie ſich vor, als hätte ſie eine

Schlacht verloren. Die Art, in der er auf ihren ſchonungsloſen Angriff geantwortet hatte, imponierte ihr und empörte ſie zugleich. Hatte das nicht ausgeſehen wie Verachtung? Wie die Verachtung des Mannes gegen das Weib, das mit ihm ein frevelhaftes Spiel getrieben, wie die Verachtung des adeligen Offiziers gegen den kühl berechnenden Krämerſinn, der ſich nicht davor ſcheut, den Unterſchied zwiſchen reich und arm recht nachdrücklich zu betonen, wenn es ihm ſo taugt.

Das war ja gerade, als hätte er ihr den Laufpaß gegeben!

Die Fußſpitze der ſchönen Frau trommelte nervös auf dem Teppich, ſie wand ſich auf ihrem Sitz wie in körperlichem Unbehagen. Dann ſprang ſie auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Sie wollte das häßliche, peinigende Gefühl, das ſie ſo mitten im Gelingen ihrer ſchwierigſten Pläne befallen hatte, abſchütteln und zwang ſich, an anderes zu denken, an Freundlicheres. An Matthias Moosdörfer dachte ſie, an „Hieſel", wie ſie ihn im ſtillen jetzt ſchon nannte, und ihn ſpäter laut nennen wollte, zuerſt eine Zeitlang, wenn nur er es hörte, und nachher vor allen anderen auch.

„Hieſel ... Hieſel ... Hieſel."

Sie ſagte den Namen ein halbes Dutzend Mal vor ſich hin, als wolle ſie ſich das behagliche, ein wenig träge Hinüberſchleifen des i ins e, das ihrer norddeutſchen Zunge ein wenig ſchwer fiel, möglichſt echt und naturgetreu einüben. Dabei lächelte ſie glücklich vor ſich hin und breitete ſogar einmal die Arme halb aus, als wolle ſie irgend etwas, irgend jemand umarmen und an ihre Bruſt drücken.

Hieſel! Was für ein entzückender Name das doch war! Es war Stimmung in dieſem Namen, Naturſtimmung. Vor allem aber ſah und hörte ſie bei dem

Klange dieſes Namens den Mann, der ihn trug, die Glieder ſehnig und ſchwellend von trotziger Kraft, das Geſicht dunkel gebräunt von Wind und Wetter, ſo daß der rote Mund unter dem flaumigen Jungmannsbart und die treuherzigen Blauaugen von dieſer dunklen Haut ſeltſam lebhaft abſtachen. Und das Geſicht trug die Züge ihres jungen Sängers, der rote Mund war ſein Mund, die hellen Augen ſahen ſie mit ſeinem Blicke an.

In Wirklichkeit war Matthias ja nicht ſo braun. Er hatte ja in der Stube geſeſſen und war nicht auf den Höhen herumgeſtiegen mit der Büchſe auf der Schulter oder der ſchweren Axt des Holzknechtes. Aber darauf kam's auch gar nicht an. Er war doch einer aus dem Volke dieſer Jäger und Holzfäller. Er gehörte zu dieſem Geſchlechte von Männern, die heute noch an ihre Urvorfahren gemahnten, an die alten Deutſchen, die den Bären und den Auerochſen jagten und das gewaltige Römerreich zertrümmerten, an jenes keuſche und reine Volk, deſſen einzige Laſter darin beſtanden, daß die Männer nach der Jagd oder nach der ſiegreichen Schlacht den Humpen manchmal ein wenig zu raſch kreiſen ließen und auf die rollenden Würfel zu hohe Einſätze wagten. Die Frauen aber waren ihnen den Göttern verwandt, ſie ehrten ſie und machten ſie zu Prieſterinnen. Mit dreißig Jahren freite der Mann, und das Weib, das er dann nahm, war ſeine erſte Liebe. Denn das lockere Leben der jungen Römer, das in der alten römiſchen Geſellſchaft wie in der heutigen als liebenswürdige Schwerenöterei betrachtet und lächelnd geduldet wurde, das galt dieſen Barbaren als eine ſchimpfliche, entehrende Sache.

Wie ſie ſich ſehnte nach dieſer Reinheit, aus der alles andere hervorblüht, was die Liebe köſtlich macht: die rot lodernde Leidenſchaft, die Leib und Leben wagt, die Geliebte zu erringen, die treuherzige Innigkeit, die nichts

von ironischer Selbstbespöttelung weiß, und die Treue, die nicht daran denkt, das Geschenk, das sie heute gegeben, morgen wieder zurückzunehmen!

Während ihr das alles durch die Seele zog, nur zum Teil klar gedacht, zum größeren Teil in dämmernden Gefühlen und Empfindungen, stand das Bild Moosdörfers immer deutlicher vor ihrer aufgeregten Seele. Sie sehnte sich nach ihm, so daß sie nahe daran war, so wie sie ging und stand, die Treppe hinabzulaufen und die nächste Droschke anzurufen, um zu ihm zu fahren.

Hiesel, Hiesel!

Sie liebte ihn. Endlich, endlich liebte sie! Sie wehrte ihm nicht, dem glückseligen Taumel, der ihr ganzes Wesen immer wilder erfaßte. Sie hätte jauchzen mögen über sich selbst und zugleich vor Freude weinen. Es war eine Stimme in ihr, wie sie über Frauen kommt, die sich lange Jahre vergeblich nach einem Kinde gesehnt haben, und denen dann endlich das Glück der Mutterschaft doch noch beschert wird.

Ihr Herz lebte also. Es war nicht tot gewesen. Bloß geschlafen hatte es, immerfort geschlafen, wie Dornröschen im epheuumsponnenen Königsschloß, weil eben der Rechte nicht gekommen war. Jetzt aber, jetzt war er da. Bei seinem bloßen Nahen waren die Riegel und Pforten von selbst aufgesprungen, und all das Leben, das so lange geschlafen hatte, ward lebendig, und das scheintote Prinzeßlein sprang von seinem Lager empor.

Er — er liebte sie wieder. Jetzt schon war er ganz und gar ihr eigen, trotz seiner kindlichen Gewissensbisse, die ihn so liebreizend kleideten. Sie hatte ja seine Herzensangst, seine leidenschaftliche Ruhelosigkeit gesehen, als Mahlow ...

Da war sie im Kreislauf ihrer Gedanken wieder bei dem Manne angelangt, der sie vorhin bei seinem Weg-

gange in einer ſo peinlichen Stimmung zurückgelaſſen hatte.

Dieſe Stimmung war verflogen. Sie dachte nun ohne Haß an ihn, eher in leiſer Wehmut.

Er war doch, trotz allem und allem, ein Vollmenſch, dieſer Mahlow. Schön, vornehm, klug. Warum nur hatte er das Wunder nicht wirken können, das dem jungen Steirer gelungen war, ohne daß er es wollte, ohne daß er es ahnte? Ja, warum nur? War es geweſen, weil ſie bei ſeinen zärtlichen Worten, bei ſeinen Küſſen nie recht hatte daran glauben können, daß es ihm rechter Ernſt ſei, weil ſie immer an die hundert anderen hatte denken müſſen, zu denen er vor ihr ſo geſprochen, die er ſo geküßt hatte? Vielleicht war ſie auch das Gefühl nie recht los geworden, daß es nicht die Liebe allein war, die ihn immer wieder auf baldige Verlobung und Heirat drängen ließ, daß er von den Manichäern gehetzt war.

Armer Menſch! Er konnte ja nichts dafür, daß ein junger Offizier von altem Namen ſo viel Gelegenheit hat, ſeine Empfindungsfähigkeit und ſein Hab und Gut zu verſchwenden. Er wäre vielleicht der Rechte geweſen, wenn ſie ihn nicht erſt kennen gelernt hätte, als er ſchon eine bewegte Vergangenheit hinter ſich hatte und die materielle Sorge ſeinem ganzen Geiſtes- und Gefühlsleben ihren entadelnden Stempel aufgedrückt hatte.

Er war nicht der Rechte geweſen, aber unter anderen Umſtänden hätte er es ſein können. Um dieſer Möglichkeit willen wollte ſie für ihn thun, was ſie thun konnte, ohne dabei ihr eigenes Selbſt zum Opfer zu bringen.

Nur war die Schwierigkeit dabei, daß ſie die Hilfe, die ſie ihm gewähren wollte, leiſten mußte, ohne daß er etwas davon merkte. Sonſt nahm er ſie nicht an.

Frau Bothe war es nicht gewohnt, daß ſich ihrem Willen allzu große Schwierigkeiten entgegentürmten; ſie

faltete ſehr ungnädig die ſchöne Stirn, als ſie die erſten beiden Auskunftsmittel, auf die ſie verfiel, bei näherer Prüfung als unbrauchbar von der Hand weiſen mußte.

Endlich hatte ſie das richtige.

„Ich werde zum alten Hellmers fahren," dachte ſie. „Einen gewiſſen Einfluß auf den Biedermann hat mir der Herr Kommerzienrat ja hinterlaſſen. Der alte Schuft iſt jedenfalls ſelbſt der Hauptgläubiger, und die übrigen hat er an der Hand."

Sie drückte auf den Knopf der elektriſchen Klingel.

Ein hübſches Zöfchen trat zaghaft ein. Sie ſah höchſt erſtaunt darein, als die gnädige Frau ſo guter Laune ſchien. Karl hatte doch vorhin erzählt, daß etwas in der Luft liege.

„Rufen Sie Fräulein Wendt, Laura. Und dann holen Sie mir eine Droſchke, aber eine geſchloſſene."

Die Kleine verſchwand, und gleich darauf trat die Geſellſchafterin ein. Die Ränder ihrer Augen und die Naſenſpitze waren gerötet, in ihrer Stimme klangen noch die Thränen nach.

„Frau Kommerzienrat befehlen?"

Kitty hatte ein im Grunde gutes Herz, deſſen Güte freilich nur dann zum Durchbruch kam, wenn ſich die ſchöne Frau bei ſo roſiger Laune befand wie eben jetzt. Sie redete alſo dem vergrämten Fräulein ſo freundlich zu, ſich die Sache nicht gar ſo ſehr zu Herzen zu nehmen, daß Klara Wendt die rotgeränderten grauen Augen beinahe entſetzt aufriß, was ihrem hageren welken Geſicht einen nicht allzu geiſtreichen Ausdruck verlieh.

Als dem ſchönen Triebe der Nächſtenliebe genug gethan war, gab Kitty der Geſellſchafterin ihre Aufträge.

„Ich fahre noch einmal aus. Sie ſind ſo gut und teilen inzwiſchen dem ganzen Perſonal mit, daß es gekündigt iſt und morgen ziehen muß. Jeder erhält drei

Monate Lohn und gleichfalls für drei Monate Wohnungs- und Koſtgeld. Berechnen Sie die einzelnen Poſten, ſo beiläufig bloß. Auf etliche Mark mehr kommt es ja bei ſolchen Gelegenheiten nicht an. Ferner bringen Sie die Klebekarten in Ordnung und tragen in die Dienſtbücher die Zeugniſſe ein, alle ſo glänzend, als es nur möglich iſt, ohne unwahrſcheinlich zu wirken."

Die Geſellſchafterin zog ſich mit einem unendlich diskreten Ausdruck von teilnahmsvollem Bedauern in der Miene vorſichtig zurück. Es war doch mehr als klar, daß die ſchöne Frau Kommerzienrat nicht ganz geſund im Kopfe war. Dieſer völlige Umſturz des ganzen Hausweſens, ohne jeden erſichtlichen Grund! Dieſer plötzliche Stimmungswechſel! Der arme, arme Mahlow! Er war zuvor mit ſehr finſterer Miene, im Geſicht ganz aſchfahl, fortgegangen. Das Fräulein hatte ihn, hinter dem Fenſtervorhange des Eßzimmers verborgen, beobachtet, wie er mit langen, haſtigen Schritten durch den Vorgarten davonſtürmte. Sie hatte ſich die bitterſten Vorwürfe darüber gemacht, daß ſie die Schuld an dem Korbe trug, den der vergötterte Mann im roten Salon offenbar bekommen hatte. Jetzt aber fing Klara Wendt an zu glauben, daß dieſer Korb eher ein Glück für den Freiherrn ſei. Denn eine Frau zu haben, die ... hm ... Eine böſe Sache, ſo etwas.

Während die Geſellſchafterin an dieſer Theorie zur Erklärung des ſonderbaren Weſens ihrer Herrin herumgrübelte, fuhr Kitty bereits, ziemlich dicht in die Ecke ihres geſchloſſenen Wagens gedrückt, durch Seitenſtraßen, in die ſie kaum je vorher gekommen war und in denen ſie um keinen Preis geſehen werden wollte, weil das zu den übelſten Gerüchten über ſie hätte Anlaß geben müſſen. Die Bankiers von dem Spezialfach des Herrn, zu dem ſie fuhr, wohnen eben nicht in den vornehmſten Stadtvierteln.

Aus dem nämlichen Grunde war es ihr sehr angenehm, daß, obwohl es schon ziemlich dunkel war, im Thorweg des großen Hauses, vor dem der Wagen endlich hielt, noch kein Gas brannte. Sie schlüpfte rasch aus dem Wagen, winkte dem Kutscher, daß er warten solle, und huschte dann in die Höhle, die ihr dunkel entgegengähnte und einen dumpfen Geruch, widerlich säuerlich, wie von dem Angstschweiß gequälter Menschen herrührend, auf die Straße herausſandte.

Am Fuße der Treppe begegnete ihr ein Herr, der in Gang und Haltung den Offizier in Zivil unverkennbar verriet. Erst erschrak sie, als ihre scharfen Augen aber trotz des tiefen Halbdunkels festgestellt hatten, daß der Mann ihr völlig fremd war, nickte sie befriedigt. Bei Herrn Hellmers war's also noch Geschäftszeit.

Vorsichtig stieg sie die Treppe empor. Die Stufen waren steil und ausgetreten, und das Geländer anzufassen scheute sie sich.

Endlich hatte sie die richtige Thür gefunden. Sie klingelte, und ein hagerer junger Schreiber öffnete ihr, der vor Erstaunen fast in Ohnmacht fiel, als er beim Scheine der von der Decke des Vorzimmers herabhängenden Petroleumlampe erkannte, daß es eine junge, vornehme und allem Anschein nach gut situierte Dame war, die an dieser Thür so spät noch Einlaß begehrte.

„Herr Hellmers ist ja eigentlich ... nicht mehr zu ... zu sprechen," stotterte er.

„Aber ausnahmsweise doch, nicht wahr?" ergänzte die Dame ruhig. „Melden Sie ihm also, bitte, daß ihn jemand ausnahmsweise zu sprechen wünscht, und zwar möglichst sofort."

Der junge Herr knickte unter dieser herrischen Bestimmtheit der Fremden fast zusammen. Ueber seine eigenen Füße stolpernd, stürzte er auf eine der Thüren zu, die

aus dem Vorzimmer in die inneren Räume führten, riß sie auf und bat die gnädige Frau mit tiefem Bückling, einzutreten. Dann raste er auf eine andere Thür zu, um Herrn Hellmers zu holen.

Dieser kam so rasch, daß Kitty kaum Zeit gefunden hatte, sich in dem kleinen Salon, in dem sie stand, umzusehen und festzustellen, daß es hier aussah wie in der guten Stube eines soliden, vielleicht zu pedantisch soliden Berliner Rentiers aus dem Kleinbürgerstande, als der Hausherr auch schon eintrat.

„Ah, welche Ehre, Frau Kom ..."

„St!" zischte Frau Bothe energisch, wobei sie nach der Thür blickte, die der Schreiber eben von außen zuzog. Hellmers schwieg erschrocken und stand nun vor seinem Besuche in der Haltung eines demütigen Höflings, der nach der Etikette zu warten hat, bis die Frau Königin ihn anredet.

Kitty ließ ihn ein paar Sekunden warten. Es interessierte sie, sich den Mann anzusehen. Diese behäbige Gestalt im ehrbaren schwarzen Gehrock, dieser Apostelkopf mit dem lang herabwallenden Weißbart und dem ein wenig pastoralen Zug um Mund und Augen ... wer hätte vermutet, daß hinter dieser wohlanständigen Außenseite einer der gefährlichsten Kehlabschneider Berlins steckte?

„Setzen wir uns," sagte Kitty endlich.

Nachdem sie Platz genommen hatten, fuhr sie fort: „Schenken Sie mir mal reinen Wein ein, Herr Hellmers: wie steht es eigentlich mit dem Freiherrn v. Mahlow?"

In dem Gesichte des Wucherers ging eine merkwürdig rasche Veränderung vor sich. Bis jetzt war dort nichts zu lesen gewesen als gottergebene Demut, verbunden mit einem sanften Erstaunen über die unerwartete Ehre, die seinem geringen Heim durch den Besuch der Frau Kommerzienrat Kitty Bothe, geborenen v. Hopfgarten, wider-

fuhr. Sowie aber der Name Mahlow von den Lippen der Dame gefallen war, sah Herr Hellmers einem aus gierigen Augen spähenden Geier, dem ein wunderliches Naturspiel einen langen weißen Bart am Unterschnabel hatte wachsen lassen, täuschend ähnlich.

„Hm ... so so ... ich weiß nicht recht ..."

„Sie können ruhig sprechen," sagte Kitty gelassen. „Sie schaden ihm nicht. Er hat Ihnen wahrscheinlich erzählt, daß er sich demnächst mit mir verloben wird. Damit ist es vorbei."

Wie von einem Peitschenschlag getroffen fuhr der Alte in die Höhe und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe. „Was?" zeterte er. „Was?"

„Es ist aus," wiederholte Kitty ruhig.

„Mein Geld! Mein schönes, schönes Geld! Das ist Betrug! Aber er soll mir's büßen, der Schwindler, der Betrüger, der Halunke, der ..."

„Ruhig, Mann!" herrschte ihn Frau Bothe unmutig an. „Was ist das für ein Betragen? Schämen Sie sich denn gar nicht?"

„Sie haben gut reden," fauchte der Geldmann giftig zurück, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte, mit der bloßen Hand, ohne sein Taschentuch zu bemühen. „Sie verlieren nichts. Ja, wenn man's recht besieht, sind Sie mitschuldig daran, daß andere ihr sauer zusammengedarbtes bißchen ..."

„Das ist eine Frechheit, Hellmers," sagte Kitty eisig. „Hüten Sie Ihre Zunge! Oder meinen Sie vielleicht, ich weiß um die Geschichte nicht, die Ihnen etliche Jährchen Gefängnis eingetragen hätte, wenn Bothe es hätte eingestehen wollen, daß auch er sich einmal habe betrügen lassen und gar von seinem eigenen Angestellten? Ich weiß darum, und verjährt ist die Geschichte auch noch nicht."

Die zornige Röte in dem Geſicht des alten Herrn wich plötzlich einer fahlen Bläſſe, die große, breite, fette Geſtalt zog ſich demütig und erſchreckt zuſammen. Es war, als ob Hellmers unter dem Blicke Kittys um einige Zoll kleiner würde und zugleich vom Fleiſche fiele. Der ehrbare ſchwarze Rock, der ihm eben noch ſo wohlhäbig prall am Leibe ſaß, ſchlotterte ja jetzt förmlich über Bruſt und Schultern.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ ächzte er. „Aber ... aber ... ich ... wenn man ſo ſein ſauer zuſammengedarbtes ...“

Frau Bothe ſchnitt ihm das Wort ab. „Laſſen Sie doch dieſe lächerliche Redensart. Den Grundſtock Ihres Vermögens haben Sie dem ſeligen Kommerzienrat abgeſchwindelt; der Reſt mag ja zuſammengedarbt ſein, aber da haben nicht Sie gedarbt, ſondern die anderen, die armen Teufel, die Ihnen in die Klauen fielen. So liegt die Sache. Darum deklamieren Sie nicht, ſondern ſetzen Sie ſich wieder, und antworten Sie vernünftig auf meine Frage: wie ſteht es um den Freiherrn v. Mahlow?“

Hellmers ließ ſich nieder und wiſchte ſich wieder die Stirn. Diesmal aber gebrauchte er ſein Taſchentuch dazu, ſein feines, weißes Taſchentuch, in deſſen Ecke ein großes Monogramm geſtickt war. „Faul, oberfaul,“ ſagte er kummervoll. „Jetzt, da Sie von ihm nichts mehr wiſſen wollen, iſt der Mann für keine fünfzig Pfennig mehr gut. Dabei hat er aber mindeſtens dreißigtauſend Mark Schulden.“

„Etwas davon wird ja wohl gedeckt ſein?“

„Jawohl, gedeckt! Keine Spur!“

„Es iſt doch das Gut da?“

„Weit über den Wert belaſtet, gnädige Frau. Ueber den Wert! Sein Bruder, der darauf ſitzt, wirtſchaftet mit Müh' und Not die Hypothekenzinſen heraus. Wenn's

zur Zwangsversteigerung kommt, fallen noch von den eingetragenen Forderungen welche aus."

„Und die Erbschaften, die er zu erwarten hat?"

„Nicht 'ne Mark. Er hat ja wohl so 'n altes Fräulein von Tante und einen Onkel. Die Tante aber hat nur so 'n bißchen, hundertundzwanzig Mille. Das erben die beiden Brüder zu gleichen Teilen. Das Testament liegt beim Gericht. Nun hat aber der Rittmeister seinen Teil schon vor Jahren an Geldmänner cediert, die ihn damals rangierten und ihm noch 'n paar Kröten herauszahlten. Ihre eigenen Forderungen haben sie sich dabei natürlich mit in erster Reihe bezahlt gemacht. Solche Kerle wissen sich ja immer zu decken, ein reeller Geschäftsmann aber fällt herein."

Er hielt inne, um über die Verderbtheit einer Welt, in der es einem reellen Geschäftsmann so traurig ergehen kann, recht aus tiefster Seele zu seufzen. Der sarkastische Blick der Dame ihm gegenüber aber ließ den Seufzer nicht so recht salbungsvoll geraten, und Herr Hellmers referierte weiter, wobei seine Stimme ein wenig geärgert klang: „Bliebe also noch der Onkel. Das ist aber ein alter Querkopf, der sich bereits mit dem Vater des Rittmeisters nicht vertrug und die Söhne schon gar nicht sehen will. Er will überhaupt niemand sehen, sondern haust wie ein Dachs in seiner Villa in Steglitz. Der Alte ist ja schwer reich. Seine vier, fünf Milliönchen hat er beisammen —"

„So viel?" warf Frau Kitty erstaunt ein.

„Eher mehr, mehr eher als weniger," versicherte Hellmers, dem bei der Vorstellung so vielen Geldes das Wasser sichtlich im Munde zusammenlief. „Hat er in Amerika gemacht. Er war ein smarter Kaufmann. Davon kriegen die Neffen aber keinen roten Pfennig. Ueberhaupt keiner. Irrenhäuser will der Alte nach seinem Tode davon bauen lassen. Er sagt, die lieben Deutschen kämen

ihm alleſamt ſo närriſch vor, daß der Narrenhäuſer viel, viel zu wenig ſeien. Eine boshafte Canaille, der Alte. Aber ein vorzüglicher Geſchäftsmann war er ſeiner Zeit, trotz ſeines alten Adels."

Frau Bothe nickte gedankenvoll mit dem ſchönen Haupt. „Dann ſteht es freilich ſchlimm um die Dreißigtauſend," ſagte ſie langſam. „Sie ſind der Hauptgläubiger?"

Hellmers fuhr ſich wieder mit beiden Händen an die Schläfen. „Gott ſei's geklagt, ja! Ueber zwanzigtauſend Mark Wechſel hab' ich ihm diskontiert —"

„Da beträgt Ihr wirklicher Schaden vielleicht zwölftauſend," ſchaltete Kitty trocken ein.

Der Wucherer hob die Augen mit leidvollem Ausdruck zur Decke empor, als wolle er den Mieter, der eine Treppe höher wohnte, zum Zeugen anrufen, wie bitter unrecht ihm gethan wurde. Er wagte aber nichts zu antworten. Frau Bothe ſah ihm mit humoriſtiſchem Augenzwinkern zu. Sein ſtummes Spiel beluſtigte ſie ſichtlich.

Nach einer Weile ſagte ſie: „Da Sie aber ſchon einmal ſo tief drin ſitzen, wäre es vielleicht das klügſte, wenn Sie den Reſt ſeiner Wechſel auch noch aufkauften und ihm dann Zeit zum Bezahlen ließen. Vielleicht rafft ſich der Mann noch auf, wenn ihm der Hals nicht zugeſchnürt wird."

Ihre Hoffnung, der Wucherer würde den Vorſchlag als blutigen Hohn auffaſſen und wütend auf ſie los fahren, wurde ſchmählich enttäuſcht. Herr Hellmers war ein geriebener alter Fuchs. Während er den verzweifelten Greis ſpielte, der ſeinen verlorenen Erſparniſſen nachwimmert, hatte er ſich heimlich den Kopf zerbrochen, was der Beſuch der Frau Kommerzienrat eigentlich zu bedeuten haben könne, wenn zwiſchen ihr und ſeinem Klienten wirklich alles vorbei war. Die letzte Wendung des Geſpräches warf ihm einen orientierenden Blitz in dieſes Dunkel.

Er ſah die Dame liſtig an und ſagte: „Als Ihr Strohmann würd' ich's ſchon thun."

„Das iſt gut!" ſagte Kitty, ein wenig verblüfft. „Wie käme ich dazu?"

Hellmers wiegte nachdenklich das Apoſtelhaupt. Man ſah ihm dabei deutlich an, wie innig er den Triumph ſeiner überlegenen Geiſteskraft genoß. „Ich bin ein armer Mann von geringer Herkunft," ſagte er demütigen Tones. „Mein Vater war Budiker. Ich habe mich niemals in den feinen Kreiſen bewegt. Wie kann ich da wiſſen, was für Gründe eine Dame aus dieſen Kreiſen für ihre Handlungen hat? Ich kann höchſtens raten. Vielleicht paßt es Ihnen nicht, daß der Herr Rittmeiſter gleich nach Ihrem Bruch mit ihm vor die Hunde geht. Die Sache war ziemlich bekannt geworden. Da könnten die Leute ſagen, Sie hätten ihn auf dem Gewiſſen, weil er ſich in der Zeit, die Sie ihn — Sie verzeihen, Frau Kommerzienrat! — am Narrenſeil führten, anderswo umſehen und vielleicht Erfolg hätte haben können."

Er hielt inne. Unter dem weißen Schnurrbart zuckte es hämiſch.

Dann fuhr er vorſichtig fort: „Das wäre ſchon ein Grund. Wenn ich Sie mehr für eine Realpolitikerin halten darf, ſo kann ich noch anders raten. Sie haben mit ihm gebrochen, aber vielleicht nur auf Zeit. Er kann ſich mißliebig gemacht haben, Eiferſüchtelei und ſo. Da wollen Sie ihn los ſein, ſich ihn aber für ſpäter konſervieren."

Kitty war bei dieſer lauernden Rede des alten Schurken ein wenig rot geworden. „Sie raten etwas impertinent, Hellmers," unterbrach ſie ihn in hochmütigem Tone. „Sie wiſſen alſo nun, was Sie zu thun haben. Sie rangieren den Freiherrn und eröffnen ihm noch einen weiteren Kredit von zehntauſend Mark. Dabei darf er aber nicht

bewuchert werden, verſtanden? Sie werden da einmal Gelegenheit haben, die Rolle des gottesfürchtigen Biedermanns, die Sie ſo gern ſpielen, auch im Geldpunkte durchzuführen. Die alten Papiere löſe ich mit dem vollen Betrage bei Ihnen ein, ebenſo die, die ſich jetzt noch in den Händen Ihrer Herren Kollegen befinden und die Sie wahrſcheinlich ſehr billig einhandeln werden. Die Differenz mögen Sie an der Geſchichte verdienen. Dagegen ſind Sie zu abſolutem Stillſchweigen verpflichtet, gegen jedermann, hören Sie? Wenn ich dahinterkomme, daß Sie etwas weitererzählt haben, ſo dürfen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen. Namentlich der Freiherr ſelbſt darf durchaus nicht ahnen, woher die plötzliche Veränderung Ihres Weſens kommt. Der Verkehr zwiſchen uns iſt brieflich. Wenn Sie ſelbſt zu mir kommen müſſen, ſo bemühen Sie ſich über die Seitentreppe und laſſen ſich als Tapezierer Lehmann anmelden."

Sie beendete die Unterredung mit einem leichten Kopfnicken, erhob ſich und rauſchte an dem Wucherer vorüber, der ſich bis zur Erde verneigte und ihr dann folgte, hinaus. Dem Schreiber im Vorzimmer, der ihr dienſtfertig die Thür aufriß, antwortete ſie auf ſeinen devoten Gruß viel, viel freundlicher als dem Brotherrn des armen Sklaven.

Trotz dieſer ſchlechten Behandlung, die ſie Herrn Hellmers hatte angedeihen laſſen, folgte ihr die Treppe hinab das fatale Gefühl, daß ſie die Ueberlegenheit des geriebenen alten Schlaukopfs zu koſten bekommen habe. Das Bewußtſein, daß nun zwiſchen ihr und dieſem Menſchen eine vertrauliche Beziehung beſtand, beläſtigte ſie wie das Gefühl einer ekelerregenden körperlichen Beſudelung. Wie zuvor nach dem Weggange Mahlows flüchtete ſie ſich vor den peinlichen Gedanken in Zukunftsträume von einem Liebesglück, das über alle Maßen innig

war und die Kraft dieser Innigkeit aus der großen Unschuld und Reinheit schöpfte, die ihr aus den Augen ihres Geliebten entgegenleuchtete.

Ihre Augen funkelten wie zwei Sterne in dem Dunkel des Wagens, ihr Atem ging rasch, ihr Herz klopfte mit jagenden Schlägen. Durch den Sinn aber zogen ihr die Verse aus Lenaus „Don Juan“:

„Ich möchte, waschend mich von alten Tagen,
Den Ozean durch meine Seele jagen.“

Zehntes Kapitel.

Für Matthias Moosdörfer waren die ersten Tage in Berlin eine böse Zeit.

Die knabenhaft scheue und zugleich leidenschaftlich wilde Liebe zu seiner schönen Gönnerin, die ihm bisher wie ein im Verborgenen glimmendes Schadenfeuer das Herz mit ihrem Gluthauch geängstigt hatte, ohne mit hell aufsteigenden Flammengarben den Sitz des Unheils anzuzeigen, hatte in den Minuten, in denen der junge Mensch dabei stehen mußte, als Kitty und der schöne stolze Fremde so vertraulich miteinander umgingen, die Decken durchbrochen, die sie niederhalten und ersticken wollten, und loderte nun wild und zügellos. Die guten Vorsätze, die Matthias so tief und ernst gefaßt hatte, schmolzen vor dem glühenden Atem dieses Brandes machtlos dahin wie Wachs, und das Bild des jungen Mädchens in dem kleinen Hause im fernen Graz ging im Herzen Moosdörfers unter, wie in der Brandröte, mit der ein Großfeuer den Nachthimmel anglüht, die Sterne erbleichen und untergehen.

In der ersten Nacht, die der junge Mann unter dem Dache seines neuen Heims zubrachte, war die Gefahr ziemlich groß, daß er Selbstmord beging. So wütend

zerfleiſchten ihm die quälendſten Empfindungen, die ein Mann erfahren kann, ohnmächtige, hoffnungsloſe Liebe und ohnmächtiger, hoffnungsloſer Haß, das Herz. So nahe an den Rand des Wahnſinns wirbelte ihn der Sturm der Leidenſchaft, daß er, als die zwölf Schläge der Mitternacht von irgend einem Kirchturm der fremden Stadt zu ihm hereindröhnten, niederkniete und zitternd, mit gefalteten Händen, als verrichte er ſein Abendgebet, den Teufel anflehte, den perſönlichen Teufel mit Bocksfüßen und Hörnern, er möge ihm erſcheinen und den hölliſchen Pakt mitbringen, den Moosdörfer ſo gerne mit ſeinem Herzblut unterzeichnen wollte, um reich und vornehm zu werden. So reich und vornehm, wie es einer ſein mußte, der einen adeligen Reiteroffizier im Zweikampf erlegen und dann um das ſchönſte Weib der Erde freien wollte.

Aber ſein Stammeln verklang ungehört. Herr Samiel kam nicht. Statt ſeiner kam die Ernüchterung, eine jener Pauſen voll Kleinmut und Todesmattigkeit, die in den Stürmen des menſchlichen Herzens das ſind, was im Orkan auf tropiſcher See die Augenblicke plötzlich eingetretener bänglicher Windſtille, in denen die Wolken pfeilſchnell über den düſteren Himmel jagen, die Wogen turmhoch ſich aufbäumen, die Segel des Schiffes aber ſchlaff und ſchwer und tot, von keinem Windhauch gebläht, an den Maſten hängen. Matthias warf ſich, das Geſicht nach unten, über ſein Bett und ſchluchzte in krampfhaften Stößen wie ein mißhandeltes Kind. Er fühlte ſich ſo klein, ſo nichtig, ſo verworfen, ſo lächerlich, ſo über alle Maßen elend. Wer war er denn, daß er ſeine Augen ſo hoch erhob, daß er in verblendeter Anmaßung nach den Sternen langte? Und ſeine arme, arme Pepi, die ihn ſo lieb hatte, die vielleicht gerade jetzt in ihrem engen Stübchen in Graz das dunkelhaarige Köpfchen in

die Kissen vergrub und in einen Zipfel der Bettdecke biß, damit ihre Schwester es nicht höre, wie sie in Sehnsucht nach ihrem Verlobten weinte! In Sehnsucht nach einem, der ihre Liebe gar nicht verdiente, der in vermessener Leidenschaft an eine andere dachte!

Moosdörfer wollte dem Spuk, der ihm Leib und Seele beherte, entrinnen. Zurück nach Graz wollte er, gleich morgen. Reumütig hintreten vor sein Mädchen wollte er, ihre Hände in den seinen halten, ihr beichten und sie um Verzeihung bitten. Was hatte er mit der vornehmen Dame und ihrem Kavalier zu schaffen?

Aber da schrie die Eifersucht wieder wild und gellend in seiner Seele auf, und der tolle Hexensabbath der Leidenschaft brauste von neuem los. Wenn dieser Kavalier sie unglücklich machte, die Schöne, Gute, Edle! Sah er nicht aus wie ein blonder, frecher Teufel, dieser Herr v. Mahlow, als er sich auf dem Bahnhof Kittys bemächtigte? Und der Blick, mit dem sie sich nach ihm selbst, nach dem armen Matthias, umgesehen hatte! Lag es nicht in diesem Blick wie ein Hilferuf, wie eine stumme, angstvolle Bitte: Steh mir bei? Erlöse mich von diesem Bösen! Warum sollte er ihr denn nicht helfen, sie nicht lieben dürfen? Warum sie nicht auch ihn? Weil er zu gering war? Seine Herkunft, sein Stand waren gering, aber er selbst nicht. Sie hatten doch ein Talent in ihm entdeckt, ein großes Talent, das mehr wog als ein pergamentener Stammbaum. Und wenn er zehnmal ein geringer Mann gewesen wäre, war es nicht in hundert Büchern zu lesen, daß die stolzesten Frauen, Königstöchter sogar, ihre Liebe oft und oft der Geringsten einem, einem ihrer eigenen Diener, geschenkt hatten?

Mit fieberischer Hast grub Matthias in seiner Erinnerung nach den großen und kleinen Zeichen, die dafür sprachen, daß Kitty ihn liebte. Er hatte sie bald alle

beiſammen; von jenem letzten ſonderbaren, um Vergebung flehenden, ſeine Hilfe anrufenden Blicke auf dem Bahnſteig bis zurück zu dem Morgen im Hotel Daniel, wo ihn die ſchöne Frau ſo nahe an ihre Seite hatte treten heißen, daß er den Duft ihres Haares einatmen, die lebendige Wärme ihres Leibes fühlen mußte, fehlte nicht eines dieſer Liebeszeichen.

„Sie iſt mir gut! Sie iſt mir gut!“ jubelte und frohlockte es in ihm.

Dann wieder ſchlug die Eiferſucht ihre mörderiſchen Geierfänge in das arme, zuckende Herz.

Endlich ſchlief Matthias erſchöpft ein.

Als er des anderen Morgens zum Frühſtück in das Eßzimmer der Familie kam, ſahen ihn alle mit verſtohlener Neugier an. Wie der junge Menſch ausſah! Dieſe dunklen Ringe unter den fieberiſch glänzenden Augen, das Geſicht über Nacht beinahe hager geworden, und der Mund ſo rot und heiß. Herr Riedel-Steinfels ſchüttelte unzufrieden das graulockige Haupt, als er alle dieſe Zeichen eines verſtörten Gemütes bemerkt hatte, ſeine Frau wünſchte im ſtillen auf die Erzkokette, wie ſie die Frau Kommerzienrat nannte, alles Unheil herab, das der Himmel über eine ſchöne Sünderin nur verhängen kann. Die Schriftſtellerin Bettina hätte am liebſten Papier und Bleiſtift geholt, um im Anblicke des Modells eine Schilderung des Eindrucks zu ſkizzieren, den ein im Netze eines raffinierten Weibes zappelnder leidenſchaftlicher Knabe macht, nachdem er eine Nacht in Eiferſuchtsqualen durchwacht hat. Luischen verliebte ſich beinahe in den romantiſchen Jüngling.

„Nun, Herr Moosdörfer,“ fragte die Hausfrau nach einer Weile, „wie war denn die erſte Nacht in der Fremde?“

Matthias bedankte ſich für die gütige Nachfrage, ohne den Blick von ſeiner Kaffeetaſſe zu erheben. „Viel ge-

ſchlafen hab' ich grad nit," meinte er. „Mir iſt ſo viel im Kopf herum'gangen."

Das Ehepaar und die älteſte Tochter wechſelten einen ſehr beredten Blick.

„Wahrſcheinlich konnten Sie nicht ſchlafen, weil Sie zu viel an das vergnügte Leben denken mußten, das Sie hier in Berlin als Studierender der Muſik führen wollen," bemerkte der Profeſſor ſcherzhaft. „Da werden Sie ſich aber geirrt haben, mein Sohn. Ein paar Tage gebe ich Ihnen frei, damit Sie ſich Berlin anſehen, dann aber heißt es heran an die Arbeit."

Matthias ſchüttelte ſehr energiſch den Blondkopf. „Daran denk' ich nit, Herr Profeſſor, an das luſtige Leben. Ich brauch' auch die paar Tag' nicht. Berlin werd' ich ſchon ganz von ſelber ſo nach und nach kennen lernen. Am liebſten möcht' ich gleich jetzt anfangen zu üben und zu lernen und nicht aufhören, bis ich fertig bin, ganz und gar fertig."

„Ein wichtiges Zeichen!" dachte Bettina. „Leidenſchaftlicher Thätigkeitstrieb, um ſich der Geliebten würdig zu zeigen und ſich in ihre Sphäre zu erheben."

„Das iſt recht!" lobte der Muſiklehrer ſeinen Schüler. „Sie haben in kurzer Zeit Großes zu leiſten, da iſt dieſer Feuereifer ſehr nötig."

„'s is nicht allein die Muſik," antwortete Matthias. „Ich hab' nur die ſechs Volksſchulklaſſen g'macht in Graz, und dann eine gewerbliche Fortbildungsſchul' beſucht. Da werd' ich auch ſonſt noch allerhand lernen müſſen, Sprachen zum Beiſpiel."

Riedel-Steinfels nickte. „Gewiß. Vor allem ein bißchen Franzöſiſch und Italieniſch."

„Ja," fuhr Moosdörfer eifrig fort. „Und dann werd' ich wohl auch eine Menge leſen müſſen. So die Bücher, die man geleſen haben muß."

„Darin werde ich Ihnen zur Hand gehen," ſagte Bettina. „Ich beſitze ſelbſt eine ganz anſtändige Bibliothek, und was ich nicht habe, bekommen wir aus der Leihbibliothek. Ich werde Ihnen heute noch die Liſte der Sachen zuſammenſtellen, mit denen Sie ſich zuerſt bekannt machen müſſen."

Fräulein Luischen wollte um ihr Leben gern an dieſer furchtbar intereſſanten Thätigkeit, aus dem jungen Aelpler mit den melancholiſchen Augen einen ſalonfähigen Stadtmenſchen zurecht zu kultivieren, ihren Anteil haben. Sie war ſteinunglücklich, als ihr nicht gleich einfiel, worin dieſer Anteil wohl beſtehen könne. Endlich aber hatte ſie's gefunden und wandte ſich nun freudeſtrahlend an ihren Papa.

„Herr Moosdörfer wird doch auch Klavierſtunden haben müſſen. Wenigſtens ſo viel, daß er ſeine Partien ſtudieren oder ſich zu einem Liede begleiten kann. Dieſe Stunden gebe ich ihm, ja?"

„Guck' mal einer!" rief der alte Herr vergnügt. „Fröſchelchen will Klavierſtunde geben! Kannſt doch ſelber nichts Rechtes, Froſch!"

Das junge Mädchen verzog ſchmollend den hübſchen Mund. „Weil ich noch in keinem Konzert mitwirken kann? Brauch' ich doch gar nicht, um Herrn Moosdörfer die Anfangsgründe beizubringen."

„Später vielleicht, Fröſchelchen. Gleich im Anfang würde ihm's zu viel werden. Singen, Sprachen, Lektüre ... Klavierſpielen auch noch? Wo ſoll er denn die Zeit zu allem herkriegen?"

Luischen wollte zu der ablehnenden Haltung ihres Vaters gerade eine höchſt ungnädige Schmollmiene aufſetzen, als ihr Matthias zu Hilfe kam und verſicherte: „O, Herr Profeſſor, um die Zeit is mir nit bang'! Wenn einer was lernen will, findet er ſchon die Zeit

dazu. Ans Klavierſpielen hab' ich ohnedem ſelber gedacht. Wenn das gnädige Fräul'n ſo gut ſein will, ich werd' ſchon recht fleißig ſein."

Auf Anregung von Fräulein Luischen wurde ſofort ein Stundenplan beraten, nach dem der Tag Moosdörfers zwiſchen den verſchiedenen Studien, die ihm oblagen, verteilt werden ſollte.

Als dieſe Einteilung feſtgelegt war, ſagte Bettina, die ſich an ihrer Erörterung wenig beteiligt hatte, mit trockenem Humor: „Wenn Sie das ein Jahr lang aushalten, Herr Moosdörfer, dann ſind Sie geſellſchaftlich unmöglich vor Bildung. Namentlich die Herren werden ſich dafür bedanken, mit einem Menſchen umzugehen, der alles das erſt in der jüngſten Zeit gelernt und darum noch nicht vergeſſen hat."

Dieſe Prophezeiung ſchreckte Matthias nicht ab, mit der Durchführung des Programms ſofort anzufangen. Bis zum zweiten Frühſtück trieb er unter Leitung des Profeſſors Geſangsübungen, dann ſaß er neben Luischen am Klavier und vergoß ſauren Schweiß über den Schwierigkeiten des Fingerſatzes. Dann ſaß er über zwei Bänden Gerhardt Hauptmann, mit denen die Bücherliſte, die ihm Bettina aufgeſtellt hatte, anfing. Nach dem Mittageſſen machte er unter der Anleitung der Frau Profeſſor die Erfahrung, daß das Franzöſiſche eine wunderliche Sprache iſt, in der man au ſchreibt, wo man o ſagt, in der man Endſilben verſchlucken und auch ſonſt noch allerlei Hinterliſt anwenden muß, die einem ehrlichen Deutſchen ſchwer genug fällt.

Nach dieſen Sprachſtudien hatte der von Lerneifer glühende junge Mann ſeine Geſangsübungen wieder vornehmen wollen. Dazu kam es aber nicht, weil die Abendpoſt einen Brief brachte, bei deſſen Anblick alle ſeine Gewiſſensqualen in ihm neuerdings lebendig wurden. Die Adreſſe war von Pepis Hand geſchrieben.

Er ging mit dem Schreiben in ſein Zimmer hinüber, öffnete es zögernd und las:

„Mein lieber, lieber Matthias!

Soeben haben wir Dein Telegramm bekommen, in dem Du uns Deine glückliche Ankunft mitteilſt. Ich ſchreibe Dir ſofort, weil ich mir denke, daß Du Dich in den erſten Tagen, bevor Du Dich mit den Menſchen dort angefreundet haſt, recht einſam und verlaſſen vorkommen wirſt, und es Dir eine Freude ſein wird, einen Beweis zu bekommen, daß die Leute weit unten im Süden, zwiſchen den Bergen, an Dich denken.

Und dann will ich Dir viel, viel Glück wünſchen, Matthias. Möge es der liebe Gott ſo fügen, daß Deine Beſtrebungen Erfolg haben, und alle Deine Wünſche ſich erfüllen.

Vater hat ſich ſehr gefreut über das Telegramm und läßt Dich recht ſchön grüßen. Auch die Mutter und Marie und Mizzerl. Ich küſſe Dich herzlich als

Deine Pepi."

Matthias Moosdörfer las bis herab zu der Unterſchrift, dann drehte er das Blatt wieder um und begann von vorne zu leſen, und dann fielen aus ſeinen Augen die heißen Thränen auf das Brieflein, ſo daß das feine blaßblaue Elfenbeinpapier, das ſich Pepi offenbar angeſchafft hatte, um ihrem vornehm gewordenen Verlobten keine Schande zu machen, garſtige Flecken bekam, und die ein wenig ſchulmädchenhafte Handſchrift an manchen Stellen in einem trüben kleinen Teiche ertrank.

Das arme, arme Kind! Wenn ſie geahnt hätte, wohin die Wünſche gingen, deren Erfüllung ſie beim lieben Gott das Wort redete! Oder ahnte ſie es und wünſchte ihm dieſe Erfüllung doch, weil ſie ihn ſo unendlich lieb hatte, daß ſie bereit war, ſein Glück mit ihrem eigenen Unglück zu erkaufen? Faſt wollte es dem jungen Mann

ſcheinen, als leſe er eine ſolche Ahnung zwiſchen den Zeilen des ſo ſeltſam reſigniert klingenden Schreibens ſeiner jungen Braut.

Und wie es ihn quälte, daß ſein neues Leben gleich mit einem Betrug anfing, der an den alten Freunden begangen wurde! Das Telegramm, über das ſich Vater Weinzierl ſo gefreut hatte, das Pepi mit dieſem herzigen Briefe beantwortete, es war ja gar nicht von ihm. Riedel-Steinfels hatte es wohl abgeſandt, während er ſelbſt geſtern nachmittag in ſeinem Zimmer ſaß und keinen Gedanken übrig hatte für ſeine Lieben in der Heimat, und er hatte die Depeſche ſo abgefaßt, als rühre ſie von Matthias ſelber her, um die guten Leute nicht zu beunruhigen.

Einen Augenblick war es Matthias wiederum zu Mut, als müſſe er den naß geweinten Brief in ſein Taſchenbuch legen, dann ſeinen Hut nehmen und aus dem Hauſe ſchleichen, um vom nächſten Bahnhof nach Graz zu fahren. Aber die Anwandlung wich bald von ihm. Zu zäh waren die Bande, die ihn an die Stadt feſſelten, wo Kitty lebte, und ſeine Willenskraft von dem Banne, in den ihn das ſchöne Weib geſchlagen hatte, zu gelähmt. Er bewies ſich wieder einmal mit hundert Scheingründen, daß er ſich lächerlich machen würde durch ſolche Flucht.

Dann kramte er Schreibzeug und Briefpapier hervor, um Pepi zu antworten. Er ſuchte die ſpärlichen Eindrücke zuſammen, die ihm von ſeiner Fahrt mit dem Profeſſor im Gedächtnis haften geblieben waren, um Pepi einen Begriff von der Großartigkeit Berlins zu geben, er ſchilderte den Profeſſor, ſeine Frau, Bettina und Luiſe, er ſprach von ſeinen Arbeiten und Studienplänen.

Als der Brief endlich fertig war, ſchloß ihn Moosdörfer mit fieberhafter Eile und klingelte gleich darauf dem Dienſtmädchen, um das Schreiben aus der Hand

zu haben. Er fürchtete heimlich, daß er es ſonſt doch noch zerreißen und an ſeiner Stelle einen anderen, ehrlicheren Brief ſchreiben würde, der durch ſeine Ehrlichkeit großes Herzeleid über Pepi brächte.

„Zu was ſollt' ich das thun?“ murmelte er trübe vor ſich hin. „Sie wird ja do' den fein'n Herrn heiraten, und i ... mein Gott, wann i nit hin werd', ſo werd' i halt mit der Zeit ruhiger wer'n und mein arm's Peperl, was mi' ſo gern haben thut, aus Graz holen.“

Sie war aber nicht ganz echt, dieſe Reſignation. Sie war nur eine jener Spiegelfechtereien vor dem eigenen Ich, zu denen auch der Ehrlichſte zuweilen greift, wenn er Grund hat, mit ſich ſelber unzufrieden zu ſein und dieſem quälenden Gefühle entrinnen möchte. Wäre die verzichtende Stimmung ſo ganz aus dem Tiefſten ſeines Herzens herausgeboren geweſen, hätte Matthias nicht fünf Minuten nach Abgang des Briefes ſchon wieder über ſeinen Büchern geſeſſen und mit ſolchem heißen, ungeduldigen Eifer Studien getrieben, deren er nicht bedurfte, der beſcheidenen Pepi Weinzierl zu gefallen, die ihm aber dringend und unumgänglich nötig waren, wenn er Frau Kitty Bothe ebenbürtig werden wollte.

Von ſeinem Idol hörte Matthias in den nächſten Tagen nichts. Der Profeſſor ſchien es gefliſſentlich zu vermeiden, ſeinem Schüler gegenüber den Namen der ſchönen Frau auszuſprechen, und die jungen Leute, die das berühmte Konſervatorium Riedel-Steinfels beſuchten und Matthias neugierig, hochmütig und zumeiſt auch ziemlich mißgünſtig anſtarrten, ſchienen noch nicht zu wiſſen, wer in dem jungen Handwerksgeſellen den phänomenalen Tenor entdeckt hatte. Matthias hielt ſich übrigens von ihnen allen, von den Jünglingen mit den Genielocken über der Stirn, wie von den ein wenig dreiſt und emanzipiert ſich gebärdenden jungen Mädchen, faſt unhöflich

fern. Er wollte keine Bekanntschaften haben, die ihn gestört und zerstreut und seine Zeit in Anspruch genommen hätten, er wollte arbeiten, arbeiten, arbeiten mit unzersplitterter, gesammelter Kraft.

Ihm war zu Mut, wie der Schlange vor der Häutung in ihrem alt und unansehnlich gewordenen Balge zu Mut sein mag. Wie sie sich nach dem Augenblicke dunkel und unbewußt sehnt, der sie von dieser verbrauchten Hülle erlösen und ihr ihre neue, glatte und schöne Haut schenken soll, so drängte in ihm alles mit bewußtem Wollen nach dem Tage hin, der ihm freilich noch in unerreichbar ferner Zukunft zu stehen schien, nach dem Tage, an dem er zum erstenmal die Bretter einer Schaubühne unter seinen Füßen haben, den weiten Raum eines Theaters mit den jauchzenden Tönen seiner Stimme erfüllen sollte. Dann war er kein Schneidergeselle mehr, sondern ein Opernsänger, dann ...

Und Matthias Moosdörfer sang und klimperte, parlierte und studierte Tag um Tag, vom frühen Morgen bis spät hinein in die Nacht. Der Professor mußte beinahe grob werden mit ihm, um ihn dazu zu bewegen, daß er eines Abends auf einen kurzen Bummel durch die Potsdamer Straße mitkam, den der Alte mit Bettina, die den ganzen Tag an ihrem Romane geschrieben hatte, und mit seinem Schüler unternahm, um die übereifrigen jungen Leute zu zwingen, frische Luft zu schöpfen.

Am fünften Tage nach Moosdörfers Ankunft ging Bettina nach dem zweiten Frühstück aus, um sich wieder einmal über die lieben Kollegen zu ärgern, wie sie sagte. Die Familie saß bereits bei dem im Hause eingeführten späten Mittagessen, als die junge Dame wieder zurückkam.

Bettina, die vor Hunger zu sterben versicherte, verschlang ein paar Bissen mit solcher Eile, daß die anderen

ſie erſtaunt und beſorgt anſahen. Das Rätſel dieſer Haſt löſte ſich bald. Das Fräulein ſteckte bis in die Schuhſpitzen hinab voll Neuigkeiten und hatte ſo ſchnell gegeſſen, um wenigſtens den ſchlimmſten Hunger zu ſtillen und ſo bald wie möglich zum Erzählen zu kommen.

„Ueber Frau Bothe laufen wieder einmal die tollſten Gerüchte um.“

Moosdörfer wurde purpurrot, als Bettina ſo begann, und ſein Herz klopfte ſo ſtark, daß er ängſtlich meinte, Riedel-Steinfels und Luischen, zwiſchen denen er ſaß, müßten dieſes aufgeregte Pochen hören.

„Ich war nämlich in unſerem Klub,“ fuhr Bettina fort, „und traf da große Geſellſchaft, ſo die ſtändigen Figuren der lieben Kollegenſchaft. Willy Bergheim war darunter, ihr wißt ja, der rothaarige, mopsnäſige Burſch, der vor fünf Jahren eine neue Dichterſchule gründen und die Litteratur von Grund aus umſtürzen wollte, ſich aber jetzt dabei beruhigt hat, für Familienblätter Modeberichte zu ſchreiben und die auf Senſation arbeitenden Tageszeitungen mit Skandalgeſchichtchen zu verſorgen, die er in den Malerateliers aufſchnüffelt und der Dienerſchaft der oberen Zehntauſend abfragt.“

„Laß doch den Bergheim!“ unterbrach Frau Riedel-Steinfels, die vor Neugier brannte, ihre Tochter. „Was hat er von Frau Bothe erzählt?“

Bettina trank einen Schluck Bier und antwortete dann: „Die gute Frau ſcheint ſich eine Art ekſtatiſch-myſtiſchen Koller angeſchafft zu haben. Sie hat Heiligenbilder von Kaſimir Rozmarinowsky gekauft.“

Der Profeſſor that einen Ausruf des Erſtaunens. „Das nennſt du Koller, Bettina? Wenn das wahr iſt, ſo iſt es vielleicht das Vernünftigſte, was die Frau Kommerzienrat jemals gethan hat. Die Bilder ſind gut und der junge Polacke einer unſerer begabteſten Maler.“

„Das weiß ich alles," antwortete die Schriftstellerin. „Koller ist es aber doch."

„Weiter, weiter!" drängte die Mutter, die es Bettina ansah, daß sie noch mehr und noch interessantere Neuigkeiten im Hintertreffen hatte.

„Ferner hat sie ihre gesamte Dienerschaft entlassen, von der Gesellschafterin bis herunter zum letzten Küchenmädchen. Die neuen Leute sind ausnahmslos Süddeutsche. Der Kutscher ist aus München, der Diener ein Oesterreicher, die Köchin eine Stuttgarterin, und so weiter. Die Gesellschafterin aber ist gar ein ältliches Edelfräulein aus Innsbruck, eine Tirolerin, die hier ziemlich lange keine Stelle finden konnte, weil sie weder bei Protestanten noch bei Juden eintreten wollte."

„Die Frau Kommerzienrat ist doch aber auch Protestantin," warf Matthias schüchtern ein.

„Stimmt, Herr Kehlkopf-Goldgrubenbesitzer. Trotzdem ist die fromme Dame zu Frau Bothe gegangen. Vielleicht kommt es daher, daß man sich erzählt, die schöne Kitty wolle zum Katholizismus übertreten."

Bettina machte eine Kunstpause, um die Aufregung, die diese Nachricht bei ihren Eltern und bei Luischen hervorgerufen hatte, sich austoben zu lassen und um Matthias scharf zu beobachten.

Der junge Mann war blaß geworden vor Aufregung. Mit niedergeschlagenen Augen saß er da, starrte auf das Tischtuch neben seinem Teller, als sähe er eine Vision auf dem weißen Untergrunde der feinen Leinwand. Seine rechte Hand, die mit einem Krümchen Brot mechanisch spielte, zitterte stark.

Die blonde Dame nickte mit der Miene eines Naturforschers, der bei einem Experiment an seinem Versuchstiere die erwarteten Erscheinungen pünktlich eintreffen sieht, und griff dann wieder in das Gespräch der anderen ein.

„Ihres luſtigen Lebens wegen kannſt du das nicht glauben, Mama? Mit dem luſtigen Leben hat es aber geſchnappt, ſcheint es. Der kokette Pariſer Geſchmack wird aus der Villa Bothe hinausgeworfen, und eine ganz andere Richtung hält ihren Einzug. Wenigſtens hat Frau Bothe bei Keller & Reiner eine Saloneinrichtung von höchſt feierlichem Ernſt des Stils gekauft, und die Verehrer der ſchönen Frau ſcheinen ſamt und ſonders den Abſchied bekommen zu haben. Die einen warten vergeblich auf eine Anzeige, daß die Göttin wieder auf Berliner Erde wandelt, die anderen machten den Verſuch, ungebeten aufzuwarten, und wurden nicht empfangen. Der Haupthahn aus dem umfangreichen Korbe aber läßt verzweifelt die Flügel hängen. Der Freiherr v. Mahlow iſt nirgends zu ſehen in dieſen Tagen. Dafür erzählt man ſich, daß er ſich bei mehreren Zeitungen ſehr energiſch um das Reſſort für Sport und Militäriſches bewirbt, er, der immer den Grandſeigneur ſpielte. Man bringt dieſes Gerede mit einem anderen Gemunkel in Zuſammenhang, das wohl von der entlaſſenen Dienerſchaft der Kommerzienrätin herrührt. Er ſei ein paar Stunden nach der Ankunft der Dame dort geweſen und nach kurzer Zeit wieder weggegangen, wobei er ſehr blaß und aufgeregt ausgeſehen habe.“

Matthias litt wahre Höllenqualen während dieſer Erzählung Bettinas und des lebhaften Geſprächs, das ſich daran knüpfte. Er hätte am liebſten laut herausgejubelt vor Freude über das, was er hörte, und mußte ſtatt deſſen ſogar ſeine Mienen ängſtlich hüten, damit ſich in ihnen keine allzu lebhafte Anteilnahme verrate.

Da ging die Thür auf, und das Dienſtmädchen brachte ein zierliches Billet herein.

„Für den Herrn Profeſſor. Ein Diener hat den Brief gebracht und wartet auf Antwort.“

Riedel-Steinfels langte eilig nach dem Kärtchen. Als er einen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen hatte, rief er erstaunt: „Wie der Wolf in der Fabel! Von Frau Bothe!“

Die Damen reckten die Hälse lang, und Matthias schoß alles Blut zum Herzen, während der alte Herr den Umschlag bedächtig öffnete, das Billet herauszog, es aufschlug und las.

Als er fertig war, reichte er es Moosdörfer. „Hier. Es geht Sie auch an.“

In seiner fieberhaften Erregung konnte der junge Mann die großen, kräftigen Schriftzüge, mit denen das Kärtchen bedeckt war, kaum entziffern. Mühsam las er:

„Verehrter Herr Professor! Ueber allerlei Angelegenheiten bin ich noch nicht dazu gekommen, mich nach unserem angehenden Heldentenor zu erkundigen. Es wäre sehr hübsch von Ihnen, wenn Sie in den nächsten Tagen einmal mich abends besuchten, um mir bei einer Tasse Thee Bericht zu erstatten. Könnte das gleich heute sein, so wäre mir's am liebsten. Den jungen Herrn bringen Sie vielleicht mit.

Wollen Sie durch den Diener Bescheid sagen lassen Ihrer Sie alle verbindlich grüßenden

Kitty Bothe.“

Matthias hob den Blick erst wieder von der Karte, als der Professor ihn drängte: „Nun, Sie Träumer, was soll ich zurückschreiben? Gehen wir heute schon, oder erst morgen?“

Moosdörfer fuhr sich mit den Fingern durch das blonde Haar. „Ich ... ich denk' wohl, heute ... wenn Herr Professor Zeit haben — — ich bin der Dame so viel Dank schuldig.“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief der alte Herr, wobei er zu Matthias' heimlicher Empörung das linke Auge

ſchalkhaft einkniff. „Ich werde alſo ſchreiben, daß wir heute um acht Uhr kommen.“

Er ging in das Nebenzimmer, um die Antwort auf eine ſeiner Karten zu kritzeln.

Matthias benutzte die nächſte Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu entſpringen, noch ehe der alte Herr zurückkam. Als er ſich in ſeiner Stube befand, und die Thür hinter ſich verriegelt hatte, atmete er wie erlöſt auf. Gott ſei Dank! Gegen das Zimmer da drüben, in dem einen ſo viel neugierige Augen forſchend und fragend anſahen, war ja der Roſt des heiligen Laurentius die reine Sommerfriſche!

Er wollte gerade in die roſenroten Träumereien verſinken, die von den Erzählungen Bettinas und der Einladung Kittys in ihm heraufbeſchworen worden waren, als er jählings zuſammenfuhr.

Herrgott, die franzöſiſche Stunde! Die hätte er doch beinahe ganz und gar vergeſſen gehabt. Und das durfte nicht ſein. Das hätte den Leuten wieder Anlaß zu allerlei Reden gegeben.

Haſtig wuſch er ſich Geſicht und Hände, um ſich abzukühlen, und kehrte zu den anderen zurück, die noch im Speiſezimmer um den Eßtiſch ſaßen. Bei Moosdörfers Eintritt ſtockte ihr Geſpräch. Es war alſo von ihm die Rede geweſen.

Ein wenig verlegen verneigte er ſich vor Frau Riedel-Steinfels. „Frau Profeſſor, wenn Sie ſo gut ſein wollen, meine franzöſiſche Stunde ...“

Die würdige Dame machte ein Geſicht, als ob ſie es äußerſt merkwürdig finde, daß Matthias ſich heute mit Ollendorfſchen Sätzchen und mit Leſeübungen befaſſen wolle, ſie erhob ſich aber doch und ging voraus in das Nebenzimmer, wo der große Schreibtiſch ſtand, an dem Moosdörfer ſeinen Unterricht empfing.

Die Sache wollte aber heute nicht recht gehen. Der junge Mann, der stockend aus dem französischen Lesebuch vorlas, hatte die Empfindung, daß er seine Sache heute viel schlechter mache als gestern und vorgestern. Die Zunge war ihm so schwer, und die fremden, ungewohnten Laute wollten sich gar nicht recht bilden. Die Lehrerin wies ihn aber nicht zurecht. Sie saß da, hatte die Stirn in die Hand gestützt und blickte irgendwohin ins Leere.

Endlich legte Frau Riedel-Steinfels ihre volle, weiße Hand auf Moosdörfers Arm, um den jungen Mann in seinem heißen Bemühen um die richtige Aussprache zu unterbrechen.

„Lassen wir das heute, Herr Moosdörfer. Ich weiß nicht warum — vielleicht von der Hitze heute — aber ich bin nicht im stande, Ihnen aufmerksam zuzuhören. Erzählen wir uns lieber was Hübsches, oder besser Sie mir. Sie lernen ja so fleißig, daß Sie noch gar nicht recht dazu gekommen sind, mir von Ihrer Heimat zu erzählen. Mir hat die Steiermark so gut gefallen. Graz selbst find' ich einfach entzückend. Und wie Sie Frau Bothe kennen gelernt haben, weiß ich eigentlich auch noch nicht recht."

„Aha!" dachte Moosdörfer. „Darauf will sie hinaus!" Dann gab er ihr einen wahrheitsgetreuen, kurzen Bericht des Hergangs, schnitt aber der alten Dame die eingehenderen Fragen, die er vermeiden wollte, mit einer ganz erstaunlichen diplomatischen Geschicklichkeit ab. Sie zeugte davon, wie schnell sich manchmal ungelenke Unschuld in die behende Geistesgegenwart derer, die etwas zu verbergen haben, verwandeln kann. Er begann in lebhaft fließender Rede von Graz und seiner schönen Umgebung zu erzählen, von den Grazer Leuten, ihren Sitten und Gebräuchen, von Meister Weinzierl, seiner Frau und seinen Töchtern, von dem Sohne, der dem alten Herrn

in der Mur ertrunken war, und von hundert anderen Dingen, davon das eine oder das andere Frau Riedel-Steinfels jedesmal den Weg verrannte, wenn ſie das Geſpräch wieder auf Frau Kitty Bothe und ihre Stellung zu dem Erzähler bringen wollte.

Dieſes Spiel von Haſchenwollen und liſtigem Entweichen dauerte fort, bis es an die Thür klopfte und Luischen das dunkelhaarige Köpfchen im Thürſpalt erſcheinen ließ.

„Herr Moosdörfer, Papa läßt ſagen, Sie müßten nun raſch Toilette machen. Es iſt ein Viertel nach Sieben.“

Der junge Mann verſchwand eiligſt, und das Fräulein fiel mit einer Flut von Fragen über ihre Mama her. Luischen hatte ſehr wohl gemerkt, daß irgend welche ganz und gar romantiſche und geheimnisvolle Zuſammenhänge zwiſchen dem intereſſanten Steirer und der noch intereſſanteren Frau Kommerzienrat beſtehen mußten, die in ihrer lebhaften Jungenmädchenphantaſie als ein wunderliches Kreuzungsgeſchöpf von Engel und böſem Dämon erſchien. Nun brannte ſie vor Neugier nach genaueren Einzelheiten.

Frau Rike, die dieſe Einzelheiten ſelbſt nicht kannte, und ihre Wiſſenſchaft dem jungen Dinge auch dann ſorglich verſchwiegen haben würde, wenn ſie etwas gewußt hätte, fertigte die niedliche Fragerin ein wenig brüsk ab.

„Quäle nicht, Luiſe. Man ſoll ſich auch gar nicht ſo viel um anderer Leute Angelegenheiten kümmern. Das ſchickt ſich nicht.“

Das Fräulein ließ ſchmollend das Köpfchen hängen. Deshalb ſah ſie das flüchtige Erröten der Verlegenheit nicht, das über das volle Geſicht ihrer Mutter hinging. Die Frau Profeſſor war ſich bewußt geworden, daß ſie zuvor eine ganze, zu nützlicheren Dingen gewidmete

Stunde darauf verwendet hatte, gegen dieses Verbot der Schicklichkeit zu sündigen.

Gleich darauf traten die beiden Herren ein, um sich zu empfehlen. Frau Riedel-Steinfels sagte sich mit fraulichem Stolze, daß ihr Eheherr im Besuchsanzuge äußerst vornehm und stattlich aussehe, und Fräulein Luischen fand den interessanten jungen Steirer „einfach furchtbar" schön. Sie wurde ordentlich befangen, als sie ihm die Hand reichte.

Elftes Kapitel.

Unterwegs sprachen die beiden Männer, der alte und der junge, nicht viel. Ihre Gedanken waren ihren Schritten vorausgeflogen und irrten um das Haus, welches das Ziel dieser Schritte war, freilich in verschiedener Art. Die Gedanken des Professors glichen der neugierigen Elster, die Moosdörfers der Schwalbe, die in Sehnsucht nach dem Frühling die Flügel hebt zum Zug ins Weite, dessen Ziel sie noch gar nicht kennt.

Als sie vor der Villa Bothe in der Tiergartenstraße standen, ließ Matthias den Kopf sinken, und das Herz wurde ihm schwer. In diesem fürstlichen Hause also wohnte sie, das so weit hinter den sorgfältig gepflegten Vorgarten zurückwich, als wünsche es nicht, von den Blicken der durch die Straßen hastenden Menge aus indiskreter Nähe angestarrt zu werden. Das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter, das prächtige Portal, diese Beete voll fremdartig glühender Blumen im Vorgarten, von smaragdgrünem Rasen umschlossen — — wie tief war doch der Abgrund zwischen der königlichen Frau, die dieses Haus bewohnte, und einem armen Burschen, der gestern noch ein Schneidergeselle war, und, wenn er auch morgen ein Künstler sein sollte, doch wieder nur von ihrer Hand auf diese Höhe gehoben worden war!

Während Moosdörfer mit der Verſuchung rang, vor dem Vorgartengitter und dem ſchmiedeeiſernen Portal des Hauſes ſeiner heimlich Geliebten die Flucht zu ergreifen, hatte der Profeſſor geklingelt. Ein Diener in blauem Rock mit ſilbernen Treſſen war herausgeſtürzt und öffnete, als Riedel-Steinfels ſeinen Namen nannte, weit das Thor, um die Herren mit tiefer Verneigung in den von Epheu überrankten Laubengang treten zu laſſen, der von dem Portale nach der Hausthür führte.

„Die gnädige Frau erwartet die Herren ſchon. Der Herr Profeſſor wiſſen ja wohl Beſcheid?“

Riedel-Steinfels nickte und ſchritt, während der Lakai das Thor wieder ſchloß, mit ſeinem Schüler, den er unter dem Arme gefaßt hatte, dem Hauſe zu. Als ſie eben die Stufen zu der Pforte hinaufſtiegen, erſchien Frau Bothe, die ihren Gäſten bis hierher entgegengegangen war, in der Thüröffnung und ſtreckte den Herren beide Hände entgegen.

„Donner und Doria!“

Profeſſor Riedel-Steinfels unterdrückte den Ausruf mit Mühe zu einem halblauten, unverſtändlichen Gemurmel. War dieſes Teufelsweib bildſchön in ſeinem elfenbeinfarbigen, an die Tracht der deutſchen Frauen im Mittelalter gemahnenden Hausgewande, von dem ſich der feine Kopf mit der dunklen Haarkrone ſo wirkungsvoll abhob! Dieſer Matthias Moosdörfer hatte ein ganz unverſchämtes Glück.

Während der alte Herr Frau Bothe einige witzig-galante Worte ſagte, ſtreifte er mit einem raſchen Seitenblick das Geſicht ſeines Schülers. Na natürlich ... die reine Verzückung! Und wie feſt der Tollpatſch die zierliche Hand hielt, die unter dem Spitzengerieſel des Aermels hervorkam. Es ſah gerade aus, als wolle er das Händchen in ſeiner Fauſt mürbe drücken, um es dann aufzueſſen.

Die schöne Frau bemerkte den beobachtenden Blick des Professors, errötete ein wenig und zog ihre Hand aus der Moosdörfers zurück, was eines ziemlich kräftigen kleinen Rucks bedurfte.

Um dem außer sich geratenen Jüngling Zeit zur Sammlung zu lassen, rief sie mit etwas übertriebener Lustigkeit: „Jetzt aufgepaßt, Herr Professor! Es giebt etwas ganz Besonderes zu sehen!"

„Weiß ich schon," antwortete der alte Herr trocken. „Kasimir Rozmarinowsky."

Frau Bothe ließ den Arm des Professors, den sie genommen hatte, um ihre Gäste in das Innere des Hauses zu führen, los und blieb stehen.

„Woher wissen Sie . . ?"

Riedel-Steinfels schmunzelte vergnügt. „Amtsgeheimnis, Gnädigste!"

„Das ist aber doch . . . geradezu krähwinkelhaft ist es!" rief Kitty empört.

Der Professor zuckte die Achseln. „Was wollen Sie?" fragte er. „Für Sie wäre auch Paris ein Krähwinkel, weil Sie auch dort die Aufmerksamkeit auf sich konzentrieren würden. Wir grauen, bescheidenen Alltagsmotten, wir gehen in der großen Stadt unter. Wenn aber die schönste Frau von Berlin W. auf einmal mystische Madonnen kauft, dann reden alle Kaffeehäuser von nichts anderem."

Kitty antwortete mit einem Kopfschütteln, dem nicht recht zu entnehmen war, ob sie sich geschmeichelt fühlte oder ob sie peinlich berührt war. Dann wandte sie sich zu Matthias.

„Geben Sie mir Ihren Arm, frommer Schüler. Der Meister ist mir zu unartig."

Das bedeutete für den jungen Mann eine Katastrophe. Er hatte bei der Begrüßung kein Wort hervorgebracht,

ſondern ſich, im Ueberſchwange des Gefühls ſtumm geworden, auf den nachhaltigen Händedruck und die verzückte Miene beſchränken müſſen, die Herr Riedel-Steinfels beide bemerkt hatte. Jetzt hatte er eben eine leidlich klingende Bemerkung ſeinem von der Erregung halb betäubten Geiſte abgerungen. Aber eben als er den Mund öffnen wollte, ſie von ſich zu geben, ſchlüpfte die kleine, weiche, warme Hand Kittys in ſeinen Arm und ſchmiegte ſich ſo vertraulich-innig an ihn. Da war es mit der Möglichkeit, etwas zu ſagen, wiederum aus. Der ſo mühſam zuſammengeſuchte Satz zerſtob in dem Sturm der Leidenſchaft, den die leichte, leiſe Berührung in dem jungen Menſchen entfeſſelte.

Der „reine Thor" ahnte nicht, daß ſein Verſtummen, das von einem jähen, gleichſam ſchreckhaften Zuſammenfahren begleitet war, der ſchönen Frau an ſeiner Seite mehr ſagte und ihr lieblicher dünkte als die geiſtreichſte, wohlklingendſte Schmeichelei. Während Kitty mit dem weltgewandten alten Herrn, der an ihrer rechten Seite einherſchritt, ein witziges Wortgeplänkel führte, ſehnte ſie ſich innig danach, ihren Steirer an ſeinem blonden Schopf zu faſſen und ihn zu küſſen, bis dem lieben, ſüßen, holden Jungen der Atem ſo recht gründlich verginge.

Inzwiſchen war die kleine Geſellſchaft durch eine Flucht von elektriſch beleuchteten Gemächern, deren ſchier königliche Pracht an Matthias' wankenden Sinnen kaum empfunden vorüberging, in den Salon gekommen, in dem das ſo viel beſprochene Muttergottesbild des polniſchen Malers an der Wand hing.

Riedel-Steinfels, der ſchon in den bisher durchſchrittenen Zimmern allerlei Veränderungen bemerkt hatte, die den heiteren, von Lebensluſt gleichſam ſtrahlenden Räumen ein ernſteres Gepräge gaben, wußte beim Betreten des Gemaches ſofort, daß er die bei Keller & Reiner erſtandene

Einrichtung vor ſich hatte, deren ſtrenger Ernſt zu der früheren in einem ſo ſchroffen Gegenſatze ſtand. Die ſchwere Gediegenheit der in altniederländiſchem Stil gehaltenen Möbel, die dunkelfarbigen Teppiche und Portieren machten in der That einen faſt feierlichen Eindruck. Der feinſinnige Graukopf witterte ſofort eine gewiſſe ſymboliſche Bedeutung hinter dem Umſtande, daß gerade der ehemalige rote Salon eine ſo eingreifende Umgeſtaltung erfahren hatte.

Dieſer rote Salon war ja das Zimmer geweſen, in dem der Freiherr v. Mahlow bei ſeinen häufigen Beſuchen ſich am liebſten aufhielt. Wie oft hatte Riedel-Steinfels, welchen Frau Kitty, die eine leidenſchaftliche Muſikliebhaberin war, häufig zu ſich einlud, mit den beiden ſchönen Menſchen hier den Thee getrunken. Kitty trug dann meiſt ein Geſellſchaftskleid von apfelblütfarbener Seide, deſſen weit zurückfallende Aermel die weißen, edel geformten Unterarme der ſchönen Frau enthüllten. Von dem Roſenrot und Gold der Einrichtung umrahmt, war ſie dem Profeſſor manchmal wie eine Verkörperung der überſchäumenden Lebensfreude, wie eine moderne Aphrodite erſchienen.

Und jetzt bildeten die ernſten, dunklen Farbentöne des nämlichen Raumes den Hintergrund für eine andere weißgekleidete Frauengeſtalt, die mit jener nur die Züge des feingeſchnittenen Antlitzes gemeinſam hatte. Aus der Venus war ein Gretchen geworden, ein Gretchen mit einem leiſen Anhauch von Magdalenentum.

Andere Götter wollen andere Tempel und andere Prieſterinnen.

Der alte Herr hatte ſich dieſe Gedanken durch den Kopf gehen laſſen, während er that, als wäre er in die Betrachtung des Madonnenbildes, das als einziges Gemälde an der Längswand des Salons hing, verſunken.

Jetzt weckte ihn die wohlklingende Stimme der Hausfrau mit der Frage aus seinem Sinnen: „Wie finden Sie, daß das Bild in dieser Umgebung wirkt, Herr Professor?“

Riedel-Steinfels that einen Schritt nach rückwärts, blickte um sich, auf das Bild und wieder im Zimmer umher. Es sah aus, als wolle er sein Urteil erst noch einmal kontrollieren, ehe er's aussprach. In Wirklichkeit bildete er sich erst jetzt eines.

„Ganz ausgezeichnet, gnädige Frau!“ sagte er endlich. „Viel besser, als es in der Ausstellung bei Schulte wirkte. Sie haben da ein Kunstverständnis bewiesen, um das Sie mancher Galeriedirektor beneiden dürfte.“

Frau Kitty lächelte dankbar. Sie fühlte in den Worten des Professors wirkliche, ehrliche Anerkennung, nicht bloß das herkömmliche Bestreben des Gastes, der Hausfrau Angenehmes zu sagen. Dann wandte sie sich an Moosdörfer, in dessen Arm ihre Hand noch immer lag.

„Und was sagen Sie?“

„Gnädige Frau ... ich ... wie darf ich da mitreden? Ich habe noch so wenig gesehen.“

Kitty nickte ihm ermutigend zu. „Das thut nichts. Im Gegenteil! Auf Sie müssen künstlerische Eindrücke ja viel tiefer und reiner wirken als auf die Leute, die viel gesehen haben, weil Sie eben noch nicht übersättigt und abgestumpft sind. Sie werden das, was Sie empfinden, vielleicht nicht so ganz klar ausdrücken können, denn dazu gehört Uebung, aber wir verstehen Sie schon, der Herr Professor und ich.“

„Ich ... ich ...“ Der junge Mensch suchte verlegen nach den richtigen Worten. „Es ist vielleicht am richtigsten, wenn ich sag', mir ist zu Mut wie in einer Kirchen und zugleich wie wenn ich in einem Haus wär', wo liebe, gute, ein bissel ernsthafte Menschen wohnen, bei denen ich am liebsten bleiben möchte.“

Er konnte nicht weiterreden, denn Kitty ſchmiegte ſich ſo innig an ſeinen Arm, daß es ihm wie Feuer durch die Adern zuckte, und das Madonnenbild, auf dem ſein Blick ruhte, vor ſeinen Augen in weite Ferne zurückzuweichen ſchien, wo es in roſigen, unruhig wogenden Nebeln faſt verſchwand. Kitty bemerkte das Unheil, das ſie da angerichtet hatte, und ließ ein wenig verwirrt den Arm Moosdörfers los.

Zu ihrer innigen Befriedigung hatte der ſonſt ſo ſcharf beobachtende alte Herr den kleinen Zwiſchenfall nicht bemerkt. Riedel-Steinfels klopfte ſeinem Schüler kräftig auf die Schulter und rief freudeſtrahlend: „Menſch, wenn ich nicht ſelbſt geholfen hätte, Sie aus der Grazer Schneiderwerkſtatt hervorzuholen, ich müßte wahrhaftig glauben, Sie ſeien ein durchtriebener kleiner Schäker, der die Unſchuld vom Lande ſpielt, um dadurch die raffinierte Feinheit ſeiner Einfälle recht wirkſam zu machen. In dem, was Sie da geſagt haben, war mehr drin als in manchem Kunſtbericht aus berufener Feder.“

Matthias fuhr ſich mit der Hand über die feuchte Stirn und ſah verwirrt von einem zum anderen. Was war das nur? Der Profeſſor lobte ihn, Kitty aber hatte ſich von ihm los gemacht. Hatte er ſie verletzt? ... Aber nein, ſie ſah ihn ja ſo freundlich an.

In dieſem Augenblick trat eine Dame ein, die die beiden Herren nicht kannten, alſo wohl die neue Geſellſchafterin.

„Fräulein v. Puggſtein,“ ſtellte Kitty das zierliche Perſönchen vor, das mit ſeinen ſanften hellblauen Augen und dem reſignierten Zuge um den welken Mund, der ehedem ſehr hübſch geweſen ſein mochte, an eine Nonne gemahnte, die aus irgend einem Grunde weltliche Kleidung angelegt hatte.

Die Dame war ſichtlich erfreut, in Matthias einen

halben Landsmann zu begrüßen. Kitty und der Profeſſor beobachteten lächelnd, wie die beiden, die ihr Geſpräch hochdeutſch angefangen hatten, auf einmal in ihre heimiſchen Dialekte hineingerieten, wobei die ein wenig rauhe tiroleriſche Mundart von den Lippen der zierlichen Dame drollig genug klang.

„Jetzt müſſen Sie aber auch ein bißchen Koſchat ſingen, Herr Moosdörfer," ſagte die Hausfrau endlich. „Sie haben ſogar eine Zither zur Verfügung, um ſich darauf zu begleiten. Fräulein v. Puggſtein beſitzt eine."

Man begab ſich in das Muſikzimmer, in deſſen Mitte ein kleines Tiſchchen gerückt wurde. Die Geſellſchafterin holte ihr Inſtrument, und Matthias ſpielte und ſang.

Die Augen der Geſellſchafterin wurden größer und größer, je länger ſie zuhörte.

„Gnädige Frau," flüſterte ſie endlich aufgeregt Kitty zu, „gnädige Frau, der junge Menſch iſt ja ein ganz großer Künſtler!"

Kitty nickte mit glückſeliger Miene. Sie hörte in der Stimme Moosdörfers die feſtliche Erregung mitklingen, die in allen Nerven des jungen Mannes lebte. Seine Stimme hatte Seele bekommen, in der Art, wie er dieſe einfachen Volkslieder ſang, lebte ſich alles das aus, was nicht wagte, ſich anders zu äußern. Er liebte ſie, liebte ſie mit jener urgewaltigen, den ganzen Mann beherrſchenden Leidenſchaft, nach der ſie ſich ſo lange geſehnt hatte.

Die ſchöne Frau ſchloß die Augen, lehnte ſich in ihren Seſſel zurück und trank die ſchmelzenden, von allen Gluten des Menſchenherzens durchzitterten Töne mit halbgeöffnetem Munde gleichſam in ſich hinein. Er ſah ſie nicht an, während er ſang, ſie ihn nicht, während ſie zuhörte, und doch war dieſes Singen und Lauſchen wie eine Umarmung, eine unendlich zarte und innige Umarmung der Seelen.

Auf einmal schob Matthias die Zither so energisch zurück, daß die Baßsaiten summten.

„Ich weiß nicht ... ich kann nicht mehr!“ stieß er in einem Tone hervor, der ganz merkwürdig rauh und umflort klang.

Die begeisterten Lobsprüche des Professors und des Fräuleins v. Puggstein hörte er gesenkten Hauptes an, ohne zu antworten oder die so lebhaft auf ihn Einredenden auch nur anzusehen. Erst als Kitty als letzte zu ihm trat, ihm die Hand reichte und ihm irgend etwas Freundliches sagte, hob er den Kopf und traf die in ihrer heimlichen Bewegung doppelt schöne Frau mit einem Blicke, den sie in allen Nerven fühlte wie einen elektrischen Schlag.

Man ging nun hinüber in das Speisezimmer und setzte sich zu Tische. Außer der Tasse Thee, zu der Kitty die Herren geladen hatte, gab es alten Rheinwein und wenige, aber auserlesene Gerichte.

Gesprochen wurde hauptsächlich von Moosdörfers Zukunft. Der Professor rühmte die Energie, mit der Matthias sich in die Studien gestürzt hatte, und meinte, wenn der junge Mann so fortfahre, könne er noch vor Ablauf eines Jahres auftreten. Als Moosdörfer das hörte, ging ein freudiges Leuchten über sein Gesicht, und er atmete tief auf.

Zum schwarzen Kaffee gingen die vier dann hinaus auf die große Terrasse, die über den Vorgarten des Hauses weg den Blick auf die Tiergartenstraße und auf die schwarzen Baumwipfel hatte, über denen die hell leuchtenden Sterne am dunklen Nachthimmel standen. Die elektrische Beleuchtung der Terrasse hatte Kitty, als sie herauskamen, ausgeschaltet. In dem stimmungsvollen Halbdunkel, das sein Licht einzig von den Laternen an der belebten Straße jenseits des Vorgartens empfing, sahen die Blattpflanzen, mit denen die Terrasse geschmückt war,

ſeltſam und geheimnisvoll aus, von dem Blütenflor des Gartens ſchien es ſtärker und ſchwüler heraufzuduften als bei hellem Licht. Jede der Baumkronen, deren ſattgrüne Laubmaſſen von dem weißen Lichte, das von der Straße her in ſie hinein- und durch ſie hindurchſchimmerte, wunderlich belebt wurden, ſchien eine Märchenwelt, in deren heimlichem Schatten weiße Elfchen huſchten. Jenſeits des trotzig gezackten ſchwarzen Gitters aber, das alle dieſe träumeriſche Stille, den Duft und den Schatten gegen die Welt da draußen abſchloß, ihren Einbruch gleichſam mit drohenden Spießen und Hellebarden abwehrte, rollten auf dem hell beleuchteten Asphalt die Wagen hin und her, Radfahrer ſauſten auf ſtahlfunkelnden Rädern blitzſchnell vorüber, manchmal tauchte die wunderlich hüpfende Kentaurengeſtalt eines Reiters für einen Augenblick auf, und das fröhliche Stimmengewirr der zahlloſen Spaziergänger klang, durch die Entfernung gedämpft, herüber.

Das Geſpräch der vier Menſchen, die auf der Terraſſe zwiſchen den Palmen beiſammen ſaßen, geriet gar bald ins Stocken. Der Profeſſor ſog gedankenvoll an ſeiner Zigarre, Fräulein v. Puggſtein, in deren Herzen der poetiſche Reiz der Stunde allerlei verſchollene Jugendträume wieder heraufbeſchwor, ſeufzte einigemal tief und vernehmlich auf. Kitty und Matthias, die ziemlich nahe nebeneinander ſaßen, genoſſen das Glück, jedes des anderen Nähe zu fühlen, in einem ſonderbaren Zuſtande halb träumeriſcher Seligkeit, die für den Augenblick alle Sorgen einſchläferte, alle Wünſche zum Schweigen brachte in ihren Herzen.

Endlich brach Riedel-Steinfels das Schweigen. Seine Stimme klang gedämpft, als zögere ſie, dieſe köſtliche Stille zu ſtören, als er unvermittelt ſagte: „Es iſt vieles anders geworden bei Ihnen, gnädige Frau. Ueberraſchend anders und — verzeihen Sie — ſchöner.“

Matthias sah das weiße Gesicht Kittys sich für einen Moment voll zu ihm wenden, ihre Augensterne leuchteten ihm durch das Dunkel mit einem unendlich zärtlichen Blicke entgegen. Dann sah er wieder nur das dunkle Haar der Geliebten. Sie hatte sich zu dem Professor gewandt, um zu antworten. Moosdörfer aber wußte, daß jedes ihrer Worte zu ihm allein gesprochen war. Das hatte ihm der stumme Blick vorher ja angekündigt.

„Ich weiß, lieber Freund, daß früher manches nicht schön war." Die Stimme der schönen Frau klang weich, es bebte darin wie Selbstanklage. „Ich war auch niemals glücklich, niemals befriedigt von dem rauschenden, lärmenden Leben. Aber ich kannte ja nichts anderes. Meine Eltern führten ein großes Haus, in dessen geräuschvollem Treiben niemand dazu kam, sich auf sich selber zu besinnen, der Kommerzienrat ein noch größeres und geräuschvolleres. Das brachte seine Stellung als Großkaufmann so mit sich. Er hat vielleicht sogar etwas mehr gethan, als gerade nötig war, um seiner Frau, die um so viel jünger war als er, das Leben an seiner Seite möglichst leicht und angenehm zu machen. Als er dann starb, waren die gesellschaftlichen Verbindungen und Verpflichtungen einmal da, und das Räderwerk schnurrte weiter, bis — ja, bis ich auf diese Reise ging."

„— bis ich dich kennen lernte!" klangen die letzten Worte im Ohre Moosdörfers, der sich mit Mühe enthielt, in Gegenwart der beiden anderen Kitty zu Füßen zu fallen.

„Ich kann ja davon sprechen," fuhr diese leise fort. „Es wird so viel geklatscht werden über mich, daß ich sogar sprechen muß, um die wenigen Menschen, auf deren Meinung ich Wert lege, daran zu verhindern, an den Klatsch schließlich doch zu glauben. Diese Reise war eine Flucht. Ich wollte einmal heraus aus allem dem, was

ſich immer wieder an mich herandrängte, ſich meiner bemächtigte, und was mir doch ſo unendlich ſchal und nichtsſagend und erbärmlich hohl ſchien. Und vor allem, ich war in Gefahr, in eine verfehlte zweite Ehe hineinzugeraten, die mich dann für ein ganzes Leben verurteilt hätte, in der Tretmühle der ſogenannten Geſellſchaft zu bleiben, das ſchwere Rad immerfort zu treten, treten, treten, halb betäubt von ſeinem Knarren, endlos müde von der Anſtrengung, die doch um keinen Schritt vorwärts bringt. Und davor hatte ich Furcht, ich, von der man glaubte, daß ſie nichts anderes kennt und wünſcht."

(Fortſetzung folgt.)

Wie wir
Mac Kinley wiederwählten.

Eine Humoreske von der letzten Präsidentenwahl.

Von D. B. Warren.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

1.

Seit einem halben Jahre etwa befand ich mich im nordamerikaniſchen Bundesſtaate Maine. Dieſes Land iſt der nordöſtlichſte Staat der Union und grenzt an Canada. Es hat ein ſehr rauhes Klima, und ich befand mich hier zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit.

Ich hatte mir in Afrika das Malariafieber geholt, und zwar in ausgiebigſter Weiſe. Nun giebt es wohl keine unangenehmere Krankheit als das Malariafieber. Es iſt ein jahrelanges Sterben, bei welchem Milz und Leber allmählich zu Grunde gehen und der Kranke von Tag zu Tag mehr durch Fieberfroſt, Hitze, Bruſtbeklemmungen und Herzſchwäche leidet. Ich hatte ſchon faſt mit dem Leben abgeſchloſſen, als ein mir befreundeter Arzt mir als letztes Rettungsmittel vorſchlug, nach dem

rauhen Maine zu gehen. Ich that's, ging sogleich von Portland, wo ich gelandet war, nach dem Inneren und fing bald an, meine Malaria zu segnen.

Welche Narren sind wir doch eigentlich in unserem ganzen Thun und Treiben! Wie die Esel in der Tretmühle laufen wir immer auf demselben Pfade. Wer von uns nach Amerika geht, der besucht New York, Chicago, San Francisco, höchstens noch Washington und New Orleans; dann ist man fertig und glaubt Amerika zu kennen. Aber die Nordstaaten sind gerade die allerinteressantesten, besonders für einen Jäger, und ich bin ein leidenschaftlicher Jäger.

Dieses Maine hat ein merkwürdiges Klima; erst im Juni hören die Nachtfröste auf, und im September fangen sie schon wieder an. Frühjahr giebt es gar nicht; auf den Winter setzt im Juni gleich eine bärenmäßige Hitze tags über ein, und nach wenigen Monaten ist ein Winter da, von dem man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Aber es ist ein gesundes Land, und es hat auch fruchtbare Thäler, wie zum Beispiel am Aroostookfluß, einem Nebenfluß des St. John, wo eine Vegetation herrscht, die fast an die Tropen erinnert, und das fruchtbarste Land gefunden wird, das man vielleicht in ganz Nordamerika hat. Die Viehzucht ist bedeutend, und die riesigen Wälder liefern ein wunderbares Bauholz, das auch den Hauptausfuhrartikel des Landes bildet. Zwei Drittel des ganzen Territoriums sind noch mit Wäldern bedeckt, und zwar meist mit herrlichen Laubwäldern. Und in diesen viele Quadratmeilen großen Wäldern findet man ein Wild, wie es sich der Jäger nur wünschen kann: Bären, Karibu (Renntier), Wölfe, wilde Katzen, Biber, Moosetiere (Hirsche von ganz besonderem Gewicht und Größe), und die zahllosen Flüsse liefern Fische in staunenswerter Menge.

Nachdem ich längere Zeit im Lande herumgezogen war, wurden die Anfälle des Wechselfiebers seltener, und ich durfte hoffen zu genesen. Wollte ich aber für immer gesund werden, so mußte ich mindestens noch ein Jahr im Lande bleiben. Meine Verhältnisse erlaubten mir, zu leben, wo ich wollte; ich war Junggeselle und nach allen Richtungen hin unabhängig. Ich ging also nach dem Aroostookthal, in der Nähe von Ashland, einer Stadt von ungefähr dreitausend Einwohnern, und kaufte mich hier an. Wie sich bald herausstellte, hatte ich keine besonders glückliche Wahl getroffen. Ich kam schon beim Abschluß des Kaufes mit dem Friedensrichter der Grafschaft, Namens Durand, in Konflikt. Dieser Mann, der zwar englisch sprach und seinen Namen englisch aussprechen ließ, war ein Nachkomme der ersten Einwohner, welche bekanntlich in dieser Gegend Franzosen gewesen waren, und er hatte gegen mich, den Deutschen, eine besondere Abneigung. Er behauptete, Ansprüche auf einen Teil der Farm zu haben, die ich übernahm, und es kam zu einem Prozeß. Dieser wurde nicht in Ashland geführt, denn hier war Durand selber Grafschaftsrichter, sondern wir mußten die Sache in Houlton zum Austrag bringen, und Durand verlor den Prozeß.

Es war mir dies aus verschiedenen Gründen unbequem. Es ist auch in Amerika nicht gut, mit dem höchsten politischen Beamten der Grafschaft, in der man wohnt, auf schlechtem Fuß zu stehen. Dann aber hatte Durand eine Nichte, für die ich mich außerordentlich interessierte. Marie war aber auch wirklich das interessanteste Mädchen, das ich jemals kennen gelernt hatte. Unzweifelhaft verdankte sie ihre große Schönheit und pikante Erscheinung ihrer Abstammung. Ihre Lebhaftigkeit, ihre elegante Figur waren das Erbteil des französischen Blutes, ihre blonde Schönheit wurzelte in dem englischen, kurz,

Fräulein Marie Durand vereinigte die Vorzüge der Französin und Engländerin in ihrer Person. Sie ritt wie ein Cowboy, schoß wie Coopers Lederstrumpf und war ebenso burschikos wie echt weiblich, kurzum, ein liebliches Geschöpf, an das ich mein Herz im Umsehen verlor. Der alte Durand war Junggeselle, und ich glaube, er ging mit der Absicht um, seine Nichte selbst zu heiraten.

Der Winter war recht langweilig auf meiner Farm bei Ashland, und meine einzige Beschäftigung war, heimlich mit Marie zu korrespondieren, obgleich sie sich sehr zurückhaltend zeigte. Sie beantwortete meine Briefe höchst selten, aber ich merkte doch, daß ich ihr nicht gleichgültig war.

Anfang Juli hatte ich das Unglück, auf der Jagd zu stürzen und mir den Fuß zu brechen. Ich ließ mich nach Portland transportieren, weil ich hier Aerzte und im Krankenhaus die nötige Pflege fand. Sehr wohlgethan hatte mir die große Teilnahme Maries bei meinem Unglück, und ihre Briefe wurden, seitdem ich im Krankenhause lag, auch häufiger. Jetzt befand ich mich in der Rekonvaleszenz; ich konnte schon herumhinken, aber es dauerte wahrscheinlich noch einige Zeit, bis ich meinen Fuß wieder wie früher gebrauchen konnte. An Reiten und Jagen war vorläufig nicht zu denken.

So stand ich eines schönen Morgens am Hafen und sah zu, wie die Schiffe ein- und ausgeladen wurden. Da faßte mich jemand am Arm.

„Gelobt sei Gott, Bill, daß ich dich treffe! Ich sterbe vor Hunger und Entkräftung. Borg mir einen Dollar!“

Der Mann, der mich mit diesen Worten anredete, mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein; er hatte ein bartloses, blasses Gesicht, dem man lange Entbehrungen ansah, und seine Kleidung war defekt. Er war mir gänzlich unbekannt.

„Ich bin nicht der, den Sie meinen," sagte ich, „aber wenn Sie in Not sind, will ich Ihnen mit Vergnügen einen Dollar geben." Ich reichte ihm die Münze,

und als er mich fragend ansah, rührte mich sein Blick so sehr, daß ich hinzufügte: „Behalten Sie den Dollar nur und kommen Sie mit mir. Ich weiß hier in der Nähe ein gutes Lokal, in dem wir finden, was wir brauchen."

„Sie sind ein Deutscher, ich erkenne Sie an Ihrer Aussprache," entgegnete in deutscher Sprache der Fremde.

„Dann sind wir ja Landsleute," erklärte ich, „und nun habe ich erst recht die Verpflichtung, mich um Sie zu kümmern."

Ich führte den Landsmann in ein Restaurant in der Hafenstraße, und bald darauf fiel er mit der Gier eines Verhungerten über die Speisen her, die ihm vorgesetzt wurden.

Dabei erzählte er mir seine Schicksale. Garret nannte er sich und war ein Artist. Er hatte Unglück gehabt, er war gestürzt und konnte seinen Beruf als Parterreakrobat nicht mehr ausüben. Eine Zeitlang ernährte er sich von Taschenspielerei, aber es war ihm zuletzt recht schlecht gegangen. Drüben im englischen Territorium, in Neu-Braunschweig, waren ihm seine Apparate und sein ganzes Besitztum gestohlen worden. Er hatte sich mühsam durch den Winter hindurchgebettelt und war jetzt nach Portland gekommen. Er hatte mich für einen ehemaligen Zirkusgenossen gehalten, mit dem ich wohl einige Aehnlichkeit haben mochte, und deshalb hatte er mich um Unterstützung angesprochen.

Es war das alte Lied vom verunglückten Artisten, der sich nicht mehr mit seiner Beschäftigung ernähren kann und nicht weiß, was er anfangen soll. Er wußte nicht einmal, wo er hin wollte. Ich riet ihm, er solle ein paar Wochen in Portland bleiben und sich erholen, und ich bot ihm auch Geld an. Er lehnte es zuerst ab, indem er sagte, er könne mich ja niemals wiederbezahlen, und es sei ihm schrecklich, von Almosen zu leben. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, engagierte ich ihn schließlich als meinen Sekretär, obgleich ich nichts zu schreiben hatte, als meine Briefe an Marie. Und die schrieb ich natürlich selbst.

Eines Morgens kam Garret zu mir, um mir eine großartige Idee zu unterbreiten. Er bat mich dringend, auf seinen Vorschlag einzugehen, damit er in die Lage komme, seine Schuld bei mir wieder gutzumachen. Es sei ihm furchtbar drückend, daß er mir auf keine andere Weise das, was ich für ihn ausgelegt hatte, zurückzahlen könne, und wenn er auch zugeben müsse, ich sei der liebenswürdigste und gutmütigste Mensch, dem er je begegnet, so sei doch auch seine Stellung bei mir für ihn drückend; denn in Wirklichkeit bezahle ich ihn für das Nichtsthun, und das sei ebenso schlimm wie ein Almosen.

Als er mir seine Idee entwickelt hatte, lachte ich, und als er von mir verlangte, ich solle die Sache mitmachen, wollte ich zuerst gar nichts davon wissen. Aber schließlich überlegte ich, daß die nächsten Wochen für mich doch noch eine Ruhezeit bildeten, und wenn ich da eine unterhaltende Beschäftigung fand, konnte ich eigentlich ganz zufrieden sein. Die ganze Sache machte mir zudem Spaß, und so schlug ich denn in Garrets dargebotene Hand ein und erklärte, ich wolle mit ihm zusammen seinen Vorschlag ausführen.

Noch am selben Tage gingen wir zu dem Holzhändler Mullins, dem Führer der republikanischen Partei im Staate Maine, und machten ihm unseren Vorschlag. Mullins lachte hellauf und sagte dann, wir seien ein paar ganz verteufelte Halunken, und er sei fest überzeugt, das Wahlkomitee würde auf unseren Vorschlag mit Vergnügen eingehen.

2.

In Dexter kamen wir mit unserem Unternehmen auf die Welt. Wir mieteten einen Saal und annoncierten auf mannshohen Plakaten: „Großes historisches Museum von Garret & Comp."

Das Entree war außerordentlich billig, nämlich nur zehn Cents, und wir bekamen einen ungeheuerlichen Zulauf. Innerhalb vierundzwanzig Stunden sprach ganz Dexter von uns.

Man wird sich vielleicht wundern, wie wir plötzlich zu einem historischen Museum kamen. Die Sache war aber sehr einfach. Wir hatten das „Museum" innerhalb vierzehn Tagen selbst zusammengestellt, und zwar aus lauter wertlosen Gegenständen. Das ganze Arrangement war nichts als eine Wahlmache. Die Präsidentenwahl stand nach vierjährigem Turnus in Nordamerika wieder einmal vor der Thür, das heißt vorläufig die Wahl der Elektoren, der Wahlmänner, welche erst später den Präsidenten wählen sollten. Da jeder Elektor aber von seinen Wählern auf einen bestimmten Kandidaten eingeschworen wird, weiß man nach dem Ausfall der Elektorenwahlen schon genau, wer der nächste Präsident sein wird.

Es giebt in Amerika nur zwei große Parteien, eine republikanische und eine demokratische. Die republikanische Partei war für Mac Kinley, den bisherigen Präsidenten, während die demokratische für Bryan eintrat, der schon bei der vorigen Wahl Mac Kinleys Gegenkandidat gewesen war. Man darf nicht vergessen, daß in Amerika eine Präsidentenwahl ebenso eine politische wie eine Geschäftssache ist. Die Partei, deren Präsident gewählt wird, kommt damit ans Ruder und besetzt alle Stellungen vom Präsidenten bis zum letzten Thürsteher, nicht nur in den Hauptstädten, sondern überall im Lande, wo irgend ein Beamter, und sei es selbst nur der Büttel eines Grafschaftsgerichts, vorhanden ist. Die Parteien bieten also alles mögliche auf, um zu siegen, und deshalb ist die Agitation für eine amerikanische Präsidentenwahl etwas, was man sich in unserem harmlosen Europa gar nicht vorstellen kann. Die aufregendsten Wahlvorbereitungen

und Agitationen, die man je in Deutſchand für den Reichstag gehabt hat, verhalten ſich zu einer amerikaniſchen Wahlvorbereitung und Agitation ungefähr wie das harmloſe Raſſeln einer Nähmaſchine zu dem betäubenden Krachen der Donnerſchläge eines Tropengewitters. Es iſt unerhört, was aufgeboten wird, um im Parteiintereſſe zu wirken. Monatelang herrſcht die fürchterlichſte Erregung in der ganzen Union, und in den letzten Wochen und Tagen vor der Wahl ſteht, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, die Bevölkerung der ganzen Union auf dem Kopf, und es geſchehen Dinge, die man für unglaublich halten ſollte, wenn man ſie nicht eben ſelbſt miterlebt hat.

Die republikaniſche Partei nun hatte unſere Idee acceptiert, unterſtützte uns reichlich mit Geld, und da ich ſo wie ſo der Anſicht war, daß Mac Kinley für Amerika wertvoller ſei, als Bryan mit ſeiner Silberplanke, ſo ging ich aus voller Ueberzeugung in dieſen Wahlkampf, von dem ich mir recht viel Unterhaltung verſprach und der mir über die Zeit der Rekonvaleszenz hinweghelfen ſollte.

Die „Silberplanke" iſt das Programm Bryans, das ihm zum Siege helfen ſollte. Unzweifelhaft iſt Bryan intereſſiert von den Beſitzern der Silberminen, und dieſe wollen, daß in Amerika die Goldwährung abgeſchafft und die Silberwährung oder wenigſtens ein gemiſchtes Geldſyſtem eingeführt wird. Das Silber, das jetzt ſehr entwertet iſt, würde, wenn es wieder zu Münzen verwendet wird, außerordentlich im Preiſe ſteigen, und die Silberminenbeſitzer, die zum Teil den Betrieb auf ihren Bergwerken einſtellen mußten, würden zu ſteinreichen Leuten werden, wenn das Silber wieder im Preiſe ſtiege. Es war meine feſte Ueberzeugung und auch die aller Republikaner, daß die Einführung der Silberwährung für Amerika eine Kriſe bedeuten würde, die ganz unabſehbar traurige Folgen haben müßte.

Unſere Aufgabe war nun, in humoriſtiſcher Weiſe für den Präſidenten Mac Kinley zu wirken. Unſer Muſeum war, aufrichtig geſprochen, nichts weiter als ein Ulk, aber ein für Agitationszwecke unzweifelhaft ſehr wertvoller, und das Verdienſt der Erfindung gebührte Garret. Er hatte die Idee gehabt, ich hatte den Text ausgearbeitet, und Garret, der als ehemaliger Artiſt auch das Reden und Ausrufen verſtand, erklärte die Dinge in unſerem Muſeum dem Publikum, das gewöhnlich aus dem Lachen gar nicht herauskam.

Wir fingen bei der Erklärung mit den harmloſeſten Dingen an. Wir zeigten ein Stück holländiſchen Käſe, das an einem Bindfaden befeſtigt war und hin und her geſchwungen wurde. Das war „der fliegende Holländer". Wir zeigten einen Säbel als Reliquie, weil damit der berühmte Admiral Dewey in See geſtochen ſei, als er auszog, Manila zu erobern. Weiter zeigten wir einen kleinen Totenkopf aus Papiermaché und erzählten, dies ſei der Schädel des Kandidaten Bryan geweſen, als er fünf Jahre alt war. Dann kam ein Schädel, der etwas größer war; von dieſem erzählten wir, es ſei der Schädel des Kandidaten Bryan, als er fünfzehn Jahre alt war. Endlich wurde der Schädel eines Widders mitſamt den Hörnern vorgezeigt und dem Publikum mitgeteilt, dies ſei der Schädel Bryans während ſeiner jetzigen Kandidatur. Der Witz war plump, ich gebe das zu, aber wirkſam. Es wurden ferner humoriſtiſche Reliquien gezeigt, welche Mac Kinley lobten und Bryan ſchadeten, und da der Amerikaner außerordentlich viel Humor beſitzt, ſo gingen die Leute willig auf alles ein, und waren ſie erſt ins Lachen gekommen, ſo lachten ſie über die größten Nichtigkeiten.

Da wir natürlich mit dieſen Dingen, die ſich auf die beiden Kandidaten bezogen, nicht ausgekommen wären,

zeigten wir noch Reliquien aus dem letzten Kriege zwischen Spanien und Amerika, dessen Nachwirkungen ja noch in

allen Gemütern nachzitterten und durch dessen Einfluß ja auch die Wiederwahl Mac Kinleys zu stande gekommen ist.

Bei dieſen Kriegsreliquien gingen wir ſehr oft aus dem ſcherzhaften Ton in einen ernſten über, wobei natürlich die Tapferkeit und der Todesmut der amerikaniſchen Truppen gebührend gelobt wurde, und wenn dann Garret mit kräftiger und geſchulter Stimme irgend eines der Lieder intonierte, die während des Krieges populär geworden waren, dann fiel die ganze Verſammlung ein, und es gab eine patriotiſche Begeiſterung ohnegleichen. Dann trat ich auf und hielt eine kurze, aber eindringliche Wahlrede zu Gunſten Mac Kinleys und ein wenig zu Ungunſten Bryans, und damit hatten wir gewöhnlich einen großen Erfolg.

Als dritter Punkt des Programms nach dem humoriſtiſchen und hiſtoriſch-patriotiſchen folgte gewöhnlich eine Vorführung von Taſchenſpielerkunſtſtücken von ſeiten Garrets, die indes ſämtlich auch ein politiſches Gewand hatten. Jeder kennt wohl das Spiel mit den drei Bechern, eines der erſten Kunſtſtücke, die der Dilettant lernt, welcher ein wenig „zaubern" will. Der Ausführende ſtellt drei Becher mit der Oeffnung nach unten vor ſich hin, und unter einem dieſer Becher liegt eine Nuß. Durch Changieren, das heißt Hin- und Herſchieben der Becher, weiß er die Nuß ſo geſchickt den Platz wechſeln zu laſſen, daß gewöhnlich derjenige, der raten ſoll, wo ſich die Nuß befindet, fehlgreift. Auch dieſes Spiel hatten wir „politiſch" gemacht. Unter den mittelſten Becher wurde eine Silbermünze gelegt. Darauf machte Garret ſeinen Hokuspokus und fragte, ob er jetzt zeigen ſolle, was aus der Silbermünze unter Mac Kinley würde. Wenn das Publikum dies bejahte, ſo hob er den Becher auf, und es lag anſtatt der Silbermünze ein Goldſtück da. Wenn aber gezeigt werden ſollte, was unter Bryan aus der Silbermünze wurde, ſo zeigte ſich beim Aufheben des Bechers ein Blättchen Papier, und auf dieſem Blättchen ſtand gedruckt das Wort „Bankerott". Dann bat ſich Garret den

Hut eines der Anwesenden aus und zog aus dem Hut endlose Massen von Zetteln, welche immer größer wurden, und auf denen gedruckt stand: „Die Union bankerott durch die Silberplanke Bryans.“ Diese Zettel wurden in das Publikum geworfen und erregten jubelnde Heiterkeit. Man riß, ja man schlug sich um diese wertlosen Dinger, und die Agitation zu Gunsten Mac Kinleys und zu Ungunsten Bryans war wieder einmal erfolgreich.

Nachdem wir in Dexter und Brewer Glück gehabt hatten, wagten wir uns nach Orono und Oldtown; dann stieg unser Mut so, daß wir auch nach den größeren Städten, nach Bangor und selbst nach Augusta, der Hauptstadt des Landes, mit unserem Museum gingen. Es lag eigentlich in unserem Programm, hier unsere Thätigkeit abzuschließen. Aber es war jetzt Anfang Oktober, wenige Wochen vor der Wahl, und da kam die Nachricht, daß im Thal von Aroostook die Aussichten für Mac Kinley nicht so gut sein sollten wie bisher, weil dort unter den reichen Farmern eine private Agitation, und zwar durch die Damen, stattgefunden hatte. Die Frauen spielen in Amerika eine große Rolle bei den Wahlen. Eine energische Dame, die es versteht, ihre Geschlechtsgenossinnen zu beeinflussen, kann eine Agitation zu nichte machen, welche Millionen von Dollars gekostet hat.

So war da unten im Aroostookthale irgend eine fanatische Anhängerin Bryans in geschickter Weise damit vorgegangen, die Damen für sich zu gewinnen, und hatte so glücklich operiert, daß die Frauen ihre Väter, Bräutigame und Gatten beeinflußten, und daß es höchst wahrscheinlich war, daß Bryan dort einen erheblichen Prozentsatz von Stimmen erhalten würde. Es war Gefahr im Verzuge, und es galt, dieses fast verlorene Terrain unter allen Umständen wieder zu gewinnen. Man schickte

Dauerredner hin, die dafür bezahlt wurden, um täglich an zwanzig verschiedenen Straßenecken einer Stadt zu reden und täglich stundenlang zu Gunsten Mac Kinleys und gegen Bryan einzutreten, und als schweres Geschütz schickte man schließlich auch unser Museum vor.

Ich kann nicht sagen, daß mir die Sache angenehm gewesen wäre. Ich war in der Nähe von Ashland selbst ansässig, ich war dort Wähler, hatte unter den Farmern als Gentleman verkehrt, und es war mir recht unlieb, jetzt dort als politischer Marktschreier aufzutreten. Da erhielt ich eine Nachricht, welche alle meine Bedenken über den Haufen warf: Marie Durand, meine Angebetete, war öffentlich zu Gunsten Mac Kinleys aufgetreten. Sie hatte gegen die Agitation der Dame, welche Anhängerin Bryans war, Frauenmeetings einberufen, hatte glänzende Reden zu Gunsten der republikanischen Partei gehalten und war dadurch im ganzen Aroostookthale zu einer bekannten und selbst von den Gegnern geachteten Dame geworden. Die eigentümliche Stellung, welche die Frau in Amerika einnimmt, umgiebt sie, selbst wenn sie sich am Wahlkampf beteiligt, mit einem gewissen Nimbus, der auch dem politischen Gegner imponiert. Jetzt gab es für mich kein Zögern mehr, ich mußte unbedingt nach dem Aroostookthal, um in Marie nicht nur die Geliebte, sondern auch die Parteigenossin zu unterstützen.

Wir gaben in drei, vier kleineren Orten Vorstellungen mit dem gewohnten Erfolg, und die Bryan-Partei wütete. Darauf kamen wir nach Ashland und gaben unter ungeheuerlichem Zulauf unsere erste Vorstellung, die aber dadurch eine sehr unangenehme Unterbrechung erlitt, daß der Richter Durand mit zwei Polizisten erschien und uns verhaftete, sowie das historische Museum konfiszierte. Und zwar geschah unsere Verhaftung wegen Betrugs.

3.

Im politiſchen Kampf, beſonders aber in der erregten Zeit der Präſidentenwahl, nimmt man es in Amerika dem Feinde gegenüber auch mit der Gerechtigkeit nicht allzu genau. Man vernichtet den Gegner unter Umſtänden auch durch mißbräuchliche Anwendung der Geſetze, und erleichtert wird dieſe Ungeheuerlichkeit durch die Gerichtsverfaſſung und die geſetzlichen Beſtimmungen, die ſich auf das Gerichtsweſen beziehen.

Einerſeits iſt dieſes Geſetz ſehr liberal, es kann zum Beiſpiel jeder Beliebige, Mann oder Frau, vor Gericht als Verteidiger auftreten, ohne Juriſt oder irgendwie beſonders gebildet zu ſein. Die einzigen Bedingungen ſind: Mündigkeit und Unbeſcholtenheit; andererſeits iſt das Geſetz aber geradezu thöricht, wenn es ſich um die Geſchworenen handelt, und es wird alles durch eine Jury, alſo durch Geſchworene, abgeurteilt.

Geſchworener darf derjenige unter keinen Umſtänden werden, der ſich über den Fall, der zur Verhandlung ſteht, „ſchon eine eigene Anſicht gebildet hat“, weil das Geſetz annimmt, eine ſolche Perſon ſei als Geſchworener nicht mehr unparteiiſch genug. Wer nun Zeitungen lieſt und ſo über den betreffenden Fall vorher etwas erfuhr, hat ja ſeine eigene Anſicht über die Angelegenheit und iſt alſo unfähig, Geſchworener zu ſein. So kommt es, daß in einer ſolchen Jury ſehr oft nur Ungebildete ſitzen, Leute, die überhaupt nicht leſen können oder kein Intereſſe an irgend welcher Lektüre haben. In den verſtändigen Kreiſen der Gebildeten weiß man daher längſt, daß die Geſchworenen gewöhnlich ſehr ungebildete Menſchen ſind, welche oft kaum im ſtande ſind, den Verhandlungen mit Verſtändnis zu folgen, und welche man daher im guten und im böſen Sinne in ganz ungeheuerlicher Weiſe be-

einfluſſen kann. Durand wollte gegen uns und wohl ſpeziell gegen mich dieſen Einfluß im ſchlimmſten Sinne ausüben, indem er zur Auslosung als Geſchworene nur Leute einberief, welche Anhänger Bryans waren.

Die Anklage gegen uns war geradezu lächerlich, und jeder vernünftige Menſch mußte ſie dafür halten. Sie lautete, wie bereits erwähnt, auf Betrug. Wir ſollten in betrügeriſcher Abſicht und um uns unberechtigte Einnahmen zu verſchaffen, dem Publikum für ſein gutes Geld Dinge als echt gezeigt haben, die unecht waren. Um die Anhänger Bryans, beſonders unter den Geſchworenen, zu reizen und gegen uns einzunehmen, hatte man den Scherz aus unſerer Schauſtellung herausgegriffen, den ich ſelber ſchon als plump bezeichnet habe, den Scherz mit den drei Schädeln Bryans. Die Anklageſchrift behauptete, Bryan habe notoriſch ſeinen Kopf noch, habe nur einen Kopf, und wer drei Köpfe von ihm vorzeige, ſei ein Betrüger, beſonders wenn er Geld dafür nähme, Geld von Leuten, welche zu dem Glauben gebracht wären, drei echte Köpfe Bryans vor ſich zu haben.

So lächerlich dieſer Vorwurf und die Anklage waren, ſo hatte letztere doch wahrſcheinlich Erfolg. Die Geſchworenen ſprachen uns ſchuldig, wir kamen ins Gefängnis für mehrere Monate und konnten nicht mehr zu Gunſten Mac Kinleys agitieren, ebenſo wie wir als Gefangene am Wahltage unſere Stimmen nicht für ihn abgeben durften.

Zum Glück geht in Amerika alles raſch, ſelbſt wenn es ſich um eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit handelt. Drei Tage nach unſerer Verhaftung ſollte bereits die öffentliche Verhandlung gegen uns ſtattfinden.

— — — — — — — — — — — —

Es war am Abend vor dem Verhandlungstage. Ich ſaß, mit keineswegs angenehmen Gedanken beſchäftigt,

Mit einem Freudenruf trat ich ihr entgegen (S. 78).

in meiner Zelle. Plötzlich raſſelte der Schlüſſel im Schloſſe, der Gefangenwärter öffnete die Thür und rief herein: „Ihr Verteidiger!“

Dann trat er zurück und ließ — Marie Durand eintreten.

Mit einem Freudenruf trat ich ihr entgegen, wenige haſtige Worte wurden gewechſelt, dann lagen wir uns in den Armen und tauſchten die erſten Küſſe junger Liebe aus.

Marie wollte in der That öffentlich als meine Verteidigerin vor Gericht auftreten, und der Plan, den ſie hatte, ſchien Ausſicht auf Erfolg zu haben. Als Parteigenoſſin war ſie ja legitimiert, uns zu verteidigen, aber ſie that es auch noch um meinetwillen und um ihrem Onkel einen Streich wegen unſerer Verhaftung zu ſpielen. Durand hatte ihr vor einigen Tagen einen Antrag gemacht und war abgewieſen worden. Sie hatte ſein Haus verlaſſen und Unterkunft bei Bekannten gefunden, wo ſie bequem von ihrem Vermögen leben konnte.

Nach einer glücklichen halben Stunde verabſchiedete ſich Marie von mir. —

Der nächſte Tag brachte die große Senſation für Aſhland: die Verhandlung und Marie Durand als Verteidigerin, während ihr Onkel Vorſitzender des Gerichtshofes war.

Geſchworene wurden faſt ausnahmslos ungebildete iriſche Holzfäller, vielleicht nicht alle Anhänger Bryans, aber politiſch vom Vorſitzenden leicht zu beeinfluſſen. Die Anklage wurde vom Gerichtsſchreiber verleſen, wir Angeklagten erklärten uns für nichtſchuldig, dann erhob ſich Marie zu folgendem Plaidoyer: *)

„Meine Herren! Es wäre mir eine Kleinigkeit, hier

*) Siehe das Titelbild.

sofort vor Ihnen hundert achtbare Zeugen aufmarschieren zu lassen, welche bezeugen würden, daß sie sich in der Schaustellung der Angeklagten ausgezeichnet amüsiert haben, welche sich in keiner Weise betrogen glauben, ja welche bereit wären, selbst für höhere Preise, sofort wieder in eine Vorstellung des historischen Museums von Garret & Comp. zu gehen. Aber nicht das, was diese Zeugen hier aussagen, was sie meinen und glauben, ist hier maßgebend, sondern das, was Sie, meine Herren Geschworenen, glauben, Sie, welche entscheiden sollen, ob die Angeklagten schuldig sind oder nicht. Sie sind nicht schuldig, behaupte ich. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es in unserer herrlichen Sprache Worte und Redensarten giebt, welche unwahr sind, welche etwas ganz anderes bedeuten, als der wörtliche und gewöhnliche Sinn, den diese Redensarten eigentlich haben müßten. Wenn Männer uns Frauen einen Heiratsantrag machen, dann erklären sie gewöhnlich, sie schenkten uns ihr Herz und ihre Hand. — Ist das wahr? Niemals! Unter Ihnen, meine Herren, sind so und so viele Verheiratete, die wahrscheinlich auch Herz und Hand dem Weibe ihrer Wahl geschenkt haben und doch hat jeder von Ihnen ein Herz und sogar zwei Hände, hat also nichts davon verschenkt. Wollen Sie die Angeklagten schuldig des Betruges finden, so machen Sie sich selbst nur darauf gefaßt, daß Ihre eigenen Frauen gegen Sie die Betrugsklage wegen der diesen in Wirklichkeit unterschlagenen Herzen und Hände anstrengen könnten. Wenn Sie das nicht wollen, so müssen Sie auch den Angeklagten das Recht zugestehen, Redensarten zu gebrauchen, Behauptungen aufzustellen, die allerdings unwahr sind, wenn man sie wörtlich nimmt, die aber einen anderen Sinn haben, wenn man sie von dem durchaus berechtigten und gesetzlichen Standpunkte des Humors aus betrachtet. Aber selbst, wenn Sie darauf

beſtehen, alles, was die Angeklagten geſagt und vorgetragen haben, wörtlich zu nehmen, müſſen Sie zu einem Freiſpruch kommen, denn Sie müſſen den Angeklagten auch geſtatten, die Redensarten anderer Leute wörtlich zu nehmen. Nun, meine Herren, Sie wiſſen, daß man in gewiſſen Augenblicken des Lebens „den Kopf verliert“. Auch Herr Bryan hat, ſo behaupte ich, mindeſtens dreimal in ſeinem Leben in ſchwierigen Situationen ſchon den Kopf verloren. Nehmen wir dieſe Redensart wörtlich, ſo ſteht es feſt, daß der verlorene Kopf Bryans dreimal von irgend einem Finder aufgeleſen worden ſein kann, dieſe Finder aber waren die Angeklagten, die nun berechtigt ſind, dieſe drei Köpfe vorzuzeigen. Vielleicht ſind das trotzdem nicht die Köpfe Bryans, und die Finder, die Angeklagten, haben ſich geirrt. Dann ſind ſie von einer Selbſttäuſchung befangen, aber doch keine Betrüger! Hüten Sie ſich alſo vor der wörtlichen Auslegung von Redensarten! Sie könnten ſonſt ſelbſt in wenigen Tagen hier auf der Anklagebank ſitzen.“

Jubelnder Beifall und dröhnendes Gelächter im Zuhörerraume! Richter Durand ließ wütend die Zuhörer hinausjagen. Die Geſchworenen aber ſprachen nach nur kurzer Beratung ihr „Nichtſchuldig“ aus. Marie und ich wurden von der Menge vor dem Gericht, als wir das Haus verließen, jubelnd begrüßt. Ich hielt ſofort eine Rede zu Gunſten Mac Kinleys, und abends war unſer Muſeum wieder eröffnet. Die Elektorenwahlen fielen in Aſhland zu Gunſten Mac Kinleys aus. Richter Durand nahm ſeine Entlaſſung, die er ſo wie ſo erhalten haben würde, Garret erhält zur Belohnung für ſeine politiſche Thätigkeit eine Anſtellung im Staatsdienſt, und ich habe meine Marie ſofort geheiratet und gedenke vorläufig in Maine zu bleiben.

Die Weltmeisterschaft im Schlittschuhlaufen.

Sportbilder von E. Koller.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher:
Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind eilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

Herder.

Das Eislaufen, eine schon in uralter Zeit von den Pfahlbauern mit Schlittschuhen aus Pferdeknochen geübte und in nordischen Ländern ganz volkstümliche Kunst, ist in neuerer Zeit in Mitteleuropa und Nordamerika nicht nur zum bevorzugten Wintervergnügen der höheren Stände geworden, sondern es hat sich auch zu einem regelrecht betriebenen internationalen Sport entwickelt. Während in Gegenden, welche im Winter weit ausgedehnte Eisflächen darbieten, mehr das Weit- und Schnellfahren gepflegt wird, findet an Orten, denen nur kleinere Eisplätze zur Verfügung stehen, besonders das Kunstlaufen eine sorgfältige Ausbildung. In vielen größeren Städten sind Schlittschuhläufer-Vereine gegründet worden, die sich

gewöhnlich innerhalb der Landesgrenzen zu einem Verbande vereinigen.

So beſteht gegenwärtig ein deutſcher und ein öſterreichiſcher Verband, die mit denen Rußlands, Skandinaviens, Dänemarks, der Niederlande, der Schweiz, Großbritanniens und Canadas eine Internationale Eislauf-Vereinigung (J. E. V.) bilden. Auf dem alle zwei Jahre ſtattfindenden Kongreſſe dieſer Vereinigung

Schnellläufer auf der Eisbahn in Davos.
Nach einer Photographie von Reiſch, Davos-Platz.

Schnellläufer bei Beschreibung eines Bogens.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

wird jeweilen der aus fünf Mitgliedern bestehende Vorstand gewählt, welcher die Geschäfte führt und die Veranstaltung internationaler Wettläufe veranlaßt. Für letztere besteht eine besondere Wettlaufordnung, die alle darauf bezüglichen Bedingungen und Bestimmungen aufs genaueste feststellt.

Die Internationale Eislauf-Vereinigung hat auch in Gemeinschaft mit dem deutschen Eislaufverbande und dem Internationalen Schlittschuhklub „Davos" ein eigenes amtliches Organ, das unter dem Titel „Deutscher Eissport. Fachzeitschrift für die Interessen des Eissports" wöchentlich einmal in Berlin erscheint. Es enthält außer den amtlichen Bekanntmachungen zahlreiche Abhandlungen und Berichte, sowie eingehende Schilderungen der in den verschiedenen Ländern veranstalteten Wettläufe. Diese stufen sich ab in Schüler-, Jugend-, Vereins-, Bezirks-, Verbands- und internationale Wettläufe, welch letztere über die Verbands- und die Weltmeisterschaft entscheiden.

Zur Heranbildung tüchtiger Eisläufer stellen die größeren Vereine besondere Berufsläufer an, welche die nach der Meisterschaft strebenden Mitglieder regelrecht trainieren. Gewöhnlich verfügen solche Vereine auch über zweckmäßig eingerichtete Uebungsräume, wie zum Beispiel das Sportetablissement „Pôle Nord" in Wien, von welchem der „Deutsche Eissport", dessen neuestem Jahrgange 1899/1900 wir verschiedene der nachstehenden Angaben entnehmen, folgende Schilderung giebt.

„Seit voriger Saison wurden namhafte Verbesserungen, sowohl in den maschinellen Anlagen, als auch hinsichtlich des Komforts in den Räumlichkeiten und Plätzen, durchgeführt. Die elektrische Beleuchtung wird durch einen Gasmotor erzeugt, der die Dynamomaschine, gleichzeitig aber auch eine Pumpe treibt. Der 400 Quadratmeter große, in schwedischem Stil gehaltene Pavillon umfaßt

Schnellläufer unmittelbar vor dem Umwenden.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Digitized by Google

einen Büffettraum, Küche, drei große Garderobenräume, Sanitätszimmer, Kanzlei, Orchesterraum, Arbeiterraum u. s. w. Der 10,000 Quadratmeter große Sportsplatz ist im Sommer in zwei Abteilungen geteilt und bietet Raum für sechs Lawn Tennis-Plätze, eine 200 Quadratmeter große Radfahrbahn mit aufgebauten Kurven und einen 5000 Quadratmeter großen Radfahrplatz. Das „Pôle Nord" ist heute bereits Sammelstelle der eleganten Welt in Wien und vieler ehemaligen Mitglieder des Wiener Eislaufvereins, welche vorziehen, in schöner Umgebung, in gesunder, frischer Luft den Sport auszuüben."

Da die Teilnahme an einem Wettlaufen durch das vorhergehende, zeitraubende Trainieren und die oft bedeutenden Reisekosten große Ausgaben verursacht, so werden diese bisweilen vom ganzen Verein bestritten, dem dann dafür die Ehre zu teil werden kann, ein mit der Verbands- oder Weltmeisterschaft ausgezeichnetes Mitglied zu besitzen. Der Ort und die Zeit eines internationalen Wettlaufens werden von dem Zentralvorstand unter möglichster Einhaltung einer regelmäßigen Reihenfolge unter den in Betracht kommenden Ländern bestimmt. Da aber bei dem Eislauf im Freien die Temperatur- und Witterungsverhältnisse eine große Rolle spielen, so kann die Möglichkeit eintreten, daß von dem ursprünglich gewählten Versammlungsorte abgesehen und ein anderer bezeichnet werden muß. So geschah es in den Jahren 1899 und 1900, daß der für Wien in Aussicht genommene Wettlauf für die Weltmeisterschaft wegen der außergewöhnlichen Milde des Winters nach Davos in der Schweiz verlegt werden mußte, welches alle für den Schnee- und Eissport unerläßlichen Bedingungen erfüllt und zudem als Eisenbahnstation auch leicht erreichbar ist.

Das aus einem schlichten Bergdorfe zu einem stattlichen Winterkurort herangewachsene Davos liegt 1560 Meter

hoch in einem von bewaldeten Bergen umschlossenen Alpenthal. Gegen Norden und Osten ist es durch hohe Gebirgsstöcke besonders geschützt, während im Süden die anmutigen Krümmungen des Davoser Thales, seine schwellenden blumigen Auen, seine sanften Anhöhen und

Kunstlauf zu zweit (Wiener Läufer).
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

lärchenbesäumten Hügel und das sie durchschlängelnde silberschimmernde Landwasser einen Vordergrund und eine Mittelansicht darstellen, welche von dem aus Gletschern, Eisfeldern und Felskuppen bestehenden Hintergrund seltsam abstechen und doch mit diesem zusammen ein harmonisches Ganzes bilden. Durch seine hohe Lage eignet sich Davos bei einer mittleren Jahrestemperatur von 3 bis

4 Grad Celſius ganz beſonders für den Winterſport, welchem Monate hindurch ohne Unterbrechung gehuldigt werden kann. So finden denn auch dort jeden Winter Wettſchlittenfahrten und Wetteisläufe ſtatt, an denen ſich nicht nur aus Europa, ſondern auch aus Amerika Sportliebhaber beiderlei Geſchlechts beteiligen. Zu dieſem Zwecke haben letztere außer ihrer eigentlichen Sportausbildung noch eine beſondere Trainierung durchzumachen, ſie müſſen ſich nämlich zuerſt durch einen mehrtägigen Aufenthalt und mäßige Bewegung an die Höhenluft gewöhnen. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Davos ſind die meiſten Läufer außer ſtande, anſtrengend zu laufen. Meiſt ſchon nach kurzer Zeit fehlt ihnen der Atem infolge der dünnen Luft, und ihre Lunge arbeitet in kurzen ſchnellen Stößen. Nach und nach werden die Atemzüge wieder ruhiger und tiefer, aber erſt nach einigen Tagen der Angewöhnung kehrt die frühere Leiſtungsfähigkeit wieder, und nach kurzem Aufenthalt leiſtet der Läufer ſogar mehr als vorher im Tiefland. Die meiſten Läufer bereiten ſich wochenlang in Davos vor, fern von dem Getriebe der Großſtadt mit ihrer Unruhe und ihren vielfachen Zerſtreuungen. Sie haben für nichts zu ſorgen, ſondern den ganzen Tag für ihren Sport zur Verfügung, dazu die wunderbare ſtaubfreie Luft, das Fehlen faſt jeglichen reizenden Windes, die herrliche Wärmeſtrahlung, die eine größere Kälte nicht aufkommen oder nicht zum Bewußtſein kommen läßt; ferner als nicht zu unterſchätzendes Moment eine ſchöne Eisbahn, die täglich mindeſtens zweimal für Schnellläufer abgeſperrt wird.

Der vergangene Winter 1899/1900 war für den Davoſer Eisſport von beſonderer Bedeutung wegen des Wettlaufens um die Weltmeiſterſchaft, bei dem die Photographien aufgenommen wurden, nach denen unſere Illuſtrationen angefertigt worden ſind.

Kunstlaufen zu zweit (Wiener Läufer).
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Digitized by Google

Am 24. November wurde die 24,000 Quadratmeter große Eisbahn unter den Klängen der Kurkapelle eröffnet. Weit in das Thal hinaus verkündete dies die auf dem Turme gehißte rote Eisbahnflagge und mit dieſer die Banner aller Nationen Europas und der Vereinigten

Guſtav Hügel (Kunſtlauf).
Nach einer Photographie von Reiſch, Davos-Platz.

Staaten von Amerika, deren bunte Farbenpracht ſich wirkungsvoll von der in hellem Sonnenlichte ſtrahlenden, von dem klaren, blauen Himmel überwölbten Winterlandſchaft abhob.

Durch ein Ausſchreiben des Internationalen Schlittſchuhklubs „Davos“ war eine allgemeine Einladung zum internationalen Eiswettlaufen für Herrenläufer am 10. und 11. Februar 1900 ergangen, ſowie zu dem Schnell-

Gustav Hügel aus Wien im Kunstlauf.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Digitized by Google

laufen für Schüler und Kinder, einem Figurenlaufen und zu einem internationalen Wettſchlitteln.

Die wichtigſten Beſtimmungen für das Wettlaufen waren folgende: Beim Schnelllaufen mußten fünf Strecken von 500, 1000, 1500, 5000 und 10,000 Meter durchlaufen werden, der Sieger über mindeſtens drei dieſer fünf Strecken erhielt die große goldene Medaille und den ſilbernen Pokal von Davos. Beim Kunſtlaufen mußten gewiſſe vorgeſchriebene Pflichtübungen ausgeführt werden, worauf dann jeder Teilnehmer in einem fünf Minuten dauernden Kürlaufen nach eigener Wahl ſeine ſchönſten Figuren auf dem Eiſe beſchreiben konnte.

Schon im November fanden ſich Sportliebhaber in Davos ein, um ſich den verſchiedenen Vorübungen und Winterbeluſtigungen hinzugeben, unter denen das Schlitteln auf der 3000 Meter langen und zur Bequemlichkeit der Fahrenden mit einer Drahtſeilbahn verſehenen Schlittelbahn den größten Zuſpruch fand.

Am 10. und 11. Februar 1900 fand mit den ausgeſchriebenen und oben erwähnten Rennen auch der von Wien nach Davos verlegte Wettkampf um die Weltmeiſterſchaft im Kunſtlauf ſtatt.

Das Preisgericht für das Kunſtlaufen beſtand aus einem Schiedsrichter und fünf Preisrichtern, dasjenige für das Schnelllaufen aus einem Schiedsrichter, einem Starter, einem Zielrichter, einem Zeitnehmer, zwei Zeitkontrolleuren, einem Zeitanzeiger, einem Protokollführer, zwei Rundenzählern und vier Bahnrichtern.

Im Schnelllaufen ſiegte der Norweger Oeſtlund, der 10,000 Meter in 17 Minuten 50 Sekunden zurücklegte und den ſilbernen Pokal von Davos, die große goldene Medaille und vier goldene Rekordmedaillen erhielt.

Im Kunſtlaufen erhielt der Wiener G. Hügel als Sieger den Titel „Meiſter der Welt im Kunſtlaufen für

1900", die goldene Meisterschaftsmedaille, den silbernen Pokal von Davos, sowie eine kleine goldene Medaille für die beste Leistung in den Kürübungen. Als zweiter erhielt der Schwede U. Salchow außer der großen goldenen Medaille einen Ehrenpreis und eine kleine goldene Medaille für die beste Leistung in den Pflichtübungen.

Berliner Kunstläufer.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos Platz.

Von Gustav Hügel, der schon 1897 in Stockholm die Weltmeisterschaft errungen hatte, sagt ein Fachmann: „Hügels Meisterschaft liegt hauptsächlich in der Kür. Sein Laufen ist weich und graziös, seine Haltung gut, sein Programm stets harmonisch entwickelt und abwechslungsreich." Ulrich Salchow, geboren 1877, von großer, schlanker Gestalt, war wiederholt Sieger in den schwedischen Nationalrennen, errang 1898 die Europameisterschaft und ist

ohne Zweifel dazu berufen, ſich einſt die höchſten Ehren im Kunſtlauf zu erringen.

Während die Läufer ſich bei den Pflichtfiguren ſtreng an die Vorſchriften halten müſſen, können ſie beim Kunſtlauf ihre Individualität ganz zwanglos entfalten und die ſchwierigſten Kunſtſtücke ausüben. Bei der Beurteilung dieſer letzteren kommt nicht nur deren Schwierigkeit in Betracht, ſondern auch die Haltung und Bewegung des Läufers, die möglichſt anmutig und gefällig ſein ſoll. In dieſer Beziehung giebt es allerdings eine große Mannigfaltigkeit von Anſchauungen und Regeln, ſo daß zwiſchen den ſogenannten Stilarten der verſchiedenen Länder, wie Oeſterreich, Deutſchland, Schweden, ein ziemlicher Unterſchied beſteht; jedoch gleicht ſich dieſer immer mehr aus, ſo daß es in Europa bald nur noch zwei Kunſtlaufſchulen geben wird, die kontinentale und die engliſche, von denen jede ihre eigene Richtſchnur des guten Stils und ihre eigenen Einſchränkungen behalten wird.

Auf dem dritten Kongreß der Internationalen Eislauf-Vereinigung zu Stockholm im Jahre 1897 wurden folgende Regeln über richtige Haltung und Bewegung angenommen: „Aufrechte, in der Hüfte nicht eingeknickte Haltung, ohne ſteif zu ſein. Stärkere Knie- oder Rumpfbeuge nur vorübergehend. Kopf aufrecht. Spielfuß nur wenig vom Eiſe weggehoben, nicht nachſchleppend; mit abwärts und auswärts gekehrter Schlittſchuhſpitze; im Knie leicht gebeugt, für gewöhnlich hinter dem Standfuß gehalten, ſonſt aber frei ſchwingend und die Bewegungen unterſtützend, doch ohne denſelben weit wegzuheben. Arme ungezwungen herabhängend, können wie der Spielfuß mit ihren Bewegungen unterſtützend gebraucht werden, doch ohne Ellenbogen oder Hände weit vom Körper abzuheben; letztere auch womöglich nie über Gurthöhe. Finger weder geſpreizt noch zur Fauſt geballt. Im allgemeinen alles

Wiener Kunstläufer-Quartett.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Digitized by Google

Heftige und Eckige oder Steife in den Bewegungen zu vermeiden; keine ſtark ausgeprägten Hilfen, ſondern der Eindruck der müheloſen Ausführung anzuſtreben."

Die Anmut und Gefälligkeit der Körperhaltung und Bewegungen zeigt ſich namentlich auch beim Paar- und Gruppenlaufen, entweder für Herren allein oder für Damen und Herren, wie aus einigen unſerer Illuſtrationen zu erſehen iſt. Solche Geſellſchaftsübungen ſind ganz beſonders geeignet, auch den weniger gewandten Läufern großes Vergnügen und volle Befriedigung zu bereiten und in ihnen Luſt und Liebe zu weiterem Betriebe aufrecht zu erhalten. In allen Fällen aber kann das Schlittſchuhlaufen, ob es nun einzeln oder gruppenweiſe, als Schnelllauf oder Kunſtlauf betrieben werde, als ein in geſundheitlicher Beziehung ſehr wertvolles Mittel zur Förderung der körperlichen Kraft und Gewandtheit aufs wärmſte empfohlen werden.

Ihre Schuld.

Novelle von Emma Merk.

(Nachdruck verboten.)

Eine ſchlanke elegante Geſtalt in lichtgrauem Reiſekleide ſprang auf dem kleinen Bahnhof in Gmund am Tegernſee aus dem Eiſenbahnwagen. Das Ehepaar, das ſie erwartet hatte, eilte ihr entgegen. Die beiden Damen umarmten ſich.

„Grüß Gott, Hedwig!“

„Wie lieb, daß du kommſt, Gerda!“

„Ich danke Ihnen, daß Sie Wort halten, Fräulein Klinger!“

„Das iſt doch natürlich, Herr Profeſſor! Ich freue mich ja ſo ſehr, Ihr Sommerheim kennen zu lernen,“ verſetzte Gerda.

Die drei beſtiegen den Kahn, in dem ſie ſich über den See rudern ließen. Nach dem Menſchentreiben auf dem Bahnhofe, nach der haſtigen erſten Begrüßung wurde es ganz ſtill und einſam um ſie her. An dem waldigen Weſtufer lag ſchon tiefgrüner dunkler Schatten auf dem Waſſer, während zur Linken noch die Sonne auf den

Wellen glänzte. In der plötzlichen Ruhe, die ſie umgab, in der weiten abendlichen Landſchaft wurden ſie unwillkürlich befangen. Sie hatten ſich manches Jahr nicht geſehen und fanden nicht gleich den rechten Ton für ein Geſpräch.

Gerda beobachtete die Freunde. Es fiel ihr auf, wie grundverſchieden die beiden Gatten doch ausſahen. Hedwig ſchien in der Zwiſchenzeit jünger, reizvoller geworden zu ſein, ſie war eine blendend hübſche Erſcheinung von biegſamer Schlankheit mit einem entzückend weichen Kindergeſicht. Ganz kunſtlos war dieſe Schönheit ja nicht, das bemerkten Gerdas Augen recht wohl; aber Hedwig beſaß jedenfalls ein hervorragendes Talent, ſich zu kleiden.

Und neben dieſer eleganten Modedame der tiefernſte, bleiche Mann mit der hohen Stirn, den tiefliegenden Augen und der ziemlich läſſigen Haltung! Er war entſchieden gealtert, und ſein Ausdruck war nicht heiter. Wie Trauer lag's über dieſen unregelmäßigen Zügen, die ſo unverkennbar das Gepräge ernſter Geiſtesarbeit trugen, die aber auch ſo von warmer Herzensgüte durchleuchtet ſchienen, daß ſie ſofort Sympathie erwecken mußten.

Gerda empfand wieder eine Regung des Mitleids für ihn; gerade ſo wie vor neun Jahren, als derſelbe Mann, damals noch ein blaſſer, etwas ſchüchterner Student, ihr, dem übermütigen ſechzehnjährigen Ding, mit bewegter Stimme geſtanden hatte, daß er ſie liebe. Seine leidenſchaftliche Erregung war ihr wunderlich erſchienen. Sie war noch viel zu unreif, viel zu kindiſch geweſen, um zu begreifen, was in ihm vorging. Er hatte ihr auch ganz und gar nicht gefallen. Häßlich fand ſie ihn mit ſeinem bartloſen, hageren Geſicht und ſeinen eckigen Bewegungen. Aber er hatte ihr doch ſehr leid gethan, als er ſie ſo ernſt und ſchwermütig angeblickt, und es war keine Redensart geweſen, wenn ſie ihm mit heißerrötendem Geſicht erwidert

hatte: „Ich verdiene ja gar nicht, daß Sie mich lieb haben. Ich bin ja viel zu dumm für Sie. Aber wenn ich Sie einmal beſſer verſtehen kann, dann ſollen Sie mir ein guter Freund werden. Nicht wahr, Herr Jeſſen?"

Als ſie dann einige Jahre ſpäter hörte, er ſei verlobt mit einem ſchönen, reichen Mädchen, das ſie oft in Geſellſchaft getroffen, da war ſie im erſten Moment doch ein wenig enttäuſcht geweſen, daß er ſo ſchnell mit ſeiner „großen, unglücklichen Liebe" fertig geworden war. Aber ſie hatte ihm herzlich gratuliert und war ſofort zu ſeiner Braut geeilt, um das junge Mädchen, das dem guten, edlen und klugen Menſchen das Glück ſchenken wollte, das ſie ihm verſagt hatte, zärtlich, ja faſt mit einem Gefühl der Dankbarkeit, als nehme ſie eine Schuld von ihr, auf den Mund zu küſſen.

Sie hatte ſich über dieſe Wahl gewundert, nachdem ſie die ſchöne Hedwig näher kennen gelernt hatte. Ewald Jeſſen, der ernſte Gelehrte, und dieſes mit dem Leben ſpielende, verwöhnte Weltdämchen! Aber ſie kam dann öfters in das Heim des jungen Paares, die beiden ſchienen zufrieden, ja die ſeligſten Gatten, die man ſich denken konnte. So mußte denn wohl eine echte, tiefe Liebe alle Gegenſätze in ihren Charakteren überbrückt haben.

Jeſſen war ſpäter einem Ruf an eine ſüddeutſche Univerſität gefolgt, und ſeit ein paar Jahren hatten ſie nur brieflich miteinander verkehrt.

Wie ſeltſam, daß nun bei dieſem Wiederſehen ihr altes ſchmerzliches Mitleid mit dem bleichen ernſten Manne ſofort ihr Empfinden beherrſchte! Das war doch heute nicht mehr am Platz, wie ehemals bei dem jungen Studenten. Jetzt war Jeſſen ja nicht mehr der unbedeutende, ausſichtsloſe Kandidat der Philoſophie, der mit dem Studium, das er gewählt, alt werden konnte, bis er eine Anſtellung fand. Er war jetzt Profeſſor an einer der größten

deutſchen Univerſitäten, hatte eine reizende Frau, machte im Winter ein Haus und wohnte im Sommer in ſeiner eigenen Villa. Wahrlich, er war keine Perſönlichkeit mehr, der man dieſes beklemmende Mitgefühl entgegenbringen mußte, das ſie wieder ergriffen hatte.

Sie gab ſich Mühe, es abzuſchütteln, und fing zu plaudern an. Hedwig horchte neugierig auf, als ſie von dem Seebad erzählte, in dem ſie vor ein paar Wochen geweſen war, von all den berühmten Perſönlichkeiten, die ſie da geſehen hatte.

„Was du für ein intereſſantes Leben haſt, Gerda!“ rief ſie. „Während wir allſommerlich in der Einſamkeit hier ſitzen! Einmal ſchickſt du eine Poſtkarte von der Riviera, dann wieder von Paris oder von Norderney. Du bleibſt eigentlich nur gerade lang genug in Berlin, um dich deinen Bekannten zu zeigen und wieder eine neue Unterhaltung auszuſinnen.“

Gerda lachte. „Warum ſoll ich ſeßhaft ſein, da ich doch kein rechtes Heim habe und niemand mich braucht? Seit meine Eltern tot ſind, werde ich von allen Bekannten ins Schlepptau genommen und bin bald da, bald dort zu Gaſt. Auf dieſe Weiſe habe ich mich allerdings daran gewöhnt, meine Tage ganz müßig zu vertrödeln.“

„Schade,“ ſagte der Profeſſor mit einem ernſten Blick auf ihr lächelndes Geſicht.

Eine ärgerliche Röte ſtieg ihr in die Wangen. Wenn ſie auch ſelbſt ihre oberflächliche Lebensführung verurteilte, ſo hörte ſie doch von anderen nicht gerne einen Tadel.

Hedwig aber rief ihrem Mann ſchnippiſch zu: „O, Gerda hat ganz recht, ſich zu amüſieren! Wenn alle Menſchen Philoſophen wären — brrr! — ginge es da langweilig zu auf der Welt!“

Eben flog ein Segelboot an ihnen vorüber, ein Herr hatte lebhaft gegrüßt; Gerda drückte die Lorgnette an die

Augen, nickte und sagte dann, angenehm berührt: „Da treffe ich ja gleich in der ersten Stunde einen Bekannten aus Berlin! Wie drollig! Die Welt ist doch klein, und schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande.“

„Wer war es denn?“ frug Hedwig neugierig.

„Rittmeister Xanten. Ein sehr guter Gesellschafter. Er scheint wohl in Urlaub hier zu sein. Du weißt nicht, wem das Segelboot gehört?“

„Ach nein! Wir kennen ja hier gar niemand. In unseren Fuchsbau da draußen verirrt sich niemand, da sieht man nur Kühe.“

„Na, zur Abwechslung ist das auch ganz nett,“ meinte Gerda vergnügt. „Menschen sieht man ja eigentlich in Berlin gerade genug.“ —

Die beiden Segelfahrer standen in ihren weißen Sportanzügen am Steg, als der Kahn Jessens sich dem Ufer näherte.

„Gnädiges Fräulein, Sie hier? Welche Ueberraschung!“ rief der Rittmeister.

„Die erstaunte Frage kann ich Ihnen zurückgeben. Wie kommen Sie an den Tegernsee?“

„Mein Freund Rollmann“ — er stellte seinen Begleiter lachend vor — „berühmter Bildhauer, hat mir so lebhaft zugeredet, hier meinen Urlaub zuzubringen, und ich freue mich darüber, besonders in diesem Augenblick.“

Er verbeugte sich vor den Damen. Gerda machte ihn mit ihren Freunden bekannt.

Der Bildhauer mit seinem breiten, vergnügten Gesicht sah recht unscheinbar aus an der Seite des hochgewachsenen, schlanken und geschmeidigen Offiziers. Dessen gute Erscheinung verleugnete sich auch in dem bequemen Sommeranzuge nicht, und er zeigte in der Art, wie er die junge Dame begrüßte, mit der hübschen Frau Pro-

feſſor ein heiteres Geſpräch begann, ſofort die liebenswürdige Gewandtheit eines flotten Kavaliers.

Gerda hatte ſich im Winter ein paarmal ausgezeichnet mit ihm unterhalten und freute ſich, in dieſer fremden Umgebung, in dieſer ländlichen Stille ſo unvermutet mit ihm zuſammenzutreffen.

Man rief ſich gegenſeitig ein herzliches „Auf Wiederſehen" zu, ehe man den kurzen Weg nach der Villa antrat. Es war ein hübſches Wandern in der Abendkühle, durch Wieſen, an hohen Bäumen vorüber, immer weiter fort von den von Sommergäſten wimmelnden Dorfhäuſern, immer näher den Bergen zu, immer tiefer in die Einſamkeit. Gerda bewunderte das „Waldhaus", das auf einer Anhöhe ſtand, hinter der ein grüner Bergrücken ſachte anſtieg. Ringsum hohe Tannen, nur Waldesrauſchen, das reizende Murmeln eines Baches, das Klingen der Kuhglocken und im Garten blühende Roſen.

„Aber das iſt ja eine Idylle! Herrlich iſt es bei euch!" verſicherte ſie immer wieder.

Der Profeſſor blickte ſie dankbar an, mit warm leuchtenden Augen. „Ich wußte, daß es Ihnen gefallen würde!" ſagte er ganz bewegt.

Es ſchien, als ſei Hedwigs Abneigung gegen die Villa ein Schmerz für ihn, der ihm tief ging.

Ein blondlockiges kleines Mädchen von fünf Jahren ſprang lebhaft in das Zimmer und ſtreckte die Händchen aus, in denen es einen Blumenſtrauß hielt. „Da, Mama, liebe Mama!"

Hedwig ſtand vor dem Spiegel, ordnete ihr Haar und ſchenkte der Kleinen wenig Beachtung.

„Der großen, lieben Tante mußt du den Strauß geben, mein Mäuschen," ſagte ſie nur über die Schulter hinweg.

Gerda war niedergekniet und küßte mit warmem Ent-

zücken den roſigen Kindermund. Ein ſo ſüßes, herziges Geſchöpfchen!

Die Mutter war noch immer mit ihrer Friſur beſchäftigt. Doch der Profeſſor nahm nun ſein Kind auf den Arm, ſein ernſtes Geſicht erſchien wie verwandelt. Glückſelig ſchaute er in die hellen lachenden Augen der Kleinen und drückte ſeine Wange auf die blonden Locken. Gerda durchzitterte Rührung bei dieſem Anblick. Mit der ganzen Liebesfülle in ſeinem Herzen ſchien er an dem Kind zu hängen, als beſäße er nichts auf der Welt als dieſes kleine Geſchöpf, das dem Papa ſo glücklich die Wangen ſtreichelte.

War er einſam in ſeiner Ehe? Hatten die beiden Menſchen, die einſt ſo glücklich ſchienen, einander verloren?

Der Gedanke war für Gerda peinlich, und da ſie ſich ihre lebensfreudige Stimmung nicht gerne ſtören ließ, war ſie froh, daß am nächſten Tage ſich gleich eine Zerſtreuung bot. Rittmeiſter v. Xanten machte mit ſeinem Freunde Beſuch und brachte eine Aufforderung zu einem Waldfeſte, das der Verſchönerungsverein Tegernſee an dem ſchattigen Weſtufer abhalten wollte und bei dem die vornehmſten in Tegernſee weilenden Familien ihre Beteiligung verſprochen hatten. Der Profeſſor, der ſich gegen die beiden Herren ziemlich kühl verhielt, und dem der Verkehr mit dem Rittmeiſter nicht beſonders erwünſcht ſchien, ſagte nur: „Wenn Fräulein Klinger Luſt hat, dann wird meine Frau ſie wohl begleiten. Ich darf mich entſchuldigen, nicht wahr?“

„Natürlich gehen wir!“ rief Gerda mit einem übermütigen Blick auf den Profeſſor. Schon aus Trotz gegen ihn hätte ſie zugeſagt, auch wenn ſie weniger Spaß an dem Ausflug gefunden hätte. Gerade weil ſie ihm eine ſolche Geringſchätzung für dergleichen Vergnügungen und für ihre lebensluſtigen Bekannten anmerkte. O, er ſollte

ihr nicht die Freude an ihrem Geſellſchaftstreiben verleiden, er ſollte ſie nicht erziehen wollen! Sie mußte ihm gleich vom Anfange an zeigen, daß ihr Wille nicht ſo leicht zu beeinfluſſen war. Sie freute ſich übrigens auch, ſich an dem Nachmittage von dem Rittmeiſter den Hof machen zu laſſen. Er hatte bei ſeinem kurzen Beſuch am Morgen ſeine lebhaften dunklen Augen mit einem ſehr bewundernden Ausdruck auf ihr Geſicht geheftet. Sie verſtand dieſen Blick. Sie wußte ganz genau, daß ſie ſein Intereſſe erweckte, und daß er nur auf eine Gelegenheit wartete, ihr ſeine Huldigung darzubringen. Als hübſches, reiches Mädchen, das ſchon durch die Stellung ihres Vaters — Juſtizrat Klinger war jahrelang Reichstagsabgeordneter geweſen — in den höheren Kreiſen verkehrte, war ſie ſeit Jahren gefeiert und ausgezeichnet worden und hatte auch ſchon manchen Korb ausgeteilt. Der Zweifel, ob es ihren Bewerbern wirklich um ihre Perſon oder in erſter Linie um ihr Vermögen zu thun ſei, hatte ſie bisher davon abgehalten, ihr Jawort zu ſprechen. Aber ſie fand es hübſch, ein bißchen mit der Liebe zu ſpielen, in Männeraugen das Beſtreben zu leſen, ihr wohlzugefallen, und mit feinem Takt jede ernſtere leidenſchaftliche Annäherung abzuwehren. Es war ihr eigentlich gar nicht wohl, wenn ſie nicht einen Verehrer in der Nähe hatte, der ihrer Eitelkeit ſchmeichelte.

Der erſte Tag ihres Landaufenthaltes ließ ſich ganz nach Wunſch an. Xanten war wirklich ein amüſanter Menſch. Der mit Fahnen und bunten Tüchern geſchmückte Waldplatz bot mit den hellen Toiletten der Damen einen heiteren Anblick. Die Muſik ſpielte, und der blaue Himmel lachte durch die Bäume. Gerda und Hedwig wurden mit einem Kreiſe von frohen Menſchen bekannt, die allerlei Vergnügungen planten: gemeinſame Bootfahrten, eine Bergpartie. Und Xanten flüſterte ihr mit dem lebhaften Auf-

blitzen seiner Augen bittend zu: „Sie kommen doch? Sie thun doch mit? Die Geschichte hat ja nur Reiz, wenn Sie dabei sind!“

Sie lachte über seinen Ernst. Aber es schmeichelte ihr doch. Er war bekannt wegen seiner Erfolge bei den Damen. Sie dachte nicht daran, daß er sich wirklich um sie bewerben wolle. Er freute sich nur, gerade wie sie, über eine hübsche Unterhaltung, eine kleine, flüchtige Liebelei in diesen Sommerwochen auf dem Lande.

So überließ sie sich denn arglos und leichten Sinnes dieser ernsten, vertraulicheren Annäherung.

Gegen Abend kam der Professor in seinem Kahn herübergerudert, um die Damen abzuholen. Er stand vereinsamt unter den Fröhlichen; Hedwig plauderte kokett wie ein junges Mädchen mit den Herren, ließ sich den Hof machen und kümmerte sich gar nicht um ihren Mann.

Das Verhältnis zwischen den beiden ward Gerda immer unverständlicher. Aber sie wunderte sich in den nächsten Tagen oft über „die zwei Seelen in ihrer Brust“. In der Nähe des Professors fühlte sie immer den Einfluß seiner tieferen Natur; sie sprach mit ihm über ernstere Fragen, sie las die Bücher, die er ihr gab, und die Trauer in seinen Augen weckte ihr eine lebhafte Entrüstung gegen Hedwig, die niemals ein liebevolles Wort für ihn hatte, die rücksichtslos gegen seine Arbeit am Morgen am Klavier trällerte, Operettenmelodien spielte, während er an seinem Schreibtische saß, und die eigentlich ihren Tag nur damit zubrachte, sich hübsch anzuziehen, in den Spiegel zu gucken und zu seufzen über die Langeweile im Waldhaus.

Aber jedesmal, wenn Gerda ihr Vorwürfe machen wollte, entwaffnete Hedwig sie wieder durch ihr Lachen, durch die reizende Bewegung, mit der sie ihr Kindergesicht an die Schulter der Freundin schmiegte, durch ihre ge-

winnende Anmut. Mit einer ſolchen Wärme plauderte ſie oft von ihrem letzten Aufenthalt in Berlin im Hauſe der Mutter, in den alten Kreiſen, daß es faſt den Anſchein hatte, als ſei ihre Unzufriedenheit nur eine Art Heimweh, als habe ſie nur nicht feſten Fuß faſſen können in ihrer neuen Umgebung. Sie wurde es nicht müde, nach den Geſellſchaften zu fragen, die Gerda im Winter beſucht, nach den Menſchen, die ſie kennen gelernt, und es lag dann immer ein ſehnſüchtiger Ton in ihrer Stimme.

„Bei Geheimrat Eller war einmal eine hübſche Geburtstagsfeier," erzählte Gerda gelegentlich, als die beiden Damen allein im Garten ſaßen. „Es wurden luſtige Tiſchreden gehalten. Ich erinnere mich, daß mein Nachbar, Baron Geßler, mich ſehr amüſiert, viel —"

„Baron Geßler? Fedor v. Geßler? Du kennſt ihn?" frug Hedwig merkwürdig erregt.

„Natürlich," lachte Gerda. „Wer kennt den Baron nicht?"

„Wieſo? Wie meinſt du das?" klang es ihr faſt zornig entgegen.

„Nun, er gehört eben auch zu den Menſchen, die nichts zu thun haben; man trifft ihn bei jedem Feſt, bei jeder Erſtaufführung im Theater, in jedem Bazar, in einem halben Dutzend Salons."

„Er hat dir wohl auch ſchon den Hof gemacht?" rief Hedwig mit einem harten, ſpöttiſchen Auflachen, und einen Moment ſprühten aus ihren Augen Zornesblitze auf das hübſche Mädchenhaupt, das ſich läſſig in den Gartenſtuhl zurücklehnte.

„Ach nein, keine Idee!" wehrte Gerda flüchtig ab.

„Bitte, ſag es mir offen! Ich will es wiſſen, hörſt du?"

„Aber ich begreife deinen Eifer gar nicht! Was geht dich der Baron an? War er einmal ein Verehrer von

dir? Kannſt dich übrigens beruhigen. Ich bin ihm wohl ebenſo unausſtehlich wie er mir."

Hedwig lachte wieder, viel freier, übermütiger, als vorher. „Um ſo beſſer!"

„Ach, ich erinnere mich, er ſprach damals bei Geheimrat Eller ſogar von dir."

„Was ſagte er? Beſinne dich, Gerda! Bitte, bitte!" Hedwig hatte den Arm um die Schulter der Freundin gelegt und horchte mit geſpannten Augen.

„O, nichts Beſonderes. Intereſſiert dich das wirklich? Er frug, ob wir noch miteinander verkehrten. Ob ich dich kürzlich in Berlin getroffen hätte, was ich verneinen mußte, da ich damals doch verreiſt geweſen war. Ob du in deiner Ehe glücklich ſeiſt."

„Und du? Was haſt du ihm erwidert?"

„Ich habe natürlich ein Loblied auf deinen Gatten geſungen und geſagt: Warum ſollte ſie nicht glücklich ſein, da ſie einen der beſten, edelſten Menſchen aus Liebe geheiratet hat?" Und ernſter fügte ſie hinzu: „Ich wüßte auch wirklich nicht, welchen Grund du hätteſt, mit deinem Geſchicke zu grollen. Eine Frau, die ein ſo herziges, liebes Kind beſitzt —"

Hedwig lehnte, von ihr abgewendet, an dem Pfeiler der Laube. Das grüne Blättergerank warf einen blaſſen Schimmer auf ihre erregten Züge.

„Ach was, es iſt auch ſo eine allgemeine Redensart, daß Kinder unſer Herz ganz ausfüllen! Ich möchte leben, leben, nicht verſauern in dieſer Oede, die du zur Abwechslung ſo idylliſch findeſt, du mußt dich ja nicht jeden Sommer hier vergraben! Ich will mich nicht im Winter unter den würdigen Profeſſorenfrauen langweilen und unter den bemooſten, gelehrten Häuptern! Ich bin nun mal kein Gelehrter, kein Weiſer wie mein Mann!"

Gerda hatte die Freundin einen Moment wie er-

ſchrocken angeblickt. Aber die letzten Worte beruhigten ſie wieder. Hedwig war doch im Grunde nur ein verzogenes Kind, das nach Zerſtreuung, nach Vergnügen verlangte. Sie nahm ſich vor, dem Profeſſor eine kleine Vorleſung darüber zu halten, daß er bei all ſeiner Klugheit ſeine junge Frau nicht richtig zu behandeln wiſſe. —

Am nächſten Tage hatte der Profeſſor einen Spaziergang vorgeſchlagen. Gerda war ſofort bereit, ihn zu begleiten. Aber Hedwig lehnte mit gelangweiltem Geſicht ab. Sie war an dem Morgen ſehr übellaunig. Sogar Ellis helles Lachen und ihr reizendes Plaudern hatte ſie ungeduldig gemacht, und ſie hatte das Kindermädchen gerufen, daß dieſe die Kleine fortführe.

Ihr Mann ſagte kein Wort; er blickte ſie nur an mit ſtummem Vorwurf. Gerda ward ordentlich verlegen für die Freundin bei dieſem ſtrengen, traurigen Blick. Aber Hedwig ſchien ſich um die Miene ihres Gatten nicht im geringſten zu bekümmern. Er war ſichtlich verſtimmt, als er dann mit dem jungen Mädchen durch den Wald wanderte.

„Glauben Sie nicht, Herr Profeſſor,“ ſagte Gerda, während ſie auf einſamen Wegen am leiſe rauſchenden Bach in die Höhe ſtiegen, „daß Hedwig ein zu einſames Leben führt? Mir macht es den Eindruck, als ſchmolle und trotze ſie nur aus zurückgehaltener Vergnügungsluſt. Sie iſt jung, ſie war zu Hauſe an viel Verkehr gewöhnt.“

„Und Sie denken wohl, ich ſei ein Griesgram, der ſeine hübſche, junge Frau einſperrt?“ ſagte er mit einem bitteren Lächeln. „Sie thun mir unrecht. Ich habe Hedwigs Verkehr nie eingeſchränkt. Wir haben ſogar im letzten Winter ſehr geſellig gelebt. Aber natürlich, ich kann meinen Bekanntenkreis nicht umwandeln. Es gefällt ihr nicht unter den Gelehrten. Damit ſie tanzen konnte, habe ich mich übrigens auch auf manchem Ball gelang-

weilt, und dann war sie ein paar Monate in Berlin. Seitdem ist sie in dieser gereizten, feindseligen Stimmung, die Sie ja wohl auch bemerkt haben, Fräulein Gerda."

Gerda war bei seinen letzten Worten leicht zusammengezuckt. Seit ihrem Aufenthalt in Berlin also war Hedwig so völlig verwandelt! Sie mußte an ihr gestriges Gespräch denken, an die plötzliche Leidenschaftlichkeit der jungen Frau, und eine dumpfe Angst schnürte ihr das Herz zusammen. In der Stunde da oben in der Waldeinsamkeit war sie so beherrscht von der warmen Teilnahme für den Freund, von dem heißen Wunsch, die Wirren dieser Ehe zu schlichten und zur Vermittlerin zwischen diesen beiden Menschen zu werden, die ihr nahe standen.

Aber mit der raschen Beweglichkeit ihres Temperaments kam sie sofort in andere Stimmung, als sie bei der Heimkehr von Hedwig mit heiterem Gesicht empfangen wurde, und diese lebhaft berichtete: „Rittmeister v. Xanten ist hier gewesen. Wir haben über eine Stunde miteinander geplaudert. Er ist wirklich ein liebenswürdiger, witziger Mensch."

„Vor ein paar Tagen hast du behauptet, er habe ein keckes, spöttisches Gesicht," warf Gerda hin mit einer eifersüchtigen Gereiztheit, über die sie sich im nächsten Moment selbst ärgerte.

„Der Rittmeister ist mit so vielen meiner Bekannten aus Berlin befreundet," bemerkte die junge Frau.

Also deshalb! Von Berlin hatten sie gesprochen, darum sah Hedwig so angeregt aus. Gerda schaute sie forschend an, mit wiedererwachter Unruhe.

„Uebrigens," fuhr Hedwig fort, „scheint Xanten ernstlich in dich verliebt. Er wäre doch eine recht hübsche Partie. Er ist im Generalstab — ein begabter Mensch. Er macht sicher Carriere. Und er ist ein Mann von Welt."

Digitized by Google

„Du denkſt wohl, es wäre Zeit für mich, aus Angſt vor dem „Thorſchluß“ raſch den nächſten beſten zu nehmen?“ rief Gerda lachend. „Der Rittmeiſter denkt doch ebenſowenig daran, um mich zu werben, wie ich, ihn zu heiraten. Er, ernſthaft verliebt! Geh, ich bitte dich!“ —

Einen Tag ſpäter hätte Gerda der Freundin wohl kaum eine ſo kühle, ruhige Antwort zu geben vermocht.

Die Damen hatten in größerer Geſellſchaft einen Ausflug zum Bauern in der Au unternommen, und Xanten war auf dem weiten Wege in das ſchöne Waldthal unermüdlich an Gerdas Seite geblieben. So oft ſie emporſah, begegnete ſie ſeinem Blick, und wie ſie ſich auch wehrte gegen ſeine kecke, ungeſtüme Bewunderung, ſie fühlte, daß ſie allmählich ihre Sicherheit ihm gegenüber verlor. Ein leiſes Grauen beſchlich ſie zuweilen und warnte ſie vor einer Gefahr, in die ſie ſich lachend verſtrickte. Aber es hatte doch einen Reiz, dem ſie nicht zu widerſtehen vermochte, ſich einmal mit ſo leidenſchaftlicher Dringlichkeit den Hof machen zu laſſen. Wenn Xanten ihr eine Blume reichte zu dem Strauß, den ſie auf dem Nachhauſeweg pflückte, dann ſtreifte ſeine Hand ihre Finger, und ſie ſah es an dem Ausdruck ſeines Geſichtes, daß die leiſe Berührung ihn bewegte. Er flüſterte ihr mit einem heißen Tone Worte zu, die ihr nie vorher ein Mann zu ſagen gewagt hatte.

„Warum ſind Sie ſo kühl, gnädiges Fräulein? Warum wenden Sie ſich ſo feindſelig von der Liebe ab? Ein Mädchen wie Sie, ſo geſchaffen zu beglücken, wie kaum eine andere! O der ſelige Mann, der dieſe Lippen küſſen darf! Sie ahnen gar nicht, welche Macht Sie beſitzen, Gerda.“

Und ſie kehrte ihm nicht, entrüſtet über dieſe vertrauliche Sprache, den Rücken. Sie duldete, daß er in ihrer Nähe blieb, ja, ſie erfüllte ſeinen Wunſch, langſamer zu

gehen, da er so dringend bat: „Ach, lassen Sie doch diese anderen langweiligen Menschen vorausgehen! Ich kann das Alltagsgeschwätz nicht ertragen, das man reden muß, sobald alle diese neugierigen Ohren aufhorchen. Der Spaziergang ist ja so wunderbar schön, wenn man nur Ihre Stimme hört, nichts zu sehen braucht, als Ihre schlanke Gestalt, von der ich träumen werde die ganze Nacht!“

War's die fremde Umgebung, dieses Wandern in der köstlichen Bergluft, war's der leuchtende, glühende Sommerabend, der ihr eine so berauschende, leichtsinnige Lebensluft weckte? Ihre Wangen brannten so warm, ihre Augen glänzten. Sie fand es süß, diesem heißen Geflüster zu lauschen, und es klang nicht mehr ganz gleichgültig, wenn sie sich auch zu einem Lächeln zwang, als sie dann fragte: „Wie oft haben Sie ähnliche Worte wohl schon gesagt, Herr Rittmeister?“

„Gerda, Sie sind grausam!“

„Ach, leugnen Sie doch nicht! Man erzählt von so manchem Abenteuer, das Sie schon erlebten, von so manchem gebrochenen Mädchenherzen.“

Er war stehen geblieben und sah sie mit einem vollen, warmen Blicke an. „Man erzählt! Aber glauben Sie wirklich, was die bösen Zungen zu reden wissen? Ich will mich ja nicht besser machen, als ich bin — ja, ich habe manchen Irrtum hinter mir, bin manchmal in meinem Leben leichtsinnig gewesen und habe mich in schalem Genuß zu betäuben gesucht; aber glauben Sie es mir — eine echte, tiefe Liebe hatte ich nie gefunden — bis jetzt. Nur eine reine Mädchenseele, nur eine vornehme weibliche Natur, zu der ich emporschauen muß mit unbegrenzter Verehrung, kann mich wirklich fesseln, meine Retterin werden, mich Treue lehren.“

Es klang wie eine rückhaltlose Beichte, und auf seinem

hübſchen dunklen Geſicht lag ein Ausdruck warmer Ergebenheit.

Gerda ging nachdenklich, ſchweigend neben ihm weiter, mit einem raſcheren Schlage ihres Herzens. Aus dem Spiel wurde Ernſt; ſie konnte es ſich nicht verhehlen.

Die weiche Stimmung dieſer Minuten wurde durch die Dazwiſchenkunft Rollmanns geſtört. Der Bildhauer war am Morgen auf den Hirſchberg geſtiegen und kam ihnen nun, erhitzt, mit einem großen Strauß Alpenroſen auf dem Rucksack, nachgeeilt.

„Du ſcheinſt ja ſchreckbar ernſthaft, mein Lieber!“ rief er mit ſeiner lauten Stimme. „Hat der Menſch ſich verändert, gnädiges Fräulein! Ich kenne ihn ſeit einiger Zeit kaum wieder.“ Er hatte offenbar beim Bauern in der Au in der Haſt ein paar Gläſer Wein hinuntergeſtürzt und war etwas angeheitert.

Der Rittmeiſter ſchien eine taktloſe Bemerkung ſeines Freundes zu befürchten, die ihm in dieſem Augenblick höchſt peinlich geweſen wäre, denn er ſagte raſch: „Du mußt deine Alpenroſen an die Geſellſchaft verteilen. — Meine Damen!“ rief er den Voranſchreitenden mit ſeiner Kommandoſtimme nach. „Bitte, warten Sie einen Augenblick. Der Hirſchberg ſchickt Ihnen ſeinen Gruß!“

Zu einem Zwiegeſpräch mit Gerda war keine Gelegenheit mehr, und am nächſten Tage regnete es in Strömen. Die geplante Bootfahrt nach Kaltenbrunn mußte unterbleiben. Hedwig ſchien beſonders ärgerlich über das ſchlechte Wetter, ſchaute mit Ungeduld in die graue Landſchaft hinaus und klopfte immer wieder an das Barometer, ob das Queckſilber nicht ſteigen wolle.

Gerda, die in der Stille des Waldhauſes wieder viel über das Schickſal der Freunde nachdachte, hätte gerne eine vertraulichere Annäherung an Hedwig verſucht, um ihr ein wenig ins Gewiſſen zu reden, aber die junge Frau

war von einer Ruheloſigkeit und Zerſtreutheit, daß ſich mit dem beſten Willen kein ernſthaftes Geſpräch mit ihr beginnen ließ. Bald ſetzte ſie ſich ans Klavier, bald lief ſie ins Kinderzimmer, bald in die Küche, und dann ſtand ſie wieder ſeufzend am Fenſter und horchte auf das Rauſchen der Bäume und klagte, daß man doch mindeſtens einen Wagen haben ſollte, wenn man in dieſer troſtloſen Einöde leben müſſe. Endlich kam ſie am Nachmittag in ihrem Lodenanzug aus ihrem Zimmer und erklärte: „Ich gehe jetzt nach Tegernſee. Ich muß einige Einkäufe machen und fühle mich an ſolchen trüben Tagen friſcher und luſtiger, wenn ich ordentlich herumlaufe.“

Gerda ſchaute ſie befremdet an. Es fiel ihr auch auf, daß Betty, das Kindermädchen, mit einer ganz merkwürdigen Betonung frug: „Kann ich nicht für Sie gehen? Kann ich das nicht bringen, was Sie aus Tegernſee wünſchen, Frau Profeſſor?“

„Nein!“ erwiderte Hedwig ſchroff und mit einem zornigen Blick. Dann lief ſie fort in Sturm und Regen.

Aber ihre Behauptung, daß ein ſolcher Spaziergang ſie friſch und luſtig mache, bewahrheitete ſich nicht. Sie kam im Gegenteil in ſehr gereizter Stimmung zurück, die ſich hauptſächlich gegen Betty bemerkbar machte. Sie ſchien offenbar nach einem Anlaß zu ſuchen, um einem heimlichen Aerger Luft zu machen, ſuchte im Kinderzimmer herum, zankte über Ellis Anzug, den ſie zu leicht fand, riß aber gleich darauf das Fenſter auf, trotzdem der Wind ſtark hereinwehte, weil ſie behauptete, es ſei nicht genügend gelüftet. Sie ſchaute in die Schubfächer, fand die Schürzchen der Kleinen nicht hübſch gebügelt, wunderte ſich, daß die Wäſche noch nicht fertig ausgebeſſert ſei und warf mit übellaunigem Tone hin: „Was thun Sie eigentlich den ganzen Tag, Betty? Ich glaube wirklich, Sie ſchlafen.“

Der Vorwurf war ganz ungerecht und unverdient. Aber Betty bezwang ihre im Grunde heißblütige Gemütsart und nahm die üble Laune der Herrin ohne Widerrede hin.

Sie wendete ſich nur mit trotzigem Geſicht ab, um die herausgeriſſenen Sachen wieder zuſammenzufalten und einzuräumen, und gab auch nur ſehr knappe Antwort, als Hedwig eine Frage an ſie richtete.

„Natürlich! Nun ſpielen Sie wieder die gekränkte Unſchuld und gehen mit beleidigter Miene herum. Sie meinen, man dürfe Ihnen gar nichts mehr ſagen. Aber ich bin ſo frei, Ihre Nachläſſigkeit zu rügen, ſo oft ich ſie bemerke.“

Dem Mädchen ſtieg eine heiße Blutwelle in das Geſicht, und ſie verlor in einem Augenblicke zorniger Aufwallung die Herrſchaft über ihre Zunge. „Ich laſſe mir gerne etwas ſagen, Frau Profeſſor,“ erwiderte ſie bebend, „aber nachläſſig bin ich nicht, und ich kann doch nichts dafür, daß die Frau Profeſſor heute wohl umſonſt an die Poſt gelaufen ſind und ſich ärgern, weil Sie keinen Brief bekommen haben!“

Sie erſchrak, ſobald der Satz geſprochen war.

Hedwig war bleich geworden. Einen Moment ſchaute ſie das Mädchen ſtarr an, mit harten, drohenden Augen. Dann eilte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Zimmer.

Nach wenigen Minuten kam ſie wieder und warf nur über die Schulter hin: „Hier iſt Ihr Dienſtbuch und Ihr Lohn für einen Monat. Sie verlaſſen augenblicklich das Haus! Ich behalte eine Perſon, die mir Unverſchämtheiten ſagt, keine Stunde länger in meiner Nähe.“

Betty, deren Zorn mittlerweile wieder verkühlt war, ſtammelte: „Verzeihen Sie mir, Frau Profeſſor. Es fuhr mir ſo heraus. Und ich habe doch die Kleine ſo gern.“

Sie war nun ganz weich und fing zu weinen an.

„Sie packen Ihren Koffer — sofort!“ gebot Hedwig. —

Der Professor, der sich an dem Regentag in seine Arbeit vertieft hatte, war sehr überrascht, als Betty in der Abendstunde in Hut und Mantel, mit der Reisetasche in der Hand an seinem Zimmer klopfte und mit rotgeweintem Gesicht bei ihm eintrat.

„Ich möchte dem Herrn Professor adieu sagen und für alles noch danken.“

Die Thränen standen ihr in den Augen.

„Ja, was bedeutet denn das, Betty? Warum wollen Sie Knall und Fall fort? Haben Sie eine schlimme Nachricht von Ihrer Mutter?“

Er hatte das Mädchen als gewissenhaft und sorgsam erprobt, während seine Frau in Berlin geweilt hatte, und ihr das Kind allein überlassen gewesen war, und er schätzte ihre Anhänglichkeit und ihre Liebe für Elli.

Betty schüttelte verlegen den Kopf. „Die gnädige Frau hat heute so viel in mich hineingezankt, und da habe ich ihr eine kecke Antwort gegeben. Nun hat sie mich gleich weggeschickt.“

„Aber Betty!“ sagte er mit ernstem Vorwurf. „Ich will übrigens sehen, ob sich die Sache nicht wieder einlenken läßt. Wenn Sie meine Frau um Entschuldigung bitten —“

„Ach nein, Herr Professor! Mir thut's ja freilich schrecklich leid, daß ich von dem Kind fort soll, aber es geht doch nicht mehr, daß ich dableibe. Die gnädige Frau kann mich nicht mehr leiden, weil ich weiß, daß sie sich heimlich Briefe in Tegernsee holt, postlagernde, von dem Herrn Baron, dem sie so oft schreibt.“

Der Professor war zusammengezuckt. Er erwiderte kein Wort, stellte keine Frage auf diese letzte Bemerkung, mit der Betty sich an ihrer Herrin rächte.

„Also lassen Sie sich's gut gehen, Betty!“ sagte er nur.

Erſt eine Stunde ſpäter verließ er ſein Zimmer.

Hedwig, die im Salon am Klavier geſeſſen hatte, blickte auf, als er eintrat, und erſchrak über den ſtrengen Ausdruck ſeines Geſichts.

„Ich möchte dich fragen," begann er, „wer ſich nun in den nächſten Tagen Ellis annehmen ſoll. Du weißt doch, daß ich morgen nach München reiſen muß zu der Pſychologenverſammlung. Ich will nicht, daß das Kind der zweifelhaften Fürſorge der Köchin überlaſſen bleibt, die, wie du ſelbſt bemerkt haſt, fortläuft, ſobald man den Rücken dreht."

„Du findeſt alſo, Ewald, daß ich Bettys Frechheit ganz ruhig hätte hinnehmen ſollen, daß ich einfach ſchweigen und jede Unverſchämtheit ertragen müßte!" verſetzte ſie hochmütig.

„Ich finde hauptſächlich, daß du ſie nicht zur Frechheit herausfordern und ihr keine Gelegenheit hätteſt geben ſollen, dir Bemerkungen zu machen, die dir peinlich ſind."

Er richtete die Augen dabei ſo ſcharf auf ſie, daß ſie unwillkürlich errötete und den Blick ſenkte.

„Du haſt ſie natürlich ausgehorcht. Und ſie hat geklatſcht über mich!" rief ſie dann, ihre Verlegenheit mit einem Angriff gegen ihn überwindend. „Ich finde das deiner nicht würdig. Dienſtbotengeſchwätz!"

„Es iſt mir nicht eingefallen, ſie zu fragen. Sie warf ein boshaftes Wort hin. Natürlich, ſie war erbittert gegen dich. Uebrigens hätte ich auch ohne dieſe Erklärung wohl durchſchaut, daß dich ein ganz beſtimmter Grund veranlaßt haben muß, das verläßliche Mädchen ſo plötzlich wegzujagen, während hier doch nicht ſo leicht ein Erſatz zu finden iſt, und du gewiß keine Luſt haſt, zu Hauſe zu bleiben und dich mit deinem Kind zu beſchäftigen."

„O, ſei unbeſorgt!" erwiderte ſie ſpitz. „Ich verzichte

gerne auf die „rauſchenden Vergnügungen", die mir hier zu teil werden. Ich ging ja nur fort um Gerdas willen. Mir ſelbſt liegt an dieſen Tegernſeer Spaziergängen gar nichts."

Sie lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und machte eine verächtliche Miene. Sie wußte, daß ſie ſehr hübſch ausſah in dieſer Stellung, in dem weißen Gewande, das ſich loſe an ihren ſchlanken Körper ſchmiegte, mit dem üppigen Haar, das auf dem hellen Stuhl ihr lichtes Geſicht wie ein dunkler Rahmen umſchloß.

Aber ihre Anmut, die ſie für unwiderſtehlich hielt, hatte die Macht über ſein ſchwergekränktes Herz verloren. Er ſtand fremd und kalt vor ihr und ſagte heftiger, als er je zu ihr geſprochen: „Höre, Hedwig! Ich habe in dieſem Jahre mehr Geduld und Nachſicht für dich gehabt, als wohl irgend ein anderer Mann. Alle deine Liebloſigkeit, alle deine kindiſchen Launen habe ich ertragen ohne einen Vorwurf. Ich wollte dir keine böſen Worte ſagen, die eine unverwiſchbare Bitterkeit zwiſchen uns zurücklaſſen mußten. Ich hoffte noch, daß du dich beſinnen, daß wir uns um des Kindes willen wieder einander nähern könnten. Aber es giebt eine Grenze für meine Geduld! Mit der Lüge im Hauſe will ich nicht leben. Die Lüge iſt das Verderben für ein Heim. Vor dieſer ungeſunden Luft werde ich mein Kind zu ſchützen wiſſen. Heimlichkeiten dulde ich nicht. Werde dir klar über dich ſelber, und dann gehe offen und gerade den Weg, den du gehen willſt! Ich hindere dich nicht."

Sie hatte ihre kecke Haltung, mit der ſie ſonſt jede ernſthafte Unterredung abzuſchneiden wußte, völlig verloren. Es war etwas Gebietendes in ſeinem Weſen, und ſie fürchtete ſich vor dem ſtrengen Blick, mit dem er auf ſie herabſchaute. Ganz kleinlaut ſaß ſie vor ihm und ſtarrte ihm noch wie verſteinert nach, als er ſchon das

Zimmer verlaſſen hatte. Allmählich nur faßte ſie ſich wieder und beſann ſich, was geſchehen war. Das Gefühl, daß er ſie durchſchaut und gedemütigt hatte, daß er der Stärkere geweſen, daß ſie ſich ſtumm hatte ſchelten laſſen, ſtimmte ſie nur trotziger, feindſeliger gegen ihn. O, er ſollte nur die Folgen ſeiner Härte tragen! Sie wollte ſich ſchon klar werden. O ja! Sie war gutmütig und ſchwach geweſen und hatte ſich einzwängen laſſen von Rückſichten. Nun trieb er ſie ſelbſt zu einem Entſchluß. Er wollte es nicht anders.

Um ihm zu zeigen, daß er ſie nicht erſchüttert, nicht mürbe gemacht habe, daß ſie nicht zu Kreuze kroch, ſetzte ſie ſich wieder an das Klavier und ſpielte mit leidenſchaftlichem Anſchlag die Schlußſcene aus der Traviata. Er ſollte hören, daß ſie nicht hier ſaß wie ein geſcholtenes Kind und weinte.

Der Profeſſor war in das Kinderzimmer gegangen und hatte Elli auf den Schoß genommen. Er ſuchte Troſt in den klugen, klaren Augen ſeines Lieblings, während die Muſikklänge zu ihm heranrauſchten, in trotziger Abwehr, wie eine Kriegserklärung.

Gerda war leiſe eingetreten, um nach Elli zu ſehen, die ſie um ihre Betty hatte weinen hören.

Er nahm ſich zuſammen, da ihr forſchender Blick ihn traf, aber ſie ſah doch ſein verſtörtes Geſicht; ſie fühlte inſtinktiv, daß die Wolken heute über dieſem Heim ſo ſchwer laſteten, wie draußen über den Bergen.

„Es thut mir leid, daß Sie ſo unerfreuliche Tage hier erleben,“ ſagte er mit einem Blick auf die regennaſſe Landſchaft. Aber ſie erriet wohl, daß er die trübſelige Stimmung im Hauſe meinte.

„Wünſchen Sie, daß ich abreiſe?“ frug ſie raſch. „Bitte, ſagen Sie es mir ganz offen!“

„O nein, im Gegenteil, ich bitte Sie dringend, bleiben

Sie, wenn Ihnen das Opfer nicht zu groß ist! Ich muß morgen fort für mehrere Tage. Es ist mir beruhigend, Sie hier zu wissen.“ —

Für den Abend wurden Gäste erwartet. Ein befreundetes Ehepaar und Xanten und Rollmann. Die Einsilbigkeit des Professors fiel nicht auf; man kannte ihn als schweigsamen Mann. Aber Hedwig hatte eine reizende gelbe Toilette angezogen und zeigte, wie aus Trotz gegen ihren Mann, eine ganz besonders lebhafte, ausgelassene Heiterkeit.

Ihr Lachen that Gerda in der Seele weh. Wie eiskalt mußte sie sein, um so lustig plaudern zu können, während sie doch schon wußte, welche Seelenschmerzen ihr Gatte litt nach der scharfen Auseinandersetzung, die es wohl zwischen den beiden gegeben hatte.

Am Abend hatte der Regen nachgelassen, und Gerda atmete auf, als man nach dem Essen ein wenig in den Garten hinaustreten und die wunderbar erfrischte Luft genießen konnte. Ihr war der Hals wie zugeschnürt gewesen da drinnen; sie hatte kaum zu sprechen vermocht vor peinlicher Beklemmung.

Xanten hatte immer wieder gefragt und geforscht: „Warum so ernsthaft? Was haben Sie nur, gnädiges Fräulein?“

Im Freien suchte er sie fortzuziehen von den anderen, und als sie ihm auf einen der schmalen Gartenwege gefolgt war, flüsterte er mit einer Erregung, die auch sie ergriff: „Habe ich Ihre Ungnade verdient? Was habe ich gethan? Zürnen Sie mir, Gerda?“

„Nein, nein!“ sagte sie. „Ich war verstimmt — fremde Angelegenheiten, die mich beunruhigen. Ich bin wohl sehr langweilig gewesen bei Tisch?“

„Langweilig sind Sie nie. Aber Sie glauben nicht, wie ich gelitten habe unter Ihrem Schweigen.“

Es klang eine tiefe Ergriffenheit aus seiner Stimme, und er drückte mit lebhafter, stürmischer Freude einen langen Kuß auf ihre Hand.

Trotz der späten Stunde lag noch weiches Dämmerlicht über dem Garten, denn der Mond durchleuchtete die Nebelschleier. Er konnte sehen, daß Gerda freundlich lächelte.

Er behielt ihre Hand in der seinen, und sich zu ihr herabbeugend, flehte er leidenschaftlich: „Wenn ich Sie nur einmal, nur eine Viertelstunde lang allein sprechen dürfte! O diese Menschen, die mich von Ihnen trennen! Morgen wird ein Sommertag werden. Kann ich Sie morgen nicht sehen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht — der Professor verreist. Hedwig hat noch nicht gesagt, was sie thun wird. Ich denke, wir müssen zu Hause bleiben bei der Kleinen. Das Kindermädchen wurde weggeschickt.“

„Lassen Sie doch Ihre Freundin allein! Machen Sie sich los!“

„Das wird nicht wohl angehen. Ich bin doch zu Gast hier.“

„Seien Sie nicht grausam, Gerda! Sie wissen doch, daß ich den ganzen Tag herumirre in der Hoffnung, Ihnen zu begegnen. Und wenn Sie sich tags über Ihrer Freundin widmen müssen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie abends abhole zu einer Seefahrt im Mondschein. Wir werden morgen gewiß eine wunderbar helle Nacht haben. Sie wissen gar nicht, wie schön das ist auf dem Wasser. Wenn der Professor nicht hier ist, können Sie doch um so leichter kommen, die Frau Professor verübelt Ihnen doch das Vergnügen sicher nicht. Besser freilich ist's, Sie sagen auch ihr nichts. Sie sollen allein kommen, Gerda. Ich warte hier am Gartenzaun, mein Kahn steht bereit am Ufer, niemand wird Sie erkennen, und ich — ich wäre so glücklich!“

Sie hätte sofort ablehnen sollen, sie wußte es wohl. Sie fühlte in dem Halbdunkel, wie brennend seine Augen auf ihr ruhten, er war ihr so nahe, seine Hand bebte in der ihren; wie eine heiße Flamme der Leidenschaft schlug es ihr entgegen.

Aber es lag ein geheimer Reiz in diesem Abenteuer eines Stelldicheins, dieser Seefahrt im Mondschein, der etwas Verlockendes hatte. Sie fand nicht die Kraft zu einer raschen Abwehr.

Da er sah, daß sie schwankte, umschmeichelte er sie mit heißeren Bitten: „Gerda, kommen Sie! Ich würde mich so unsinnig freuen. Vertrauen Sie mir, Gerda, Sie haben ja Gewalt über mich. Nur einmal mit Ihnen sprechen dürfen, allein, ungestört, welches Glück!“

Sie riß sich los. Sein Mund war ihr so nahe, und sie fühlte, daß eine schwüle Sehnsucht sie überkam, sich küssen zu lassen von diesen heißen Lippen.

„Lassen Sie mich jetzt, wir müssen zurückkehren zu den anderen! Ich komme, wenn es irgend möglich ist.“

Am nächsten Tage reiste der Professor ab. Er drückte beim Abschied noch Gerda die Hand voll freundschaftlichen Vertrauens. „Ich danke Ihnen, daß Sie bleiben.“

Hedwig hatte das Bettchen des Kindes in das Zimmer im oberen Stockwerk neben dem ihren aufstellen lassen, und die Kleine war ganz brav und vernünftig ohne ihre Betty eingeschlafen. Das hübsche Zimmer, das Gerda eingeräumt worden war, stieß an das Stübchen des Kindes, und das junge Mädchen hatte Elli am Morgen besucht und sich über ihr Lachen gefreut, wenn sie ihr den Gummiball in das Schürzchen warf.

„Du bleibst wohl vormittags zu Hause, nicht wahr, Gerda?“ sagte Hedwig. „Elli ist ja ganz brav, wenn du sie mit in die Laube nimmst. Ich muß nach Tegernsee herein. Ich komme bald wieder.“

Sie ſchien dieſes Mal bei ihrer Nachfrage auf der Poſt beſſeren Erfolg gehabt zu haben, denn ſie kam ſehr vergnügt nach Hauſe, blieb aber den größten Teil des Nachmittags in ihrem Zimmer, um zu ſchreiben. Gerda ging mit dem Kind ſpazieren und vergaß über dem lieben Geplauder die ſchwüle Erinnerung an den letzten Abend, die ihr die ganze Nacht durch die Nerven gezittert und ihr den Schlaf verſcheucht hatte.

Am Abend half ſie Hedwig, die Kleine zu Bett zu bringen, und ſie ſaßen beide noch an dem Bettchen, bis der blonde Kopf müde in die Kiſſen zurückſank. Dann ſchlichen ſie leiſe fort. Hedwig fand es beſſer, die Thür nach Gerdas Zimmer offen ſtehen zu laſſen und die nach ihrem Zimmer zu ſchließen, da hier der Oſtwind hereinwehte. Die Köchin wurde beauftragt, einigemal nachzuſehen, ob das Kind ruhig weiterſchlafe; denn Eß- und Wohnzimmer lagen im unteren Stockwerke an der anderen Seite des Hauſes.

Bei Tiſch ſaßen die beiden Damen einander einſilbig gegenüber. Erſt als die Teller weggenommen waren, und ſie allein blieben, begann Hedwig zögernd und in ſichtlicher Verlegenheit: „Es iſt mir ſehr peinlich, Gerda, aber ich muß es dir doch ſagen, damit du dich danach richten kannſt. Ich werde wohl in den nächſten Tagen abreiſen. Und da du doch nicht wohl allein mit meinem Manne hier bleiben kannſt —“

Gerda ſtarrte ſie beſtürzt an. „Du gehſt fort? So plötzlich?“

„Es thut mir ja ſehr leid, daß ich ſo ungaſtlich gegen dich ſein muß, aber ich hoffe, das noch einmal gutmachen zu können,“ ſagte Hedwig mit einſchmeichelndem Tone und legte ihre Hand auf die der Freundin.

„Es handelt ſich nicht um mich,“ warf Gerda ein. „Das iſt doch Nebenſache.“

„Nein, Liebste, durchaus nicht. Ich schäme mich, daß du in meinem Heim so wenig Angenehmes erlebt hast. Aber in einem Jahr bin ich hoffentlich Herrin in einem großen Haus, in dem du dich nicht mehr langweilen sollst, wie du es hier gethan hast. Dann wird eine andere Lebensführung bei mir sein, ich werde zeigen können, daß ich zur Dame geboren bin, daß ich im großen Stil zu leben verstehe."

Einen Moment glaubte Gerda wirklich, die junge Frau habe den Verstand verloren. „Du träumst, Hedwig!" rief sie. „Was soll das heißen? Und diese Abreise —"

„Ich gehe vorläufig zu meinen Eltern, bis der Irrtum meiner Ehe rückgängig gemacht ist. Dann aber —"

„Du willst also einfach weglaufen von deinem Mann, von deinem Kind?" rief Gerda ganz fassungslos. „Du nennst deine Ehe einen Irrtum! Aber du hast doch gewählt in voller Freiheit! Du hast deinen Mann lieb gehabt!"

„Was weiß denn ein achtzehnjähriges Ding von seinem Herzen?" versetzte Hedwig achselzuckend. „Es kennt sich ja selber nicht. Ich glaubte ihn lieb zu haben, ja; und gerade weil alle sagten: „Du bist viel zu oberflächlich für einen Gelehrten," wollte ich mit kindischem Eigensinn zeigen, daß er nicht zu ernst und zu klug für mich sei. Damals meinte ich auch noch, ich sei die erste, die einzige, die Ewald je geliebt, kein Mädchen auf der ganzen Welt könnte ihn so glücklich machen wie ich. Solange diese Ueberzeugung vorhielt, blieb mein Herz warm für ihn. Dann hat er selbst mir in einer vertrauensvollen Stunde erzählt, daß er als Student dich geliebt habe, daß du ihn aber abgewiesen habest. Seitdem ist es wie eine Kluft zwischen ihm und mir. Ich kann es ihm nicht verzeihen, daß ich gewissermaßen der Ersatz gewesen bin, nur weil eine andere ihn verschmäht hatte. Und mein Geld spielte dabei wohl auch eine entscheidende Rolle."

Gerda war entsetzt aufgesprungen. Sollte sie die Schuld tragen an dem Zerwürfnis zwischen diesen beiden Menschen? Doch nein! Auch aus diesen Worten war ja nur der eiskalte, grausame Egoismus Hedwigs herauszuhören — beleidigte Eitelkeit, nichts weiter.

„Du suchst nur nach einer Entschuldigung vor deinem eigenen Gewissen!" sagte sie entrüstet. „Du schämst dich doch ein wenig, daß deine Neigung so rasch verflog, und deshalb diese Anklage gegen ihn, die doch ganz ungerechtfertigt ist."

„Es soll gar kein Vorwurf sein, weder gegen dich, noch gegen meinen Mann," wies Hedwig sie mit kühlem Tone ab. „Ich erzähle nur die Thatsache, daß ich seit jenem Tag aus meiner blinden Befangenheit erwachte und mein Leben mit prüfenden Augen ansah. Nun erkannte ich, was ich nicht hatte glauben wollen, als die anderen es mir sagten: wir passen nicht zusammen. Was mir Spaß macht, ist ihm dummes Zeug, und mich langweilt, was ihn interessiert. In dumpfer Unzufriedenheit sehnte ich mich nach einer Existenz, die meinem Wesen besser entsprochen hätte, und vor wenigen Monaten fand ich den Mann, mit dem ich glücklich geworden wäre. Und der Mann liebt mich!"

„Hedwig, er hat gewagt, es dir zu sagen, dir, der Frau eines anderen? Und du hast ihn angehört?"

„O, ich war damals thöricht genug, abzureisen, weil ich nicht den Mut hatte, mit allem zu brechen, meinem Herzen zu folgen. Er schrieb mir glühende Briefe. Ich habe gekämpft und gerungen — aus Angst vor dem Skandal, aus Mitleid mit Ewald, und weil ich mich von meiner süßen Elli nicht trennen wollte. Aber er selbst sagte mir ja gestern, ich solle mir klar werden. Nun, ich thue, was er befahl. Ich gehe gerade und offen den Weg, der mich zu meinem Glück führt."

„Oder in einen viel, viel tieferen Irrtum, als deine Ehe gewesen ist. Hedwig, ich beschwöre dich, besinn dich doch! Dein Kind willst du verlassen, von dem edelsten, besten Menschen willst du dich trennen — und für wen? O, ich errate den Namen! Für diesen eitlen Salonhelden, der stolz ist, wenn sein Name bei einem Feste genannt wird, für diesen blonden Gecken, der wie ein wandelndes Modejournal herumläuft, von einem Vergnügen zum anderen."

„Bitte, Gerda! Wie kannst du so reden? Du thust ja auch nichts anderes als dich amüsieren."

„Leider! Aber einen müßigen Mann finde ich schrecklich. Zu deinem Gatten hast du doch emporschauen können —"

„Geh, du hast Ewald ja auch nicht heiraten mögen!" lachte Hedwig spöttisch auf. „Thue doch nicht so, als ob seine Gelehrsamkeit nach deinem Geschmack wäre!"

Mit jedem Wort, das sie tauschten, war Gerdas Empörung über die pflichtlose Frau, die so kühl über ein Herz hinwegschritt, gewachsen. Bei diesem spöttischen Lachen verlor sie völlig die Geduld.

„Höre, Hedwig!" rief sie mit unverhohlener Entrüstung. „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn Ewald Jessen mich ein paar Jahre später um meine Hand gebeten hätte, als ich nicht mehr das thörichte Kind war. Aber eines weiß ich: wenn ich ihm einmal gesagt hätte, daß ich ihm gut sei, dann wäre es mir auch ernst gewesen mit meiner Liebe; und wenn ich ihn geheiratet hätte, dann wäre ich ihm auch eine treue Gefährtin geworden, und kein Mann auf der Welt hätte mich dazu bringen können, von ihm und von meinem Kind fortzulaufen."

„Recht schade, Gerda, daß du deine trefflichen Eigenschaften zur Ehefrau so lange einrosten läßt!" bemerkte

Hedwig ſpitz. „Nimm dich in acht, daß du nicht eine biſſige alte Jungfer wirſt!“

„Ich ſehe, es iſt beſſer, unſer Geſpräch abzubrechen,“ ſagte Gerda. „Wir verſtehen uns ganz und gar nicht und werden nur gereizt gegeneinander. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! Ich ſchreibe ohnedies noch an Mama!“ —

Gerda zitterte vor Erregung, als ſie nach dieſem Auftritt mit Hedwig in ihr Zimmer im oberen Stockwerk kam. Das Kind nebenan ſchlief mit zartgeröteten Wangen in glückſeligem Frieden.

„Arme kleine Elli!“ dachte ſie. „Haſt deine Mutter ſo gut wie verloren!“

O, ſie wußte, Ewald würde ſie ziehen laſſen, aber ſein Kind nicht. Von dem blieb ſie getrennt. Und Gerda gönnte es Hedwig als gerechte Strafe. Sie hatte dieſen kleinen Schatz nicht verdient.

Der Mondſchein, der in das Zimmer fiel, erinnerte Gerda plötzlich an das Verſprechen, das ſie dem Rittmeiſter gegeben hatte. Er wollte ja auf ſie warten da unten am Gartenzaun. Sie erſchrak ordentlich bei dem Gedanken. Nein, nein! Sie war jetzt nicht in der Stimmung, Liebesworte zu hören.

Sie fing an, in ihrem Schlafzimmer ihre Sachen einzupacken. Wohin ſie gehen wollte, wußte ſie noch nicht. Gleichviel, fort mußte ſie. Hedwig hatte es ihr deutlich genug geſagt. Ein wehes Gefühl durchzitterte ſie. Wie vogelfrei ſie war! Nirgends eine feſte Stätte, nirgends ein Heim, in dem ſie erwartet wurde!

Es ward ihr ganz weich zu Mute. Sehnſucht überkam ſie nach einem Menſchen, der ihrer bedurfte, der an ihr Anteil nahm. Unwillkürlich trat ſie an das Fenſter und blickte hinaus. Wirklich, da draußen auf der Wieſe ſtand eine dunkle Geſtalt. Xanten war da und harrte ihrer. Ihn würde es doch wohl ſchmerzen, daß ſo bald

der Abſchied kam, er war doch wirklich tief bewegt geweſen geſtern abend. Warum ſollte ſie ihm nicht die Freude dieſes letzten Zuſammenſeins machen, da ſie morgen doch auseinander gingen? Warum ihm nicht gleich lebewohl ſagen?

An Schlaf konnte ſie ja doch nicht denken. Das Kind brauchte ſie nicht. Hedwig ſaß unten über ihrem Brief.

Ihr Herz klopfte erwartungsvoll und bang wie vor einem Wagnis. Zerſtreut und erregt ſuchte ſie nach einem Tuch, das ſie über den Kopf ſchlingen wollte. Sie hatte ihre ruhige Sicherheit ganz verloren. Es fiel ihr ein, daß ſie Xanten ihr Bild verſprochen hatte, und da es denn doch eine letzte Begegnung ſein ſollte, ſo nahm ſie die Lampe, ſtellte ſie auf das Tiſchchen am Fenſter und öffnete in Haſt ein Schubfach, um die Photographie herauszunehmen. Sie meinte unten im Hauſe Schritte zu hören, das Schließen einer Thür. Hedwig wäre ſie nicht gerne begegnet.

Eiligſt ſchlüpfte ſie auf den Flur und horchte. Es war alles ſtill. Raſch und leiſe huſchte ſie über die Treppe hinunter. Die Thür an der Gartenſeite ſtand noch offen. Nun war ſie draußen in der lichten, glanzdurchwogten Nacht.

Sie mußte erſt Atem holen, ſich ſammeln. Er ſollte nicht erraten, wie erregt ihr Herz klopfte.

Aber wie ſie ſich auch zu beherrſchen ſuchte, er fühlte an dem Zittern ihrer Finger, an dem Ausdruck ihrer blaſſen Züge, daß der ungewöhnliche Schritt, den ſie wagte, ihr die Faſſung raubte.

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Dank, heißen Dank! Ich bin ſo ſtolz, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Iſt die Nacht nicht zauberhaft ſchön?“

Eine Weile gingen ſie ganz ſtumm dahin; ihr Arm

lag in dem feinen, tiefe Stille war um ſie. Nur in den hohen Ahornbäumen am Wege rauſchte der Nachtwind.

„Faſt hätte ich doch nicht Wort gehalten, Herr v. Xanten," begann ſie, etwas ruhiger werdend. „Aber, wer weiß, ob ich Sie morgen noch ſehen könnte, und ich wollte doch nicht, daß Sie eine zornige Erinnerung an mich haben, wenn ich fort bin."

„Sie wollen fort — ſo plötzlich?" rief er mit lebhafter Beſtürzung. „Warum dieſer raſche Entſchluß? Ich bin faſſungslos."

„Ich hatte allerdings vor, länger zu bleiben, aber da meine Freundin in den nächſten Tagen nach Berlin fährt zu ihren Eltern —"

„O, iſt die Sehnſucht nach dem blonden Baron ſo ſtark geworden?" frug er mit einem ſpöttiſchen Lachen.

Gerda blieb ſtehen und ſtarrte ihn an. „Wie kommen Sie zu dieſer Bemerkung?" fragte ſie. „Ich finde es nicht hübſch, daß Sie über meine Freunde ſpotten."

„Aber Fräulein Gerda," entſchuldigte er ſich, „die reizende junge Frau macht wirklich aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Eine volle Stunde lang hat ſie mich über Baron Gaßner ausgefragt, da hätte doch ein Kind Schlüſſe ziehen müſſen. Nicht wahr?"

Gerda ſchwieg mit einer düſteren Falte auf der Stirne. Wenn Hedwig ſich vor Fremden ſo ſchlecht beherrſchte, wenn ſie ihren Mann lächerlich machte vor aller Welt, dann war es in der That beſſer, wenn ſie ging, ſo bald als möglich.

Xanten hatte Mühe, ihre Gedanken abzulenken. Aber er war ſichtlich ſo glücklich über die einſame Stunde mit ihr, er plauderte ſo liebenswürdig, mit ſo feinem Verſtändnis für ihren Gemütszuſtand, daß ſie allmählich fröhlicher wurde. Er hatte wirklich das Talent, ſie in eine lebensluſtige Laune zu verſetzen.

Wie in einer Silberflut schwammen sie dahin in dem kleinen Kahn. Am Ufer waren noch verschiedene Boote sichtbar gewesen; man hatte laute Stimmen gehört. Allmählich aber wurde es immer stiller um sie her. Die Landschaft sah wie verzaubert aus in dem weichen Glanze. Wie aus Duft gewoben erschienen die Berge. Ein breiter Lichtstreifen zitterte über dem Wasser, und traumhaft schön spiegelten sich die Ufer in der schimmernden Fläche.

Sie saß dem Rittmeister gegenüber; er tauchte langsam die Ruder ein, die Augen immer auf ihr Gesicht geheftet. So fuhren sie eine Weile schweigend dahin in tiefster Einsamkeit.

Plötzlich ließ er die Hände sinken. Die Ruder bewegten sich nicht mehr; der Kahn glitt noch ein wenig weiter, dann drehte er sich allmählich langsam mit seiner Spitze nach links und schaukelte steuerlos dahin. Xanten aber hatte sich immer weiter vorgebeugt, bis er förmlich auf den Knieen vor ihr lag. Er schlang seine Arme um ihre Gestalt.

„Gerda, geliebte Gerda! Sie wollen fort? Ich kann Ihnen nicht lebewohl sagen, kann nicht Abschied nehmen. Sie wissen nicht, wie namenlos ich mich sehne nach Ihren Lippen."

Sie fühlte wieder den heißen Blick, der solche Macht über sie hatte. Es überkam sie wie eine dumpfe Betäubung, wie eine süße Willenlosigkeit.

Da klang durch die tiefe Stille ein lautes, schrilles Hornsignal.

Es war wie ein Warnungsruf, wie eine mahnende Stimme, die sie erzittern machte.

„Was war das?" rief sie erschrocken und suchte sich loszumachen aus den sie umklammernden Armen.

„Was kümmert es uns in dieser Stunde, ob sie dort am Ufer die Feuerwehr zusammenrufen? Es brennt

wohl in irgend einer Scheuer. Achten Sie doch nicht darauf! Ich bitte Sie, Gerda. In Berlin ist in jeder Nacht einmal Feuerlärm, Sie hören es gar nicht. Es sind heißere Flammen, die Ihnen hier entgegenlodern. Ich habe diesen Augenblick ersehnt mit solchem Ungestüm, mit so ruheloſem Herzen. Sagen Sie mir nur ein Wort —"

Aber vom Ufer her klang immer wieder der schauerliche, wie um Hilfe flehende Ton, der ihr das Herz erzittern machte.

„Stehen Sie auf, Herr Rittmeister, wir wollen zurückfahren! Ich muß wissen, wo es brennt!" sagte sie mit solcher Bestimmtheit, daß er wohl gehorchen mußte.

Ihr aber kroch langsam, beklemmend, eine dunkle Angst über das Herz und jagte ihr kalte Schauer durch die Adern.

Sie mußte plötzlich an die Lampe denken, die sie auf das Tischchen am Fenster gestellt hatte. Sie besann sich nicht, daß sie sie ausgelöscht hatte. Die Erinnerung versagte ihr. Es war wie eine dunkle Wand vor ihrem Gedächtnis.

Als man sich dem Ufer näherte, sah man eiligst dahinlaufende Männer; da und dort blinkte der Feuerwehrhelm auf; vor den kleinen Häusern, die schon in tiefer Nachtruhe gelegen hatten, war es wieder lebendig geworden. Menschen standen zusammen und schauten nach dem Himmel, an dem eine hohe rote Feuersäule emporschlug.

Und immer dieser klagende, langhingezogene Hornruf!

Nun wurde auch die Kirchenglocke geläutet, gellend, wimmernd klang es durch die Nacht.

„Eilen Sie sich, rudern Sie, so rasch Sie können!" flehte Gerda. Sie meinte, das Herz müsse ihr zerspringen. Sie sagte sich freilich, daß diese Angst übertrieben sei, daß sie sich unnötig quäle. In wenigen

Minuten würde ſie wohl wieder befreit aufatmen können. Es war ja viel wahrſcheinlicher, daß in einem Bauernhauſe Feuer ausgebrochen war, als in der Villa Waldhaus. Sie nahm ſich vor, den unglücklichen Leuten morgen eine große Summe zu ſchenken. Es war ihr, als müſſe ſie das Schickſal milde ſtimmen, ſein Erbarmen mit einem Opfer zu erkaufen ſuchen.

Sobald der Rittmeiſter das Boot an den Steg gezogen und Gerda herausgeholfen hatte, eilte er fort, um ſich zu erkundigen, wo es brenne. Er war ja ſehr enttäuſcht über dieſen Ausgang der pikanten nächtlichen Seefahrt; aber er ſah, wie beunruhigt Gerda war, und wollte es nicht an liebenswürdiger Teilnahme fehlen laſſen.

Gerda lehnte einſtweilen an der Bank am Ufer und hörte das Hämmern ihres Herzens. Wie eine Ewigkeit war es ihr, während ſie fiebernd vor Beſorgnis hier ſtand und auf den Beſcheid harrte.

Xantens Geſichtsausdruck beſtärkte ihre ſchlimmſten Befürchtungen. „Der Mann weiß offenbar nichts,“ ſagte er ausweichend. „Die Spritzen ſind dort hinausgefahren. Erlauben Sie, daß ich Sie führe.“

Es war der Weg nach dem Waldhaus, den er einſchlug.

Sie mußte ſeinen Arm nehmen. Die Füße trugen ſie kaum. In ihrer Gemütsverfaſſung war es ihr auch ganz gleichgültig, ob man ſie mit ihm gehen ſah, ſie dachte eigentlich nur an die Lampe, die ſie auf den Tiſch am Fenſter geſtellt hatte, und dabei ſtarrte ſie mit entſetzten Augen auf die Brandhelle, die den Himmel rötete, auf die ſchweren Rauchwolken, die emporſtiegen.

Jetzt bog der Weg um eine Ecke. Es blieb ihr kein Zweifel mehr übrig. Es war die Villa Waldhaus, die brannte. Sie riß ſich los von dem Arm des Rittmeiſters und rannte die letzte Strecke in dumpfer Verzweiflung vorwärts.

Wie eine Ahnung lag's über ihr, daß Furchtbares ſie erwartete.

Die Spritzen arbeiteten ſchon tüchtig, man hörte das Ziſchen des Waſſers auf den glühenden Balken, weißer Dampf qualmte aus den Fenſtern.

In dem kleinen Pavillon des Vorgartens ſtanden Menſchen beiſammen. Gerda ſtürzte auf ſie zu und ſtieß einen wilden Schrei aus. Auf dem Tiſche lag eine kleine weiße Geſtalt, ein Köpfchen mit blonden Locken, und ein Mann mit grauem Bart — offenbar ein Arzt — beugte ſich über das regungsloſe Kind herab und hob das Aermchen in die Höhe, das wie leblos wieder herabſank.

„Was iſt — was iſt mit dem Kind?" keuchte Gerda hervor und ſtarrte halb wahnſinnig auf das weiße Geſichtchen, das ſie vor kaum einer Stunde ſo roſig, in friedlichem Schlummer, hatte liegen ſehen.

„Ach, gnädiges Fräulein," ſagte der Hausdiener, der zugleich Gärtner war, und mit verſtörtem Geſicht neben dem Kinde ſtand, „in dem Zimmer vom gnädigen Fräulein muß die Lampe explodiert ſein. Ich bin nur eine kleine Viertelſtund' fort g'weſen, und wie ich auf das Haus zukomm', da ſeh' ich das Feuer. Und kein Menſch weit und breit. Die Köchin natürlich, die iſt wieder weiß Gott wo."

„Aber das Kind — das Kind! Iſt es tot?" preßte Gerda zwiſchen den zitternden Lippen hervor.

Der Mann ſchüttelte den Kopf. „Der Herr Doktor meint, es thät' ſchon wieder aufwachen. Unſer Herrgott geb's. Ich geh' lieber ins Waſſer, als daß ich unſerem Herrn noch mal ins Geſicht ſchau', wenn das Kind ſtirbt. Es muß aus dem Fenſter herausg'fallen ſein, der Rauch hat's halt wohl aufg'weckt, und wie's das Feuer g'ſehen hat, iſt's aus dem Bett g'ſprungen und hat g'weint und g'ſchrieen. Niemand hat's g'hört. Die

Gnädige war noch unten im Wohnzimmer. Und ſtatt daß es durch das Schlafzimmer von der gnädigen Frau hinausgelaufen wär', iſt's in der Angſt ans Fenſter hin, das arme Haſcherl, und da hat ſich's wohl recht weit hinuntergelehnt und g'wiß immer gerufen nach ſeiner Mama und nach ſeiner Betty, und dann iſt's hinausgeſtürzt. Wir haben's auf dem kleinen Balkon hinten g'funden — es hat ſich nicht mehr g'rührt. Ich hab' g'meint, mich trifft ſelber gleich der Schlag. Zum Glück war der Herr Doktor grad in der Näh'."

Gerda wankten die Kniee, ſie preßte die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte, als müßte ihr das Herz in Stücke gehen. Der Rittmeiſter hatte nach ihr geſucht und bemühte ſich nun, ſie zu tröſten.

„Aber gnädiges Fräulein, die Gefahr iſt ja faſt vorüber, das Feuer greift nicht mehr weiter um ſich. Beruhigen Sie ſich doch!"

Sie wehrte ſich gegen den Arm, der ſie berühren wollte, und das thränenüberſtrömte Geſicht emporhebend, deutete ſie auf das Kind. „Meine Schuld — meine Schuld! O, warum bin ich fort? O, hätte ich Sie nie geſehen! Die arme kleine Elli — ſie wird ſterben."

Sie war wie außer ſich. Sie weinte ſo herzzerbrechend, daß der fremde Arzt Erbarmen mit ihr hatte. „Mut, Fräulein," ſagte er, „die Kleine iſt nur betäubt von dem Fall. Wenn ſie nicht eine ſchwere Gehirnerſchütterung davongetragen hat, ſo kann alles noch gut werden." —

Hedwig hatte das Bewußtſein verloren, als ſie die Flammen ſah, als man das Kind an ihr vorübertrug. Der armen Gerda verſchleierte keine Ohnmacht die gequälten Sinne. Sie mußte jede Stunde dieſer Leidensnacht mit offenen Augen und zitterndem Herzen durchleben, und keinen Moment verließ ſie die marternde Angſt vor der Rückkehr des unglücklichen Vaters, vor dem Todes-

ſchrecken auf ſeinem Geſicht, wenn er das weiße Geſichtchen ſeines Lieblings ſah, vor dem namenloſen Schmerz, den er durchleben mußte — durch ihre Schuld! Er hatte ihr vertraut. Er hatte Gutes gehofft von ihrem Kommen. Er hatte ihr am Morgen noch gedankt für ihr Bleiben. Es wäre beſſer geweſen, ſie hätte nie den Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes geſetzt. Den Verrat ſeiner Frau hatte ſie nicht zu verhindern vermocht, und nun that ſie ihm das Schlimmſte, das Grauſamſte an. Sie raubte ihm ſein Kind.

Die Worte: „Eine Lampe iſt explodiert," waren ein paarmal an ihr Ohr geklungen. Sie wagte nicht zu widerſprechen; ſie wagte nicht einzugeſtehen, was ſie in einer krankhaften Zwangsvorſtellung immer zu denken mußte: daß ſie in ihrer Aufregung und Zerſtreutheit die Lampe zu nahe an den Vorhang geſtellt hatte. Kein unglücklicher Zufall — Fahrläſſigkeit, Leichtſinn hatte das Unglück herbeigeführt. Sie war die Veranlaſſerin des Brandes geweſen. Um ihretwillen war das arme geängſtigte Kind zum Fenſter herabgeſtürzt, weil ſie fortlief wie eine gedankenloſe Thörin zu einem Stelldichein im Mondſchein!

Man hatte, nachdem die Flammen gelöſcht waren, für das Kind in einem der unteren, nicht beſchädigten Räume ein Lager hergerichtet. Hedwig ſaß nun weinend an dem Bettchen und warf ein paarmal böſe Blicke auf Gerda.

„Ich konnte doch nicht ahnen, daß du um zehn Uhr nachts noch allein aus dem Hauſe gehen würdeſt," hatte ſie dem jungen Mädchen in vorwurfsvollem Tone geſagt. „Ich habe mich leider auf deine gerühmte Gewiſſenhaftigkeit verlaſſen, ſonſt wäre ich nicht ſo ruhig im Wohnzimmer geblieben."

Gerda neigte nur demütig das Haupt. Sie fühlte,

daß sie den Vorwurf verdiene, daß sie die Rüge schweigend hinnehmen müsse.

Endlich, als der Tag schon graute, öffnete Elli die Augen. Aber es war ein Schmerzenszug in dem lieben Kindergesicht; es war verändert. Der Schrecken hatte die Züge verstört.

Der Arzt traf seine weiteren Anordnungen, beobachtete jedes Symptom, untersuchte nochmals die kleine Gestalt. Nach einer Stunde etwa erklärte er: „Das Kind wird leben!"

Es klang wehmütig fast, nicht freudig und triumphierend, wie Gerda geglaubt, daß diese befreienden Worte klingen müßten. —

Das Feuer war auf die drei Zimmer des oberen Stockwerks beschränkt geblieben, und wenn auch die Wassermassen, die man auf die Flammen geworfen, manches zerstört und verdorben hatten, war der Schaden doch nicht groß. Gerdas mitgebrachte Kleider, ihre Wäsche, alle ihre kleinen Luxusartikel waren allerdings verbrannt, und sie mußte eiligst nach München schreiben, um sich das Nötigste schicken zu lassen. Aber wie leichten Herzens hätte sie diesen Verlust verschmerzt, wenn nur Elli nicht zu Schaden gekommen wäre. —

An den Professor war eine Depesche geschickt worden. Im Laufe des Vormittags kam er an. Gerda hatte nicht den Mut, ihm entgegenzugehen. Scheu und zitternd stand sie auf der Veranda, als sie seinen Schritt hörte, und stützte sich an den Thürpfosten, weil sie meinte, sie müsse umsinken, während er an das Bettchen eilte.

Sie hörte einen tiefen Seufzer, sie sah, wie er sich hinabbeugte und einen Kuß auf die Stirn seines Kindes drückte.

Dann wankte sie auf ihn zu und sagte wirre Worte, wußte sie kaum, ob er sie hörte, denn er schaute nur

immer auf das veränderte, blasse kleine Gesicht. Es war eine rückhaltlose Selbstanklage, ein flehendes Stammeln um Verzeihung.

„Sagen Sie es mir offen, Herr Professor, ob Ihnen nach dem, was ich verschuldet, mein Anblick unerträglich ist. Ich könnte begreifen, daß es Ihnen eine Erleichterung wäre, mich nicht mehr zu sehen. Aber wenn Sie noch ein bißchen Erbarmen für mich übrig haben, so lassen Sie mich bleiben, bis es Elli besser geht. Ich weiß ja nicht, wie ich es tragen sollte, fern zu sein — ohne Nachricht."

Er schaute nun zu ihr auf, er sah, wie tief sie litt, und bei allem Schmerz auf seinen Zügen war in seinem Blick eine warme Güte, die sie nie, nie wieder vergessen konnte.

„Es ist ein Unglück, das uns alle getroffen hat. Tragen Sie es mit uns, Gerda! Wenn es Ihnen nicht zu traurig geworden ist bei uns," sagte er sanft.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Wochen lang glich ein Tag dem anderen. Wie ein grauer Schleier lag's über dem Waldhaus.

Oben arbeiteten die Schreiner, Maurer und Maler, um die Zimmer wieder in stand zu setzen. Der Professor schlief in seiner Arbeitsstube, Hedwig hatte sich in dem Salon ihr Bett aufschlagen lassen, und Gerda ließ es sich nicht nehmen, auch nachts bei dem Kinde zu bleiben. Der Professor hatte zwar diesem Wunsche eifrig widersprochen, und Hedwig hatte spöttisch gerufen: „Was würde dein Verehrer Xanten sagen, wenn wir deine volle Zeit in Anspruch nehmen, dir nicht einmal Nachtruhe vergönnen!" —

Es war auch eine Pflegerin engagiert worden, aber die Kleine, die noch immer sehr erregbar war, fürchtete sich vor der weißen Haube, vor der grauen Gestalt und wollte nur Gerda um sich haben.

Jeden Abend, wenn es dunkel wurde, klammerte sie sich fiebernd an den Arm des jungen Mädchens und flehte angstvoll: „Kommt das Feuer nicht wieder? Du bleibst bei mir, nicht wahr, Tante Gerda?“

Und sie mußte mit leiser Stimme Gedichtchen hersagen, kleine, harmlose Geschichten erzählen, um das arme Kind zu beruhigen.

Hedwig hatte kein Wort mehr von ihrer Abreise gesagt, und es schien fast, als wäre Elli zum Friedensengel zwischen den Gatten geworden, als hätte gemeinsame Sorge sie wieder zusammengeführt. Hedwig weinte viel und fühlte sich sehr angegriffen, obwohl sie wenig Geschick zeigte, sich im Krankenzimmer nützlich zu machen.

Allmählich ließ das Fieber nach. Die Kleine hatte auch Lust zu essen — sie lachte wieder. Aber sie blieb merkwürdig gern in ihrem Bettchen liegen und schien ihre bisherige lebhafte Beweglichkeit völlig verlernt zu haben.

Gerda hatte schon lange bemerkt, wie sorgenvoll der Professor seinen Liebling betrachtete, und sie sah eines Tages vom Fenster aus, daß er dem Arzt, der wieder dagewesen war und Ruhe und Schonung verordnet hatte, in den Garten folgte und mit ihm sprach.

Er hatte ihn wohl um eine Erklärung gebeten über den Zustand des Kindes. Gerda meinte, sie müsse durchs Fenster von den Lippen, von den Mienen der beiden Männer ablesen können, was sie sprachen. Aber der Arzt war sichtlich so gewöhnt, seine Züge zu beherrschen, daß sie nichts zu erraten vermochte. Sie sah jedoch, wie der Professor noch bleicher wurde, als er ohnehin schon war, und dann ging er mit gebeugtem Haupt in das Haus zurück.

Ihr war so bang, so schwer. Es mußte eine schlimme Auskunft gewesen sein, die der Arzt gegeben hatte: der Professor war offenbar schwer betroffen.

Sie war ſchon längſt die alte nicht mehr. Dieſe letzten Wochen hatten ſie ganz verändert. Sie war nicht mehr die lachende, oberflächliche Gerda, die nur ihrem eigenen Vergnügen lebte. So weit, ſo fern ſchien das alles. Sie begriff nicht mehr, daß der kecke Xanten nur einen Moment Macht über ſie gewonnen, daß ſie im Begriff geweſen war, ſich von ſeinem Liebeswerben hinreißen zu laſſen. Ihr Leben hätte ſie hinwerfen mögen, um das Kind zu retten. Nur ein einziges heißes Verlangen war noch in ihr, ſich aufopfern zu dürfen, bleiben zu dürfen bei ihm, bei dem Kind, um in treuer Hingebung zu büßen für ihre Schuld.

Sie ſtand im Garten, während Elli ſchlief, und ſchaute in die grauen Herbſtwolken, die ſich um die Berge zuſammenzogen, und horchte auf das Rauſchen des Sturmes in den Bäumen, die ſich ſchon gelblich zu färben begannen.

Da trat der Profeſſor an ihre Seite. Sein Geſicht war wieder ruhig geworden, aber ſeine Stimme bebte, als er leiſe ſagte: „Elli wird gelähmt bleiben ihr Leben lang. Sie wird nie wieder gehen können.“

— — — — — — — — — — — —

An einem milden Oktobertage hatte man die Kleine zum erſtenmal im Rollwagen ins Freie, in die Sonne gefahren. Hedwig war in ihr Zimmer geflüchtet; ſie konnte den Anblick nicht ertragen. Gerda begleitete die Kleine, auch der Profeſſor ging ſtumm neben ihnen und ſuchte zu lächeln, wenn das Kind zu ihm aufblickte.

Da trat ein Bote vom Poſtamt in den Garten.

„Eine Depeſche für Frau Profeſſor Jeſſen.“

„Tragen Sie ſie ins Haus.“

Bald darauf kam Hedwig aufgeregt in den Garten, das geöffnete Telegramm in der Hand.

„Meine Mutter iſt ſchwer krank,“ ſagte ſie mit ge-

ſenktem Blick. „Sie wünſcht, daß ich ſofort komme. Bitte, lies! Was ſoll ich thun?“

Gerda ſchaute in das errötende hübſche Geſicht. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Krankheit nur ein Vorwand war, daß die junge Frau ſich das Telegramm beſtellt hatte, um abreiſen zu können. Sie hatte in der letzten Zeit ſehr häufig nach Berlin geſchrieben, und Gerda hatte längſt bemerkt, daß die Erſchütterung über den Unfall des Kindes, die ſie eine Weile zurückgehalten, allmählich an Macht über ihre Seele verlor. Nun ſagte ſie ſich wohl, daß es ein noch viel ernſteres Leben ſein würde als bisher, das ſie an der Seite ihres Gatten führen müßte, und lieber ließ ſie ihr armes, gelähmtes Kind im Stich, als ſich in dieſes traurige Schickſal zu fügen.

Gerda mußte ſich zuſammennehmen, um nicht in heißer Empörung zu rufen: „Es iſt eine Lüge! Du willſt fort für immer!“

Ob Ewald ſie wohl auch durchſchaute? Er hatte kein Wort des Bedauerns, keine Frage, ſondern ſagte nur: „Wenn man dich in Berlin braucht, darf ich dich nicht zurückhalten.“

Aber ſeine Stimme war finſter, und er ſah der ſchlanken Geſtalt mit einem Blicke nach, der ſein Mißtrauen verriet.

In Haſt wurden die Koffer gepackt; es ſchien faſt, als habe Hedwig ſchon heimlich ihre Vorbereitungen getroffen, ſo raſch war ſie fertig. Aber es lag in ihrer Ungeduld weit eher eine freudige-Aufregung als die bange Beſorgnis um eine Schwerkranke.

Die Thränen, die ſie an Ellis Bettchen weinte, verzitterten raſch auf ihren roſig gefärbten Wangen. Sie gab ihrem Mann mit geſenkten Augen die Hand.

„Leb wohl, Ewald!“ Noch eine kühle Umarmung für Gerda. „Du bleibſt doch hier? Ich danke dir, daß du

ſo liebevoll für das arme Kind ſorgſt.“ Dann eilte ſie in den ſchon bereit ſtehenden Wagen und winkte noch einmal mit dem Tuch.

Das Waldhaus mit den drei traurigen Menſchen war bald hinter ihr verſunken. Vorwärts — ins Leben hinein ging die Fahrt! — —

Für Gerda gab es keine kleinlichen Bedenken, ob ſie allein mit dem Profeſſor im Waldhaus wohnen könne. Sie war jetzt hier unentbehrlich. Freilich, was weiter geſchehen ſollte, wenn nun die Vorleſungen an der Univerſität wieder begannen, und Jeſſen in die Stadt zurückkehren mußte, das wußte ſie nicht.

Der Arzt hatte erklärt, es wäre für die Geſundheit des Kindes wünſchenswert, daß es den Winter in einem milden Klima zubringe und viel im Freien ſein könne. Hedwig hatte ſich auch bereit gezeigt, mit Elli nach Arco oder nach Gardone zu reiſen. Aber würde ſie ſich noch einmal auf ihre Pflicht beſinnen?

Wenige Tage waren ſeit Hedwigs Abreiſe erſt vergangen, da wurde eines Mittags der Rittmeiſter v. Xanten gemeldet. Gerda erſchrak. Sie hatte eine peinliche Empfindung, als habe er Urſache, ihr zu grollen. Bald nach dem Brande war ſein Urlaub zu Ende geweſen, und ſie hatte ſich nicht entſchließen können, ihn noch einmal zu ſehen. Es ſchauderte ihr vor jener Stunde, in der ſie allein mit ihm im kleinen Kahn auf dem ſtillen, mondburchleuchteten See herumgefahren war, in der er vor ihr auf den Knieen gelegen hatte. Der große Schmerz, den ſie erfahren, der tiefe Ernſt, in dem ſie dieſe Wochen verlebt, hatte eine ſolche Umwälzung in ihrem Denken und Empfinden hervorgerufen, daß ſie nicht mehr begriff, wie ſie ſich jemals zu dem kecken, flotten Lebemann hatte hingezogen fühlen können, wie ſein hübſches Geſicht je Macht über ſie gewonnen hatte.

Er begrüßte ſie mit dem alten vertraulichen Ton, als erinnere er ſich nicht, daß ihre letzte Begegnung ſehr wenig freundlich geendet hatte. „Mein gnädiges Fräulein, ich habe meinen eigenen Ohren kaum getraut, als ich hörte, Sie ſeien noch hier. Meine erſte Frage nach meiner Rückkehr von den Manövern galt Ihnen. Niemand wußte, wo Sie ſich aufhielten. Dann traf ich vor ein paar Tagen Frau Profeſſor Jeſſen und erfuhr, wo Sie weilten. Ich nahm ſofort Urlaub, ich reiſte mit dem Nachtſchnellzug, um nur raſch hier einzutreffen. Ich mußte mich überzeugen von dem Unglaublichen. Ja, Fräulein Gerda, wollen Sie ſich wirklich hier als Kinderwärterin engagieren laſſen?“

„Wenn das ginge — am liebſten möchte ich es wohl,“ erwiderte ſie mit ruhigem Ernſt.

Er ſchaute ſie forſchend an, halb verſtändnislos, aber mit einem geärgerten Ausdruck. „Sie ſind ja völlig vertauſcht und verwandelt worden in dieſem unheimlichen Waldhaus. Man kennt Sie nicht mehr. Wo iſt Ihre muntere Laune geblieben, Ihre frohe Lebensluſt?“ rief er, ſich zu einem Lachen zwingend.

Sie ſchüttelte traurig den Kopf. „Dahin — wohl für immer. Ich kann nicht vergeſſen, was ich verſchuldet habe.“

„Das iſt krankhaft, mein Fräulein. Sie ſollten ſich mit aller Gewalt losreißen. Und wenn ich es wagen darf, auch von mir ein Wort zu ſagen: ich habe wohl alle Urſache, ſchwer gekränkt zu ſein. Erſt ſchienen Sie wirklich ein wenig Intereſſe für mich zu haben; mit einemmal iſt das nun wie fortgelöſcht.“

Eine feine Röte ſtieg ihr in die blaſſen Wangen. „Sie haben recht, verzeihen Sie mir!“ bat ſie beſchämt. „Aber ich habe wirklich für nichts mehr auf der Welt Intereſſe, als für das arme Kind.“

Seine Augen blitzten zornig auf. Er beherrschte nur mühsam seinen Groll. „Wirklich nur für das Kind?“ frug er mit einem spöttischen Ton, bei dem ihr das Blut noch heißer in die Stirne stieg. „Ihre Stellung hier wird doch auf die Dauer unhaltbar sein. Es machte mir nicht den Eindruck, als dächte die Frau des Hauses so bald zurückzukehren. Und Sie bleiben dennoch? Man wird darüber sprechen.“

„Was kümmert es mich? Mich hält eine heilige Pflicht hier.“

„Man merkt den Umgang mit einem Philosophen. Das Weltkind ist bekehrt worden,“ sagte er kühl, indem er sich mit einem Achselzucken erhob.

Er beugte sich über ihre Hand herab und küßte sie mit Höflichkeit. Aber sie fühlte deutlich, daß er heimlich dachte: „Sie ist eine überspannte Närrin. Da ist nichts mehr zu machen.“ Und wie sie diesem harten, gleichgültigen Blick seiner dunklen Augen begegnete, beschlich sie ein starker Zweifel, ob er jemals, auch bei seinem dringenden Werben, ein warmes Empfinden, eine wirkliche Neigung für sie gehabt habe.

Wie Fremde gingen sie auseinander. —

Jessen hatte den Rittmeister das Haus verlassen sehen. Er war am Abend noch schweigsamer als sonst.

„Sie bringen dem Kind ein zu großes Opfer, Fräulein Gerda,“ sagte er plötzlich. „Es muß ein Ende haben.“

„Wollen Sie mich fortschicken?“ frug sie erschrocken. „Aber Elli würde doch so weinen, wenn Tante Gerda nicht mehr da wäre.“

„Warum sollten Sie sich von Kinderthränen halten lassen, wenn die eigene Mutter sich so leichten Herzens von dem armen Kinde losreißt?“

Sie schaute ihn fragend an.

„Hedwig kommt nicht wieder,“ sagte er herb, bitter.

„Ich bekam heute einen Brief meiner Schwiegermutter, sie schrieb, sie hätte einen Herzkrampf aus Sorge um ihre Tochter gehabt, die so unglückliche Briefe nach Hause schrieb. Sie finde Hedwig elend, abgehärmt, es dürfe nicht so weitergehen. So leid es ihr thue, sie müsse das Wort, das allein Lösung bringen könne, aussprechen: Scheidung."

„Und Sie willigen ein?" frug Gerda.

Es fiel ihm auf, daß das Mädchen keinerlei Ueberraschung verriet.

„Sie haben geahnt, gewußt, daß es so kommen würde, Gerda?" sagte er langsam.

Sie nickte. Einen Moment lag es ihr auf der Zunge, ihm zu verraten, warum Hedwig fort war, für wen sie ihn geopfert hatte. Aber sie überwand die häßliche Regung und schwieg.

„Ich werde eine Frau, die mich verlassen will, nicht zwingen, an meiner Seite zu bleiben," erklärte er mit einem Zucken um die Lippen, das ihr weh that. Dann fuhr er fort: „Es thut mir freilich leid für das Kind, daß es nun in den Stadtstraßen im Rollwagen herumfahren soll, daß man es die zwei hohen Treppen heruntertragen muß, bis ich eine andere Wohnung gefunden habe, draußen vor der Stadt, in einem Garten, allein das ist nicht zu ändern."

„Lieber Herr Professor," bat Gerda mit fast leidenschaftlicher Angst, „trennen Sie mich nicht von dem Kinde! Vertrauen Sie es mir an, ich will es hüten wie meinen Augapfel. Lassen Sie mich Elli mitnehmen nach Gardone oder irgendwohin in den Süden. Wenn ich um sie sein darf, bin ich ruhig, sonst quält mich Tag und Nacht der Gedanke an das Kind. O, strafen Sie mich nicht so grausam!"

Er drückte ihr die Hand, ergriffen von ihrer tiefen

Erſchütterung, von ihrem verzweifelten Blick. „Arme Gerda! Auf Ihre Seele hat ſich hier eine ſchwere Laſt gewälzt, und die Flügel ſind Ihnen beſchnitten worden. Es wird mir ſchwer werden, mich von dem Kinde zu trennen. Aber wenn der Arzt es wünſcht, und wenn Sie wirklich Ihre ſchöne Freiheit opfern wollen, ſo füge ich mich.“ —

Ja, eine ſchwere Laſt hatte ſich auf ihre Seele gewälzt! Gerda fühlte es in dieſer Nacht, in der ſie ſich den Kopf darüber zerbrach, warum gerade liebloſe, kalte Frauen wie Hedwig ſo tief und heiß geliebt werden, in der ſie ſich mit eiferſüchtigem Groll und zugleich mit bangem Entſetzen geſtand, daß ſie der Treuloſen dieſes Männerherz nicht gönne.

Und am nächſten Tage empfing ſie von Hedwig einen langen Brief. Dieſe bat um Nachricht über das Kind. Sie gab zu, daß ſich ſo manches anders zeige, als das Heimweh es ihr vorgeſpiegelt habe, daß ſie ſich ihren Schritt erſt in Ruhe überlegen müſſe. Gerda habe wohl oftmals recht gehabt.

Was bedeutete das? Gerda ſtarrte lange mit düſteren Augen auf das Blatt. Wollte Hedwig einlenken? Bereute ſie ihren Schritt? Hatte eine neue Laune ſich ihrer bemächtigt?

Und ſie ſollte nun die Vermittlerin ſein? Der Brief war wohl eigentlich für Ewalds Augen beſtimmt. Er ſollte die Ausreißerin bitten, zurückzukommen, ihr den erſten Schritt entgegenthun. O, er war ja noch immer verliebt in ſie! Wer konnte wiſſen, ob er nicht alles vergaß, wenn ſie nur ein freundliches Wort für ihn hatte.

Gerda fühlte freilich eine wilde Empörung bei dem Gedanken, daß er ſeinen Stolz ſo weit vergeſſen könnte, daß die Leichtſinnige ſo mit ihm ſpielen dürfte. Sie

hatte Hedwig allzu klar durchschaut, sie verabscheute ihren Charakter. Mit einer feigen Lüge hatte sie sich fortgestohlen aus seinem Hause, sie hing nicht einmal an ihrem Kinde mit wirklicher Neigung, sie liebte nur sich selber, ihre Schönheit, ihre schlanke Gestalt, ihr weiches Kindergesicht. Hübsche Kleider anziehen — das war für sie die Krone des Lebens.

Mit einer gewissen Genugthuung häufte Gerda Anklagen und Vorwürfe auf die leichtsinnige junge Frau, bis ihr plötzlich das Blut in die Stirne stieg, und sie sich beschämt eingestand: du sträubst dich nur gegen diese Pflicht, die doch unabweisbar ist. Er wünscht ja doch im Grunde seines Herzens die Versöhnung mit Hedwig. Aber du willst nicht, weil du dich nicht trennen magst von dem Kind, weil du unentbehrlich sein willst für den Mann, der einer anderen gehört.

Erst beim Abschied hatte sie den Sieg über sich errungen. Sie gab dem Professor den Brief seiner Frau und sagte: „Ich habe an Hedwig geschrieben, daß ich mit Elli nach dem Süden reise. Aber Sie sehen, Herr Professor, sie ist voll Zweifel, sie ringt mit sich. Wenn Sie ihr noch einmal die Hand entgegenstrecken, wer weiß, ob nicht alles wieder gut werden kann."

Er ließ mit ernsten Augen den Brief in die Tasche gleiten; aber sie vermochte nicht zu enträtseln, ob in seiner Seele ein Hoffnungsschimmer aufleuchtete.

In den Wintermonaten sahen die in Gardone am schönen Gardasee weilenden Gäste täglich eine hübsche junge Dame mit einem Kinde, das man im Rollwagen fuhr. Die jungen Mädchen, die Frauen waren alle ergriffen von der Schönheit der armen Kleinen mit ihren goldblonden Locken, die ein wahres Engelsgesichtchen umflossen. Man brachte der kleinen Elli Blumen und Spiel-

zeug, man überſchüttete ſie mit Liebe. Die Herren hatten dagegen lebhafteres Intereſſe für die Begleiterin, die ſich ſo unnahbar verhielt, und nur für das Kind lebte, von dem ſie Tante Gerda genannt wurde. Alſo nicht die Mutter! Und dennoch dieſe hingebende Zärtlichkeit! Ein blaſſer junger Mann, der im Sommer ſchwer krank geweſen war, ſaß täglich auf einer der Bänke, an denen ſie vorüberkam, grüßte ſie ſehr ergeben und ſchaute ihr mit warmen, ſehnſuchtsvollen Augen nach.

Einmal hatte Gerda Bekannte aus Berlin getroffen, die nicht genug ſtaunen konnten, das gefeierte Mädchen ſo völlig verwandelt wiederzufinden. Sie konnte nicht umhin, während des Geſprächs nach verſchiedenen Menſchen zu fragen, um auch endlich den Namen des Barons Geßler einfließen zu laſſen. Hedwig ſchrieb wohl ab und zu und bekam Nachricht über das Kind, aber es war Gerda ganz dunkel geblieben, wie ſich das Schickſal des Freundes geſtaltet hatte.

„Ach, haben Sie das nicht gehört?“ erzählten die Berliner. „Der Baron hat ſich ja gänzlich unmöglich gemacht. Er hat ſehr hoch geſpielt; aber das wäre nicht das Schlimmſte. Er iſt auch in dieſen neueſten Spielerprozeß mitverwickelt, und der Ausgang der Geſchichte ſcheint für ihn höchſt zweifelhaft. Na, jedenfalls wird nun ſeine Rolle in der Geſellſchaft zu Ende ſein.“

Ein bitteres Lächeln huſchte um Gerdas Lippen. Dann war ſicher auch Hedwigs Begeiſterung für ihn vorbei. Daher alſo ihre Verſtimmung, ihr Wunſch, einzulenken! Ob der Profeſſor wohl ſtolz und unbewegt geblieben war? Er ſchrieb ja häufig, aber ſie ſprachen in ihren Briefen nur über das Kind. —

Während der erſten Wochen in Gardone hatte ſie ihm eine ſo freudige Nachricht ſchreiben können. Ein zu Rate gezogener italieniſcher Arzt behauptete, ſein deutſcher

Kollege habe sich über den Zustand des Kindes geirrt. Durch seine Behandlung würde die Kleine wieder vollständig hergestellt werden.

Aber als Professor Jessen um die Weihnachtszeit sein Kind besuchte, da schritten sie nach wie vor hinter dem Rollwägelchen her und beschlossen, die nutzlose Quälerei aufzugeben. Der Arzt selbst erklärte nun den Fall für hoffnungslos.

„Wie traurig Hedwig das finden würde!" sagte Ewald, als Gerda einmal selbst die Kleine ins Freie trug.

Er dachte also immer noch an sie! Beständig an sie!

Im Frühjahr sollte das Kind nach Wiesbaden gebracht werden. Man versprach sich ja keinen Erfolg mehr, aber Gerda bat so lebhaft, doch noch diesen Versuch zu machen. Im nächsten Jahre mußte Elli lernen; dann durfte man keine Reisen mehr unternehmen. Vielleicht ihr selber unbewußt, unterstützte Gerda diesen Vorschlag einer Badekur mit solcher Wärme, weil ihr dann das Kind noch eine Weile allein überlassen blieb.

Sie meinte, das Herz müsse ihr in Stücke gehen, wenn sie an eine Trennung dachte. Und sie hatte früher gemeint, daß sie kein Interesse für Kinder habe. Nun war der mütterliche Zug in ihrem Wesen mit einer leidenschaftlichen Gewalt erwacht und kettete sie an dieses hilflose Geschöpf, daß sie ihr ganzes bisheriges Leben darüber vergessen konnte. —

Auch aus Wiesbaden kamen keine tröstlichen Nachrichten an den Professor. Elli fühlte sich zwar frisch und war munter, aber es blieb alles beim alten.

Man hatte verabredet, daß Gerda Ende Mai nach dem Waldhaus ziehen und dort mit Elli bleiben solle, bis die Ferien des Professors begannen. Aber er bekam vorher einen Brief, in dem Gerda ihm schrieb: Elli habe in Wiesbaden ein gleichalteriges Mädchen kennen gelernt,

das auch nicht gehen könne. Die beiden Kinder hätten eine rührende Freundschaft füreinander und seien trostlos über den Abschied. Die Mutter der kleinen Ida habe deshalb dringend gebeten, ob Elli nicht mit ihrem Töchterchen noch eine Weile zusammenbleiben und auf ihrer Villa bei Augsburg wohnen dürfe. Es sei eine sehr feine Familie, Elli habe wieder fröhliches Lachen gelernt mit ihrer Gefährtin.

Der Professor schrieb umgehend: „Was dem armen Kind Freude macht, soll ihm gewährt werden. Ich werde so bald als möglich nach Augsburg kommen, um die beiden Kleinen, die sich gegenseitig ein Trost sind und vielleicht als Schicksalsgenossinnen eine Freundschaft fürs Leben schließen, zu sehen."

Aber sein Besuch ließ lange auf sich warten. Gerda war beunruhigt. Sie hatte auch von Hedwig keine Nachricht mehr erhalten.

Hatten die beiden sich wiedergefunden und in dieser Versöhnungsfreude das kranke Kind vergessen?

Sie verlebte diese Wochen in einer hochgradigen Erregung.

Dann kam endlich ein Brief des Professors. Er sei sehr krank gewesen, habe heftiges Fieber gehabt, sei noch sehr schwach und müsse sich schonen.

Sie riet ihm dringend, sich das Wiedersehen mit Elli, das ihn doch immer angreife, bis auf das Waldhaus zu ersparen, in dem sie nun binnen kurzem eintreffen würden, und bat um Nachricht über sein weiteres Befinden. Ach, sie wagte ihm ja nicht zu sagen, wie es sie betrübte, ihn allein zu wissen, krank, ohne liebevolle Pflege, mit seinem traurigen, verarmten Herzen!

Elli hatte zum erstenmal, da sie bei Gerda schreiben gelernt, einen Gruß an den lieben Papa geschickt.

Es war Juli geworden, als Gerda mit dem Kind die

Reise an den Tegernsee antrat. Im Waldhaus war längst alles zu ihrem Empfang vorbereitet worden.

Als sie glücklich in dem Sommerheim angelangt waren, schickte sie eine Depesche: „Wir sind hier und harren Ihres Besuches."

„Ich komme morgen," lautete seine Antwort. — —

Ein so schöner, heller Sonnentag! Gerda hatte schon die Sonne erwachen sehen, so ungeduldig klopfte ihr Herz diesem Morgen entgegen. Sie stand am Gartenzaun und schaute hinaus in den blauen Duft, der über den Bergen zitterte, die Welt schien ihr wieder so schön, so wunderbar schön. Es war, als seien in ihrem Herzen Quellen der Freude, die sich wieder regten, die zwischen Angst und Beklemmung und Sorge hervorbrachen mit wildem Ungestüm.

Und nun hörte sie einen Wagen. Sie fühlte, daß sie blaß geworden war vor übermächtiger Erregung.

Als er ihr nun mit seinem warmen „Grüß Gott!" die Hand entgegenstreckte, da erschrak er über ihr bleiches Gesicht und rief: „Wo ist Elli? Ist sie krank?"

„Nein, mein Freund. Elli kommt gleich. Ich hole sie. Sie sollen das Kind hier begrüßen zwischen den Rosen."

Sie eilte in das Haus, gleich darauf kam sie wieder. Aber nicht mit dem traurigen Gefährt, auf das er wartete — nein, mit Elli, die an ihrem Arme hing und sich dann losriß und auf den Vater zustürzte und ihm um den Hals fiel und jauchzte: „Ich bin wieder gesund, Papa! Ich kann wieder herumspringen!"

Gerda fühlte: das war Glück, das höchste, menschlichste, selbstloseste, unvergeßlichste Glück, wie sie nun in diesen ernsten Zügen die lichte, dankbare Freude aufleuchten sah.

„Elli! Meine Elli!"

Er konnte nur die paar Worte hervorſtammeln. Er hob das Kind empor und drückte es an ſich und ſtellte es dann, vorſichtig, ängſtlich faſt, wieder auf die Füße, als könne er noch nicht glauben an das Wunder, das hier geſchehen war.

„Iſt es denn wahr? Du haſt keine Schmerzen mehr, mein Schatz? Iſt wirklich alles gut?“

Er preßte in ſeinem Glück Gerdas Hand, als wolle er ſie nie wieder los laſſen, er ſchaute ſie an ſo dankbar, ſo warm, als habe ſie ſelber die Heilung vollbracht, als habe ſie ihm das Leben wiedergegeben.

Sie hatte Thränen in den Augen und in der Stimme, während ſie entgegnete: „Ich habe Ihnen verſchwiegen, daß ich eine neue Kur verſuchte, Herr Profeſſor,“ ſagte ſie bewegt. „Die Eltern der kleinen Ida, von der ich Ihnen ja ſchrieb, und die thatſächlich in der Nähe von Augsburg wohnen, rieten mir ſo dringend, das Kind in eine Heilanſtalt für Mechanotherapie, zu einer Maſſage- und Bewegungskur zu bringen. Wenn Sie gekommen wären, hätte ich Ihnen freilich alles geſtehen müſſen. Aber da Sie fern blieben, krank und erregbar waren, wollte ich Ihnen nicht neue Hoffnungen, vielleicht neue Enttäuſchungen bereiten. Der armen kleinen Ida konnte auch dieſe Heilweiſe nicht helfen, und ich habe beſtändig gezittert, daß die erſten Anzeichen der Beſſerung bei Elli trügen könnten, daß nach einigen Wochen der frohen Zuverſicht der alte Jammer wiederkehren würde. Das wollte ich Ihnen erſparen. Und dann, als es ſo raſch, ſo über Erwarten gut wurde, da konnte ich mir die Freude dieſer Ueberraſchung nicht verſagen.“

Sie ſchlenderten durch den Garten, in den die friſche Bergluft hereinwehte; er hielt Ellis Hand, freute ſich über jeden ihrer Schritte und horchte mit geſpanntem Intereſſe, als Gerda erzählte, wie hoffnungsvoll der Leiter der An-

ſtalt ſich ſofort ausgeſprochen, daß er an eine Verletzung des Rückenmarkes nicht geglaubt, auf welche Weiſe er die Muskeln zu ſtärken geſucht und die erſten Gehübungen veranlaßt habe.

Ein paarmal machte Elli eine drollige Bemerkung, und Gerda hörte den Profeſſor froh lachen. Auch ſah er ſo friſch und jugendlich aus, wie nie vorher.

„Mir iſt es, als wäre ich eines Alpdruckes ledig,“ rief er tief aufatmend. „Ich werde wieder ein anderer Menſch werden hier im Waldhaus.“

Nach Tiſch, als Elli ein wenig ſchlief, ſaßen ſie zuſammen im Wohnzimmer. Die Jalouſien waren herabgelaſſen, ein wohliges grünes Dämmerlicht herrſchte in dem kühlen Raum; man hörte des Baches Rauſchen, und der Duft der Linde wehte herein.

Der Profeſſor rauchte ſeine Zigarre. Gerda hatte ihm den Kaffee eingeſchenkt. Nun hielt ſie ihre Stickerei in der Hand; aber ſie konnte nicht arbeiten, ſie fühlte ein Zittern bis in die Fingerſpitzen.

„Meinen Sie nicht, daß man Hedwig ſofort Nachricht geben müſſe über die Heilung?“ begann ſie leiſe. „Ich habe es noch nicht gethan. Sie mußten doch der erſte ſein, der es erfuhr. Aber ſie iſt die Mutter.“

Er nickte, und es lag ein gewiſſes Staunen in ſeinen Augen. „Sie ſind gut und großmütig,“ ſagte er. „Sie haben vollkommen recht, man muß es ihr ſchreiben. Es wäre unnatürlich, wenn ſie nicht einen Reſt von Anteilnahme übrig hätte. Wenn es Ihnen nicht zu ſchwer fällt, Fräulein Gerda, ſo übernehmen Sie den Brief. Ich würde den Ton nicht zu treffen wiſſen, Sie begreifen das wohl.“

Gerda hatte die Augen weit geöffnet. Ihre Lippen bebten. „Sie haben Hedwig nicht mehr geſchrieben, auch nicht nach jenem Brief, nach jenem verſöhnlichen Ton, den ſie anſchlug?“

„Nein!“ erwiderte er hart. „Wenn ſie hätte zurückkehren wollen, ſo wäre es an ihr geweſen, als Bittende zu kommen. Ich bettle nicht um eine Liebe, die ſich von mir abgewendet hat.“

Eine heftige Freude durchſtrömte Gerda bei ſeinen Worten. Sie war froh, daß er in dem Dämmerlicht nicht ſehen konnte, wie ihre Wangen glühten. Gleich darauf ſchämte ſie ſich, daß ſie vergeſſen hatte, wie viel dieſer Stolz ihn gekoſtet haben mußte.

„Sehen Sie, liebe Freundin,“ fuhr er erklärend fort, „mein Leben lang bemühe ich mich, ſeeliſche Regungen, feinſte Empfindungen des Menſchenherzens zu ſtudieren und zu ergründen, und als es ſich um mein eigenes Glück handelte, war ich ſo blind. Ich habe eine Frau geliebt, ſie hat jahrelang an meiner Seite gelebt, ohne daß ich ſie kannte. Aber nachdem dieſe Erkenntnis gekommen war — eine in der That ſehr ſchmerzliche Erkenntnis — da konnte ich ſie fortan weder achten noch lieben. Daß ſie, die Mutter, im ſtande war, das arme, hilfloſe Kind, ihr eigenes Kind, zu verlaſſen, das zeigte eine Herzloſigkeit, die ich nicht geahnt hatte. Ich konnte es mir ſelber nicht verzeihen, daß ich mich wie jeder junge Thor von Schönheit ohne Güte verblenden ließ.“

Gerda ſaß ganz ſtill, mit einem Leuchten in den Augen. „Seine Liebe für Hedwig iſt tot!“ jubelte es in ihr.

Er ſtand am Fenſter, von ihr abgewendet. Wie in einem wehmütigen Selbſtgeſpräch fuhr er fort: „Ich gehöre nun einmal zu den Menſchen, die nicht geliebt werden. Die Natur ſollte ihre Gaben nur gleichmäßiger verteilen und Leuten, denen ſie ein ungefälliges Aeußere gab, auch das Herz verhärten und ihre Seele bewahren vor Sehnſucht nach Glück, nach Schönheit und Liebe!“

Ach, wie dieſes Bekenntnis ſie rührte, ergriff, wie ſie

ihn anblickte mit einem warmen, verheißenden Lächeln! Aber er sah den Ausdruck auf ihren Zügen nicht, und sie wagte kein Wort zu erwidern.

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Es schien, als liege ihm eine Frage auf den Lippen, als zögere er nur, sie auszusprechen.

„Ich fürchte, Gerda," sagte er endlich, die Hand auf ihren Stuhl stützend, „ich muß Ihnen selbst eine Nachricht mitteilen, die Sie schmerzen wird. Ich dachte, Sie hätten wohl auch schon von der merkwürdigen Verlobung sprechen hören. Aber es hat fast den Anschein, als wäre Ihnen das Gerücht noch nicht zu Ohren gekommen."

„Eine Verlobung, die mich schmerzen könnte? Ich habe ja allerdings ganz wie verschollen gelebt. Aber ich wüßte nicht —"

„Hedwig wird sich jetzt, nachdem die Scheidung ausgesprochen ist, mit Rittmeister v. Xanten verloben!"

„Mit Xanten?" schrie Gerda auf.

Es war nicht Bestürzung, nicht Schmerz, was sie empfand, es war ein Gemisch von Zorn, Beschämung und Menschenverachtung.

Der Professor hatte die Hand auf ihren Arm gelegt.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen weh thun mußte. Aber es konnte Ihnen ja nicht verborgen bleiben. Und sehen Sie, Gerda, ich kann es um Ihretwillen kaum beklagen, daß Sie ihn an eine andere verloren haben. Mir hatte gebangt um Sie. Ich hätte ja kaum ein Recht gehabt, Sie zu warnen, und Sie schienen ihn wirklich lieb zu haben."

„Nein, nein! Nennen Sie es nicht Liebe, was mir ein paar Sommerwochen lang die Gedanken verwirrte. Es liegt so fern, so weltenfern hinter mir, daß ich mir kaum die Stimmung jener Tage zurückzurufen vermag. Seine Leidenschaft schien so echt, sie hatte etwas Mitfort-

reißendes, Beſtrickendes. Und alles nur Komödie, Berechnung! O, nun durchſchaue ich ihn!“

Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht. Die Erinnerungen an den vergangenen Sommer zogen haſtig an ihr vorüber. Sie fühlte mit tiefem Grauen, wie nahe ſie daran geweſen war, willenlos in ſeine Arme zu ſinken. Er hatte gewußt, daß die Sehnſucht nach dem Baron Hedwig aus ihrem Heim forttrieb, und als deſſen Name mit Schande bedeckt wurde, als er einſah, daß ſeine Bemühungen um das junge Mädchen ausſichtslos ſeien, da änderte er raſch ſeinen Kriegsplan und warb um die junge reiche Frau.

Jeſſen ſchien Gerdas Gedanken zu erraten. „Herzlos und kalt wie Hedwig; ſie paſſen zu einander,“ ſagte er. „Hedwig iſt eine reiche Frau, die gute Partie, die er ſuchte. Ich habe ſelbſtverſtändlich auf alles verzichtet, was ihr gehörte. Jedes Stück iſt zurückgewandert nach Berlin. Mir bleibt nur dieſes liebe Waldhaus, das ich von meinem Onkel geerbt habe, und das Hedwig ja immer viel zu ſchlecht und anſpruchslos fand.“

Ellis Stimme, die nach ihr rief, weckte Gerda aus ihrer ſchweren Verſunkenheit. Sie eilte fort und ſchlang die Arme um die kleine Geſtalt und küßte ihre Wangen in heißer, ihr Herz durchzitternder Dankbarkeit. Elli war ja ihre Retterin geweſen, ihr Schutzengel.

— — — — — — — — — — — —

Als die erſten Schatten über dem Garten lagen, ſtanden der Profeſſor und Gerda auf der Veranda. Elli ſaß draußen auf der Wieſe und flocht einen Kranz für ihren weißen Spitz, der geſchäftig um ſie herum ſprang.

Jeſſen hatte die Hand Gerdas ergriffen und ſagte bewegt: „Nun können Sie die Laſt abſchütteln, Gerda. Nun dürfen Sie wieder fortfliegen in die Freiheit, die Sie ſo lange entbehren mußten.“

„Muß ich fort?“ fragte ſie mit gepreßter Stimme, und er ſah, daß ihr die Augen voll Thränen ſtanden.

„Sie haben Elli ſo lieb gewonnen, Gerda?“ ſagte er tief gerührt.

„Ja,“ erwiderte ſie leiſe. „Ihr Kind, Ewald — und Sie!“

„Gerda!“ rief er, ihre beiden Hände faſſend.

Einen Moment lang ſchaute er ergriffen auf ihr erglühendes Geſicht mit den feuchtſchimmernden Augen.

„Sie täuſchen ſich über ſich ſelber,“ ſagte er dann mit ſanfter Güte. „Sie ſehen mich einſam. Sie wiſſen, wie ich mich ſehne nach einer warmen, lieben Häuslichkeit, wie wir beiden Verlaſſenen, die kleine Elli und ich, Ihrer ſo dringend bedürfen. Und Sie wollen Ihre entſagungsvolle Rolle weiterſpielen, Sie haben ſich noch nicht genug gethan an ſelbſtloſer Hingebung? Es iſt nur Mitleid, Gerda, was Sie für mich übrig haben!“

„Nein, Ewald, nein! Als ich Sie wiederſah vor einem Jahr, da hatte ich freilich ein beklemmendes Gefühl, als müßte ich Sie bedauern, als bedrücke mich Ihr Ernſt, der müde Zug um Ihre Augen. Es that mir ſo weh, daß ich Sie ſo einſam wiederfand. Und dann, als ich Ihnen ſelber das Schlimmſte angethan hatte, da ward dieſes Mitleid förmlich zu einer ſchweren Laſt, die alles erſtickte, was ich früher gewünſcht und begehrt, die mein ganzes Weſen verwandelte. Bis ich mir dann eines Tages geſtehen mußte, daß in den traurigen Stunden, unter wilden Schmerzen, die Liebe über mich gekommen war, die erſte, tiefe, große Liebe meines Lebens. Es iſt nur ein Jahrzehnt zu ſpät, ich weiß es, Ewald. Aber ſagen muß ich es Ihnen dennoch.“

Sein Kuß erſtickte ihre Worte. Er hielt ſie feſt an ſeine Bruſt gedrückt und ſchaute ſie an mit verklärten Augen.

„Gerda, ſoll denn mein Jugendtraum ſich wirklich noch erfüllen? Mein ſchönſter Jugendtraum!“

Eng aneinander geſchmiegt ſaßen ſie in dem grünen Verſteck.

„Mir iſt, als ſeien all die Jahre ein Irren im Dunkeln geweſen, als möchte ich mein Leben vergeſſen bis zu jenem Wintertag vor einem Jahrzehnt, wo ich verzweifelt über dein Nein fortlief in Sturm und Nacht. Aber Gerda, glaub mir's! Ich hätte damals das Glück, dich zu beſitzen, nicht in ſeiner ganzen Größe verſtanden wie heute. Nun weiß ich erſt, was es bedeutet, ſein Haupt an eine treue Bruſt legen zu dürfen, was es heißt, eine verſtändnisvolle Gefährtin zu haben.“

Das Kind kam herbeigeſprungen. Ewald nahm es in ſeine Arme und flüſterte ein paar Worte in das kleine Ohr.

Ein wenig verlegen ſchmiegte ſich Elli an Gerda und ſchmeichelte mit ihrem hellen Stimmchen: „Mutter! Liebe Mutter! — Aber nicht wahr, du gehſt nicht fort, du bleibſt immer bei uns?“ fügte ſie dann mit ängſtlich fragendem Geſicht hinzu.

„Immer, immer, mein Kind!“ gelobte Gerda halb lachend, halb ſchluchzend.

Die Sterne begannen am Abendhimmel aufzuleuchten, als der Profeſſor die Villa verließ. Gerda hatte ihm das Geleite gegeben durch den Garten, durch den die Glühwürmchen flogen.

„Mein Herz laſſe ich hier zurück bei euch,“ ſagte er mit einem letzten Blick auf ihr liebes Geſicht. „Bald naht ja der heißerſehnte Tag, an dem es keinen Abſchied mehr giebt zwiſchen uns, keine Trennung mehr, nie wieder!“

Die Grotten und Höhlen von St. Canzian.

Eine Fahrt in die Unterwelt des Karstes.

Von Hans Scharwerker.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

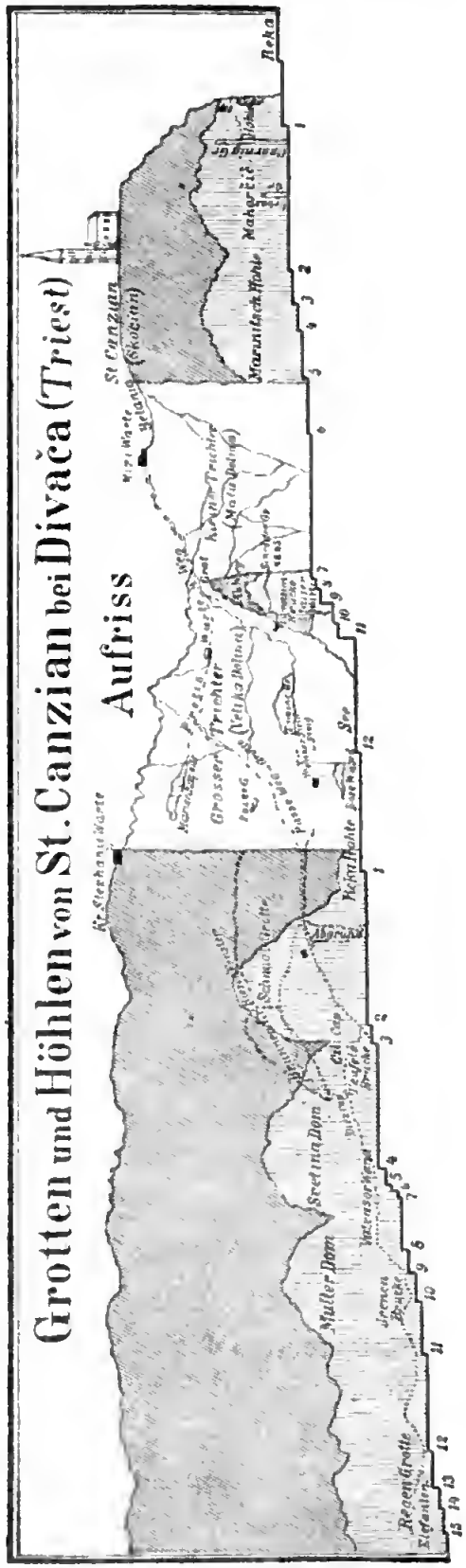
Während nördlich von Laibach die imposante Kette der Julischen Alpen sich erhebt, gipfelnd im gewaltigen Triglavstock, beginnt südlich die Formation des Karstes, die sich über Krain, Illyrien und Istrien erstreckt in Form von Hochflächen, die, vielfach zerklüftet und von Kesseln, Mulden und Trichtern unterbrochen, steil zum Adriatischen Meere abfallen.

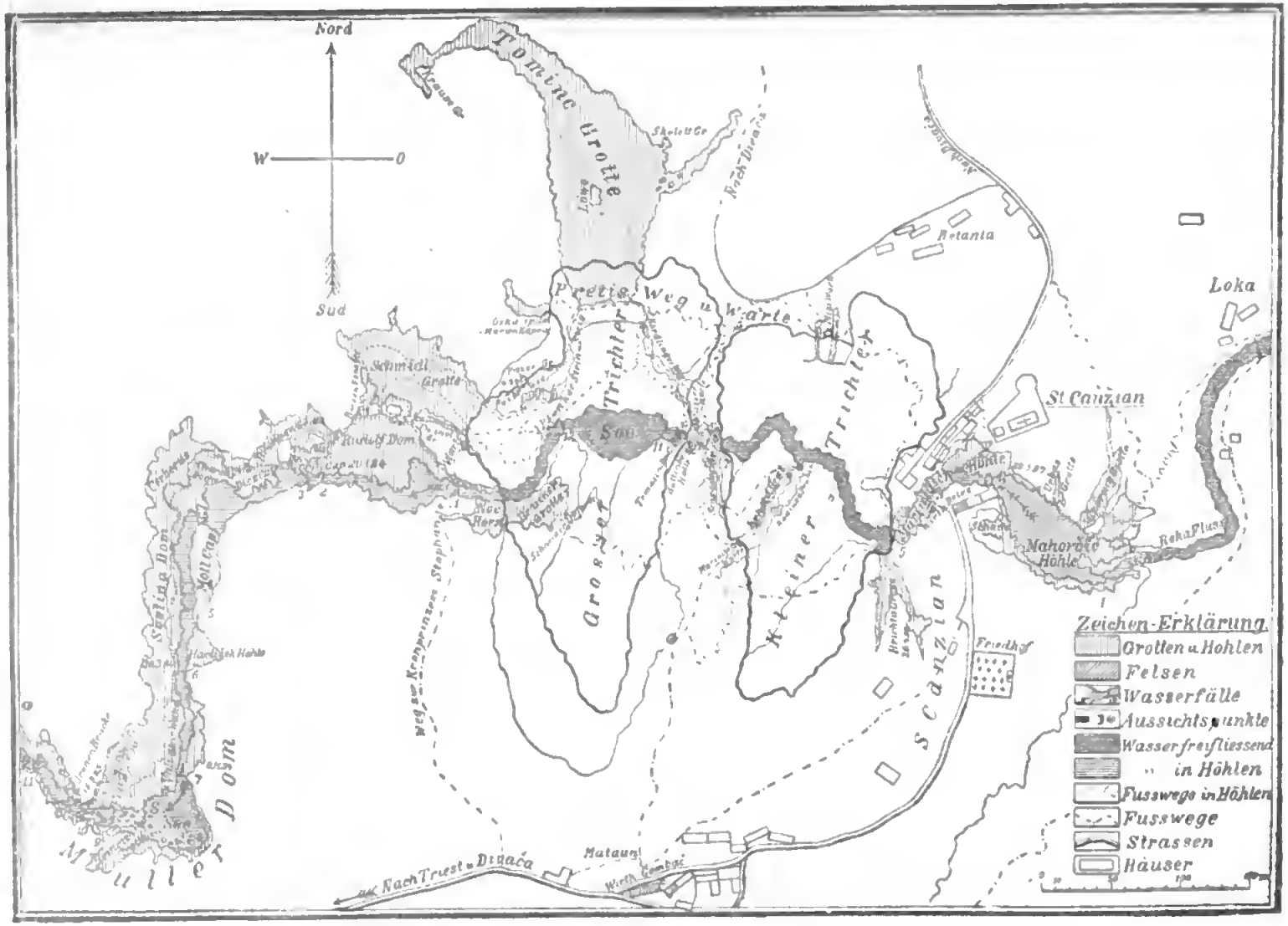
Es ist ein ödes, aber hochinteressantes Gebiet. Weithin sieht man nichts als in der Sonne weiß glänzenden, nackten und allenfalls mit Gestrüpp dürftig bekleideten Kalkfelsen. Hie und da Kulturen in den Bodensenkungen, Wälder, auch Aussichtspunkte, die einen Blick über eine ganz eigenartige Welt darbieten. Aber des Karstes größte Wunder sind seine Höhlen und Grotten, seine trichterartigen Einsenkungen (Dolinen) und schachtartigen Abgründe (Taubenlöcher), entstanden durch die zum Teil unterirdischen Flußläufe. Diese Unterwelt des Karstes,

in ihrer Art nicht minder großartig als die ſtolzen Türme und Zinnen der Alpen, iſt von der Touriſtenwelt noch viel zu wenig beſucht und gewürdigt.

Eine Ausnahme macht allein die weltberühmte Adelsberger Grotte. Ihre günſtige Lage an der Bahnlinie Laibach—Trieſt, ihre gewaltige Ausdehnung und dabei überaus leichte Begehbarkeit, die Menge und Schönheit ihrer Tropfſteingebilde ziehen maſſenhaft Beſucher herbei. Aber wer nur die Adelsberger Grotte geſehen hat, kennt die Unterwelt des Karſtes noch lange nicht. Wilder, urſprünglicher, bei weitem großartiger und packender, wenn auch nicht ſo märchenhaft, tritt ſie ihm entgegen in den Grotten und Höhlen von St. Canzian.

Sie ſind von der hier ins Erdinnere eintretenden Reka ausgeſpült worden im Laufe ſehr langer Zeiträume und bilden ein in

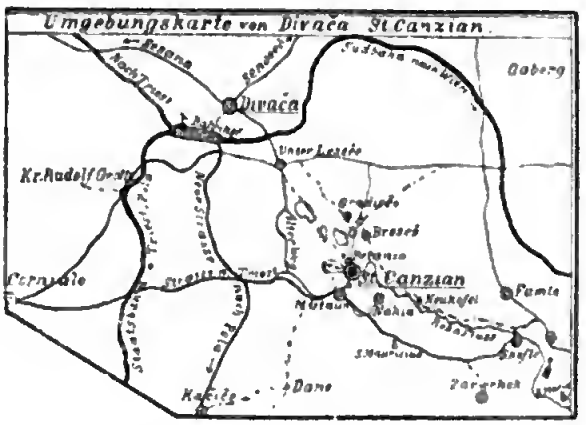




Karte der Grotten und Höhlen von St. Canzian bis zum Müller Dom (Grundriss).

ſeiner Art einzig daſtehendes Naturwunder, das, obwohl ſchon von dem Chroniſten Valvaſor 1689 erwähnt, doch erſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erforſcht und erſt in jüngſter Zeit dem größeren Publikum zugänglich geworden iſt.

Zum erſtenmal befuhr Brunnenmeiſter G. Svetina aus Trieſt 1840 einen Teil des unterirdiſchen Flußlaufes der Reka. Die eigentlichen Erſchließungsarbeiten aber begannen erſt 1851 durch A. Schmidl, der im Auftrage des öſterreichiſchen Handelsminiſteriums dem verborgenen Laufe der Reka von dem Großen Trichter (Velika Dolina) bei Canzian an, wo ſie in der Erde verſchwindet, nachſpürte. Unterſtützt von dem Bergpraktikanten J. Rudolf und vier Bergknappen aus Idria entdeckte er die nach ihm benannte Grotte und noch zwei andere großartige Hohlräume, den Rudolfs- und den Svetinadom, aber alle Verſuche, weiter vorzudringen, ſcheiterten. Erſt dreiunddreißig Jahre ſpäter gelang es den Anſtrengungen der Sektion Küſtenland des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins, mit friſcher Kraft das intereſſante und ſchwierige Forſchungswerk fortzuführen, und ihre „Abteilung für Grottenforſchung," an deren Spitze die unermüdlichen Pioniere A. Hanke, J. Marinitſch und F. Müller ſtanden, hat in unermüdlicher Arbeit durch Kühnheit und Geſchicklichkeit erreicht, was ihren Vorgängern verſagt blieb.



Umgebungskarte von Divača St. Canzian.

Die Erſchließung der Unterwelt von St. Canzian iſt

Riesenthorklamm.

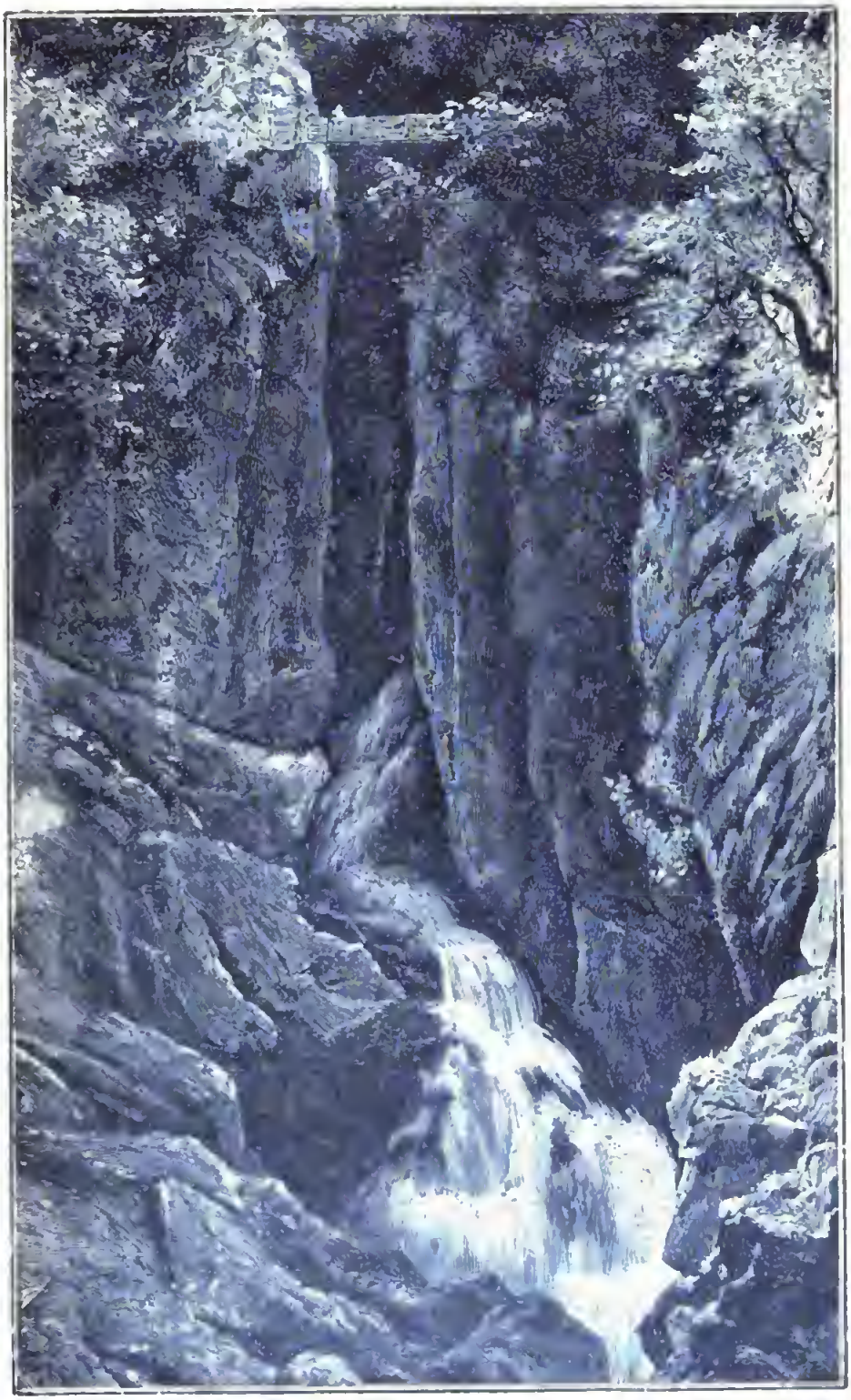
ihr Werk, und nicht weniger als 50,000 Kronen hat die rührige Alpenvereinssektion darauf verwandt, um durch Anlegung sicherer Steige diese Naturwunder auch dem großen Publikum zugänglich zu machen.

Wir wollen heute unsere Leser durch Wort und Bild in jene hochinteressante Unterwelt des Karstes einführen. Die drei Karten werden es jedermann leicht machen, sich zu orientieren.

Ausgangspunkt für den Besuch der Grotten und Höhlen von St. Canzian ist die Eisenbahnstation Divača auf dem Karstplateau oberhalb Triest. Dort kann man Einspänner finden, aber besser und angenehmer ist es, den Weg bis St. Canzian zu Fuß zu machen. Er ist rot markiert und daher nicht zu verfehlen. Er führt zunächst nach dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe Unter-Lesece auf der Landstraße dahin, dann auf einem Fußsteige durch die öde, aber interessante Karstlandschaft. Links und rechts gewahrt man Dolinen, in deren Grunde der Wind und der Fleiß der Menschen die rote Erde angehäuft hat, die hier allein den Anbau erlaubt. Sonst ringsum ein Gewirr von kahlen Kalksteinen und Klippen, in deren Ritzen nur ärmliche Gräser und Kräuter, hier und dort auch eine verkrüppelte Föhre oder ein Wacholderbusch fortkommen. In der Ferne aber waldige Höhenzüge, überragt von der spitzigen Kuppe des Krainer Schneebergs.

Nach kurzer Wanderung führt der Weg an dem steil abstürzenden Rand der Fuchsdoline vorbei, dann durch ein Buschwäldchen, und plötzlich sehen wir vor uns oberhalb gewaltiger Abgründe auf hohem Felsen malerisch das Dorf St. Canzian liegen.

Eine mit solider Steinbrüstung versehene Felskanzel, die Stephaniewarte, erlaubt uns, bis an den Rand der Großen Doline heranzutreten und in die 160 Meter jäh



Rekafälle der Riesenthorklamm und Tommasinibrücke.

Digitized by Google

abstürzende Tiefe hinabzuschauen, in deren Grunde die Reka schäumend über mehrere Fälle herabstürzt und einen kleinen See bildet, ehe sie, diesen verlassend, ihren Einzug in die Unterwelt hält. Weiterhin ist auch die Kleine Doline sichtbar, dazwischen der beide trennende Felsgrat, auf dem der Alpenvereinsweg hinabführt. Die Reka durchbricht den Grat und bildet eine enge Klamm, die Riesenthorklamm.

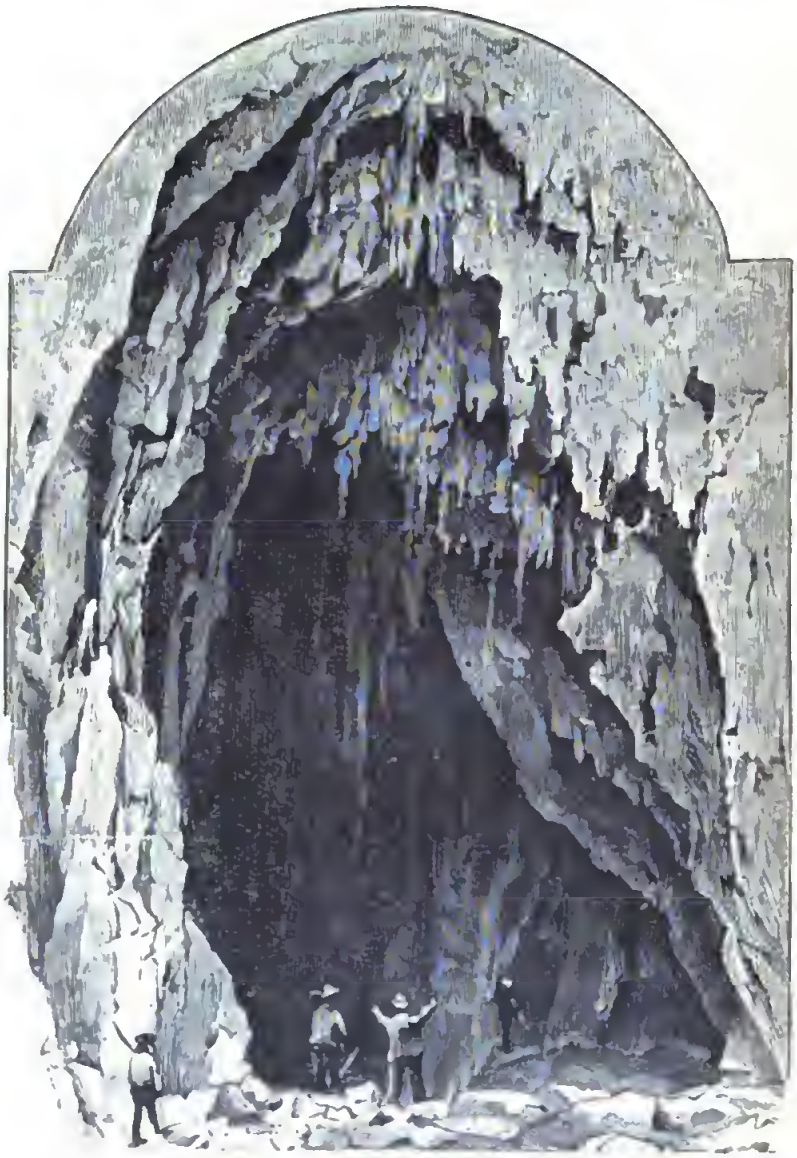
Nachdem wir uns an dem großartigen Bilde gesättigt haben, setzen wir unsere Wanderung durch ein kleines Gehölz abwärts bis zu den Häusern von Matavun oder Mataun fort, wo wir im Gasthaus des J. Gombač uns eine Eintrittskarte lösen und uns einen Führer und Beleuchtungsmaterial besorgen.

Für die gewöhnliche „große Tour" durch die Rekahöhlen bis zum Müllerdom, sodann durch die Höhlen unter dem Dorfe St. Canzian (Mahorčič- und Marinitschhöhle) sind drei bis vier Stunden erforderlich, wenn man alles ordentlich sehen will. Ausgerüstet mit einer Pechfackel, ein paar kleinen Zinkfackeln und einigen Metern Magnesiumband zur Beleuchtung der Dome machen wir uns auf. Der Abstieg geschieht auf dem Alpenvereinswege. Man passiert die einen guten Einblick in die Kleine Doline gewährende Marinitschwarte. Hoch über dem grünen Buschwerk, das die Doline ausfüllt, thront St. Canzian.

Eine verschlossene Thür sperrt jetzt den Weg. Der Führer öffnet, und wir steigen am steilen Hang auf gutem Zickzackweg weiter abwärts. Gleich unterhalb der Thür bieten das Lugeck, eine in die Kalkfelswand eingesprengte Nische, einen überraschenden Blick in die 70 Meter hohe Riesenthorklamm, durch welche die Reka in fünf Fällen brausend sich zwängt. Noch großartiger ist der Blick in die Klamm von der Tommasini-

Oblasserwarte.

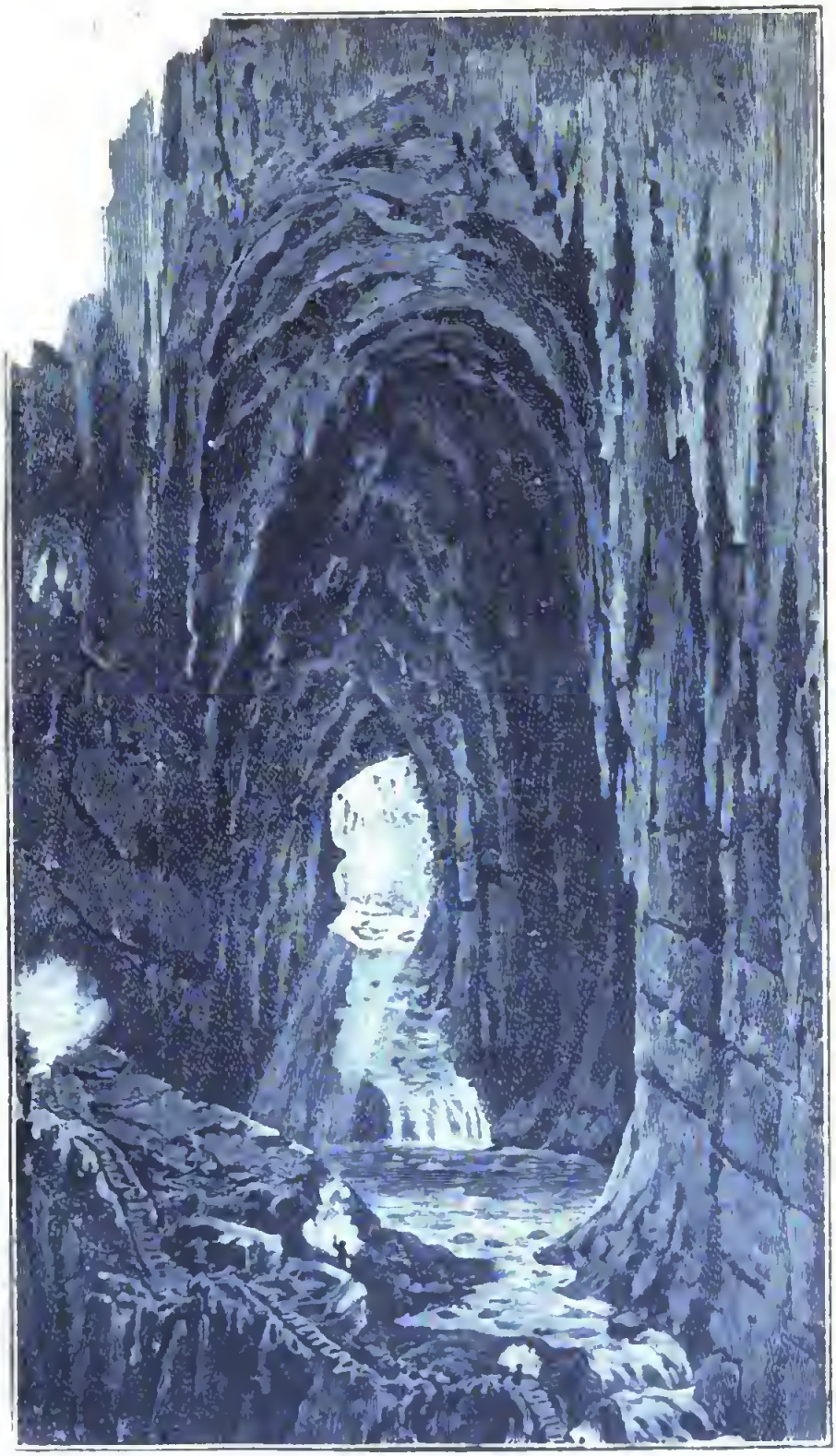
brücke aus, die wir auf etwas schwindeligem, aber völlig sicherem Steige erreichen. Hier treten die Felsen ganz nahe zusammen, nur 9 Meter Entfernung trennt



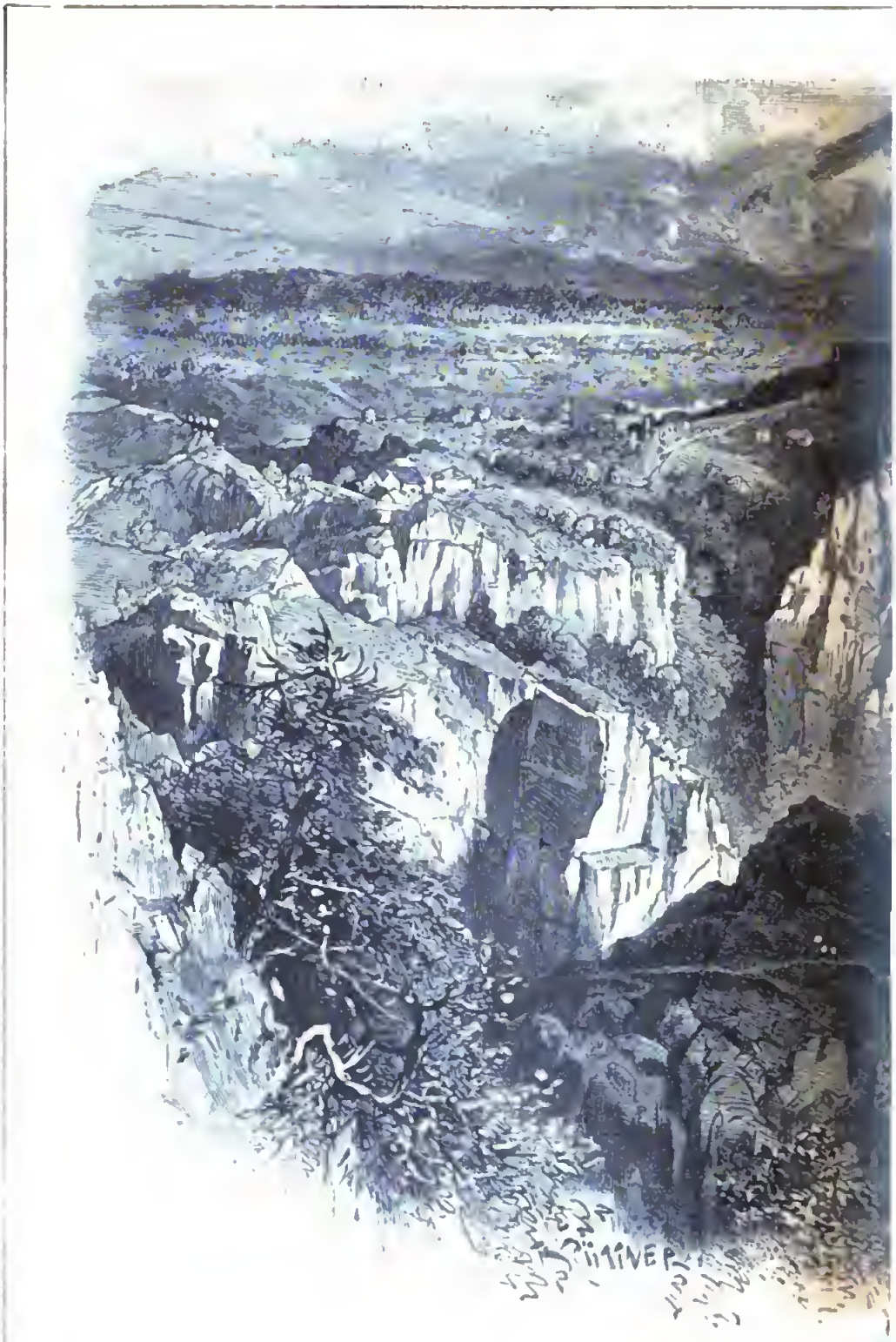
Schmidlgrotte.

sie. Donnernd hallt von unten der Schall der stürzenden Wasser herauf.

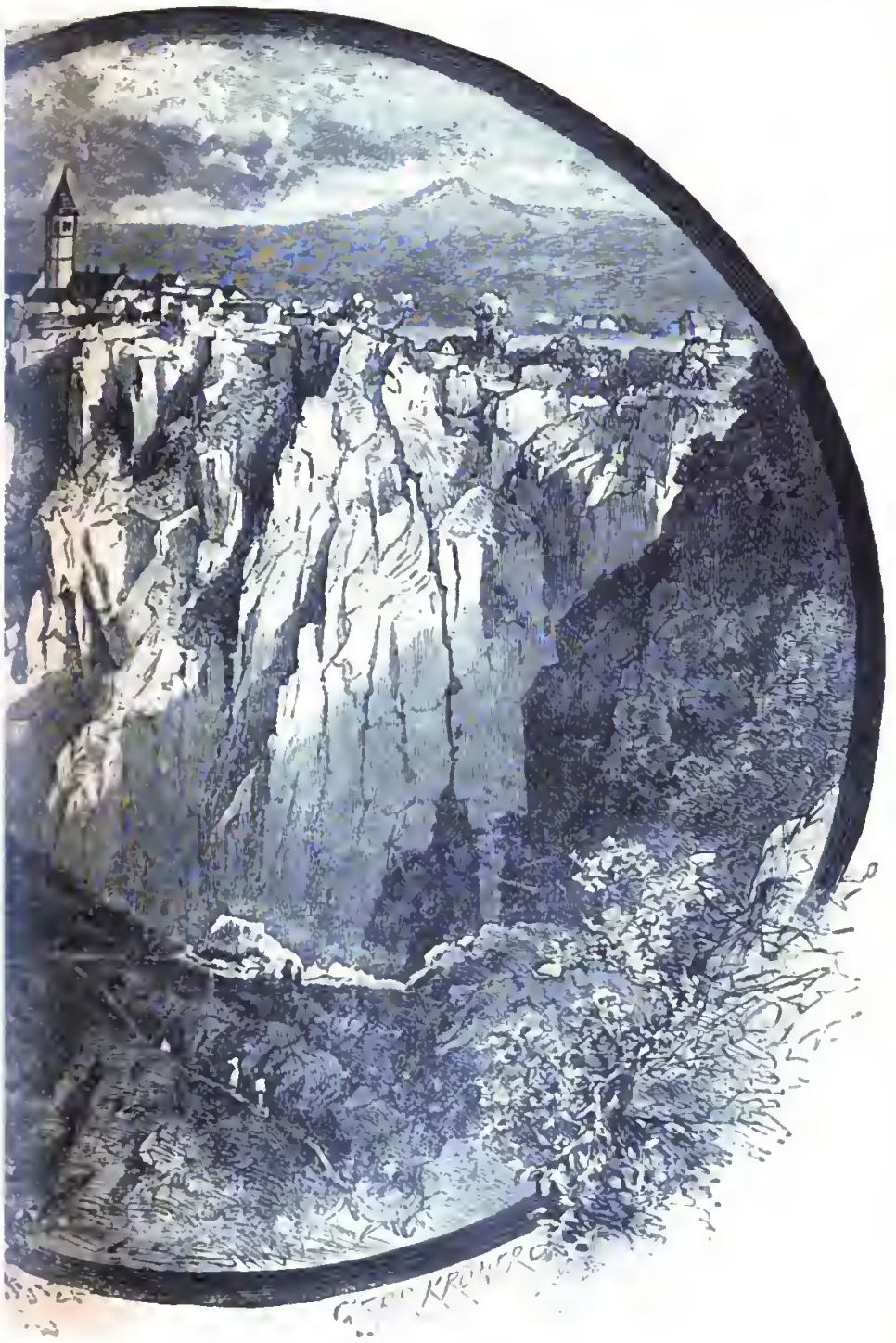
Wollen wir von der Gewalt dieser stürzenden Wasser aber eine völlig zureichende Vorstellung gewinnen, so



Rudolfsdom.



St. Ca



zian.

müſſen wir durch einen von der Reka in früheren Jahrtauſenden gewühlten engen Gang, den ſogenannten Naturſtollen, zur Oblaſſerwarte hinabſteigen. Auf dieſem hervorragenden Punkte ſehen wir uns in unmittelbarer Nähe der Rekafälle, die wir bisher nur aus der Höhe beobachtet haben.

Ein in den ſenkrechten Felſen geſprengter Steig führt uns an den tobenden Fluten vorüber ins Freie. Beim Austritt aus der Felſenenge befinden wir uns in der Großen Doline, unmittelbar am See, in den ſich die Reka hinabſtürzt. Hoch oben, 40 Meter über uns, ſchwebt die luftige Tommaſinibrücke.

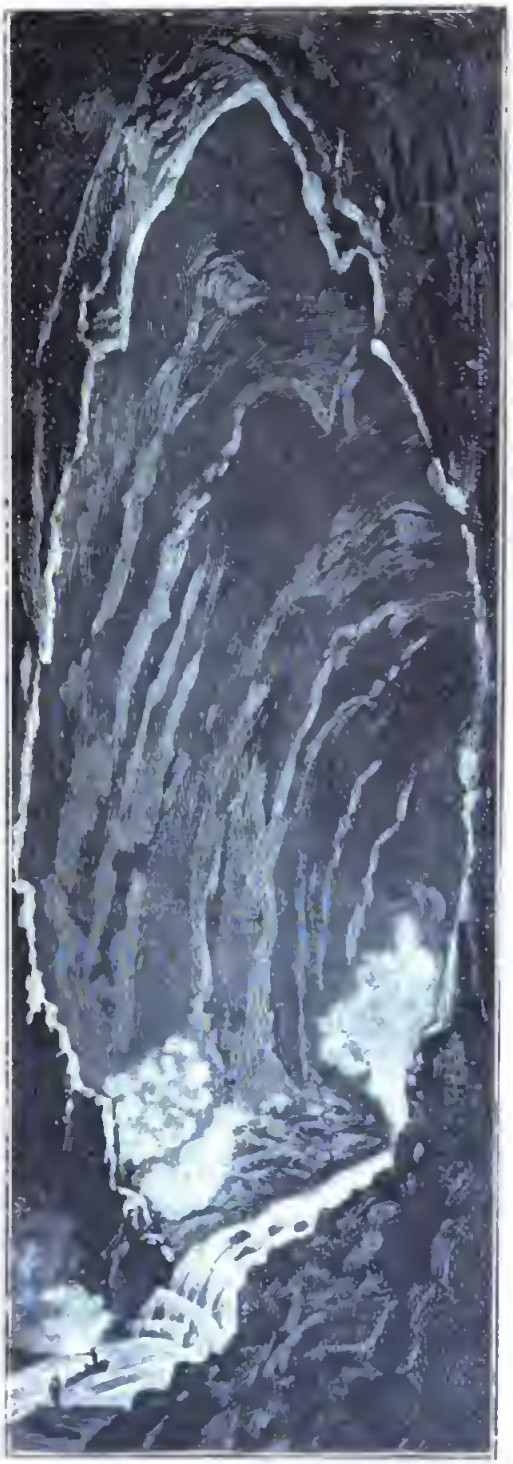
Unſer nächſtes Ziel iſt die Tomingrotte, die ſich als eine Halle von 20 bis 30 Meter Breite und 80 Meter Tiefe frei nach der Doline öffnet. Man fand dort eine große Anzahl vorgeſchichtlicher Reſte aus der jüngeren Steinzeit und der Hallſtätter Periode, auch Gegenſtände aus der Römerzeit, die bewieſen, daß dieſe ſchwer zugängliche Höhle jahrhundertelang als Wohnung und Zufluchtsort von Menſchen gedient haben müſſe.

Von der Tomingrotte geht es auf dem der ſenkrechten Felswand abgerungenen „Plenkerſteig" und dem „Pazzeweg" nach der Schmidlgrotte, einer gewaltigen 30 Meter hohen Halle, in die aber der Tag noch hell hineinſcheint. Die Decke wird durch die wunderlichſten Tropfſteingebilde verziert, die Wände ſchieben ſich kuliſſenartig hintereinander. Es iſt die Vorhalle zu den Wundern der Unterwelt, die zu ſchauen wir uns nun vorbereiten. Bisher waren wir in der Doline und noch vom Licht des Tages geleitet. Jetzt aber werden, während wir dem Hintergrunde der Schmidlgrotte zuſchreiten, die Fackeln angezündet. Es geht hinab ins Dunkel.

Links im Hintergrunde der Grotte öffnet ſich eine Seitenſchlucht, in der wir abwärts ſteigend vordringen.

Müllerdom.

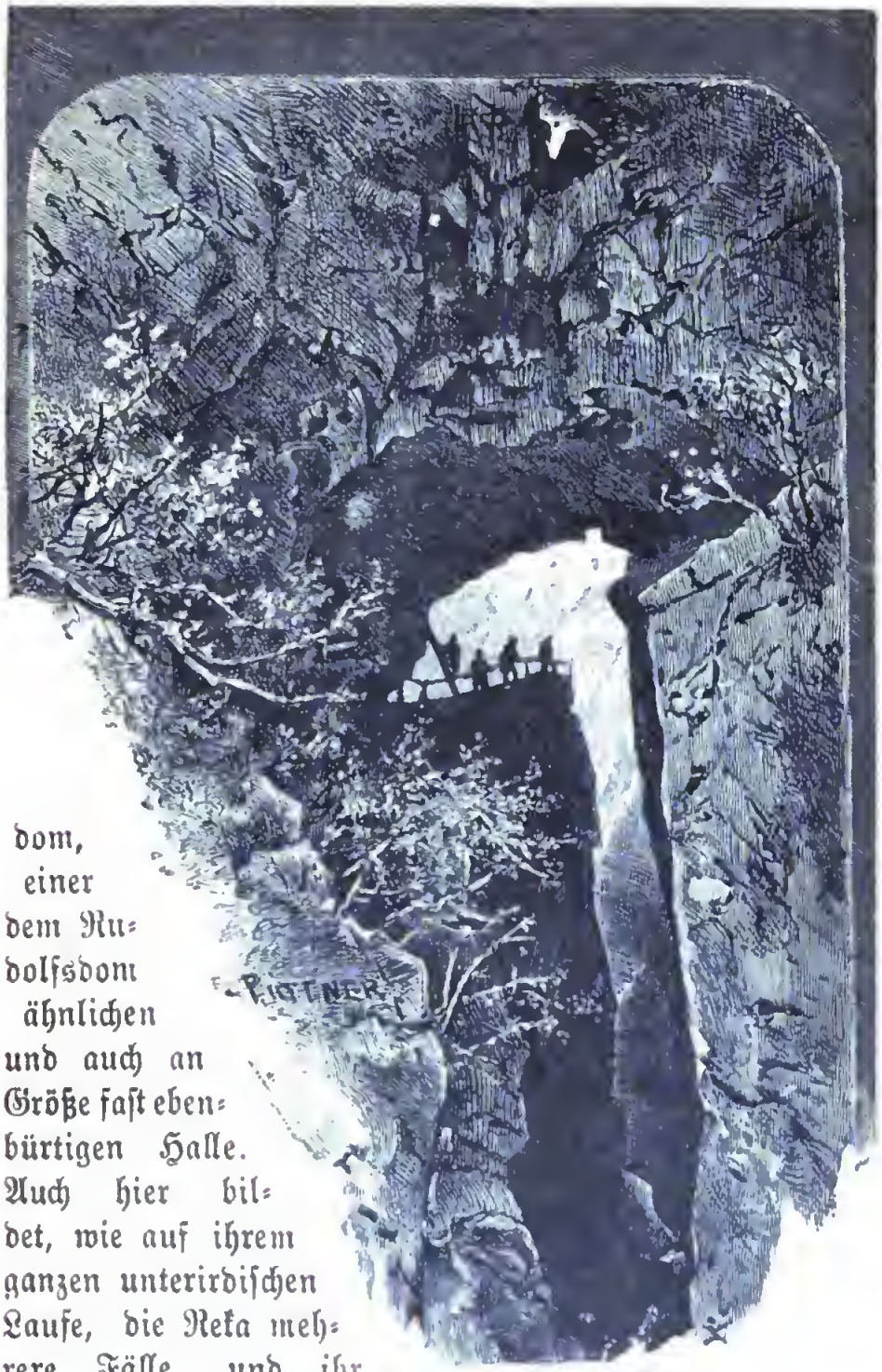
Dumpfes Getöse ſchallt uns aus der Finſternis entgegen. Dürftig erhellen die Fackeln nur gerade den Weg vor unſeren Füßen. Und ſo iſt es eine gewaltige Ueberraſchung,



Hankekanal

wenn uns der Führer stillstehen heißt, Magnesiumlicht aufflammt, und wir uns plötzlich im Rudolfsdom sehen, einer Halle, deren Dimensionen abzumessen uns im ersten Augenblicke nicht gelingen will. Erst nach und nach gewinnen wir einen richtigen Eindruck dieses unterirdischen Naturdomes. Gegen 80 Meter hoch wölbt sich die Halle über unserem Haupte, ihre Länge beträgt 113 Meter. Drei Fälle bildend eilt die Reka hindurch. Am besten überblickt man die gewaltige Halle vom „Belvedere" aus.

Der sichere, nach außen mit Eisengeländern versehene Pfad zieht nun an der Felswand weiter, umgeht das Cilikap, wo sich die Decke der Höhle tief herabsenkt, und erreicht dann einen Punkt, wo ein Seitenpfad zur Rechten zur Brunnengrotte emporführt. Diese lassen wir vorläufig liegen und dringen weiter vor bis zum Svetina-



Guttenberghalle.

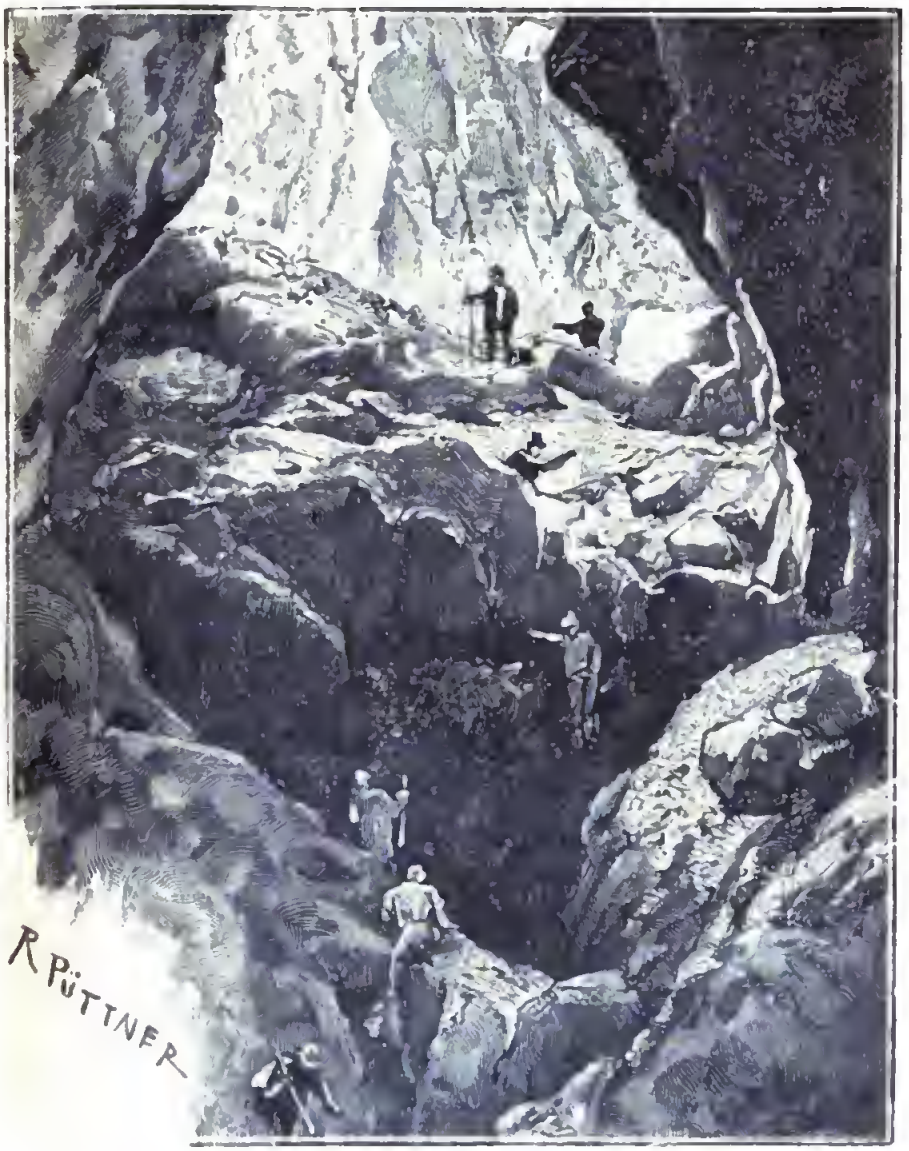
dom, einer dem Rudolfsdom ähnlichen und auch an Größe fast ebenbürtigen Halle. Auch hier bildet, wie auf ihrem ganzen unterirdischen Laufe, die Reka mehrere Fälle, und ihr Rauschen und Brausen wird häufig so stark, daß es den Schall der menschlichen Stimme völlig übertönt, besonders jetzt, wo wir uns dem

höchsten unterirdischen Falle nähern. Der Steig geht nahe der Reka entlang und zur Valvasorwand empor, unter der sich der sechste Fall donnernd in eine enge Klamm stürzt. Ein Stückchen weiter erreicht man den Müllerdom, den höchsten und interessantesten dieser unterirdischen Hohlräume. Riesige, glatte Wände tragen die 85 Meter hohe Kuppel dieser Halle, die unten der glatte Spiegel des Müllersees erfüllt, dessen abfließende Gewässer sich durch Felstrümmer und Klippen in eine enge, hohe Klamm, den Hankekanal, ihren Weg bahnen.

Hier endigt die gewöhnliche Tour. Wer noch mehr Zeit und Lust hat, in die Unterwelt des Karstes tiefer einzudringen, muß zwei Führer nehmen, doch wiederholen sich im Grunde immer dieselben Bilder, die das bisher Gesehene kaum erreichen, geschweige denn überbieten. Vom sogenannten Rinaldinidome an hört außerdem der gute Steig auf. Man dringt auf schmalen, feuchten Balken vor, die an der glatten Felswand mit Eisenklammern befestigt sind; eine in Schulterhöhe angebrachte Eisenstange dient der Hand als Halt. Von einem nach außen schützenden Geländer ist keine Rede, und daher dieser Teil der Höhlen nur von gewandten, schwindelfreien Leuten begehbar. Vom Martelsee aus endlich wird man in einem kleinen Boot durch die hier ganz niedrig werdenden Klüfte bis zur Marchesettihöhle weitergetragen, an deren unterem Ende die Reka in einen Gang eintritt, der völlig von Reisig verstopft ist, das man noch nicht im stande war, zu entfernen.

Bis dahin wagen sich meist nur Alpinisten. Wir kehren beim Müllerdom um, schlagen aber zur Rückkehr nicht denselben Weg ein, sondern steigen in eine Seitengrotte hinauf und empor zu dem 60 Meter hohen Novakkap, einem vorspringenden Felsgrat, von dem sich ein schwin-

delnder Blick in die Tiefe eröffnet. Ein kühner, in die Wände des Müller- und Svetinadomes eingesprengter Steig, der „Hohe Gang", der bis zu 45 Meter über der



Abstieg zur Mahorčičhöhle.

Reka aufsteigt, führt zu der wundervollen Brunnengrotte mit ihren Kalksinterterrassen, den „Brunnen", und an der Wand des Rudolfsdomes entlang zurück zur Schmidlgrotte, wo wir nach der langen unterirdischen Wanderung

mit Freude wieder das Tageslicht begrüßen, das unsere Augen in der Großen Doline fast blendet.

Wir schreiten diesmal nicht zum Lugeck hinauf, sondern nach der ihm gerade gegenüberliegenden Guttenberghalle, einem Felsvorsprung unter dem natürlichen Bogen, der die Riesenthorklamm überspannt, und genießen hier nochmals einen wundervollen Blick in die tiefe Schlucht mit ihren Wasserfällen. Dann durchschreiten wir die kleine Schrödergrotte, sowie einen künstlichen Tunnel und betreten die Kleine Doline, in der, gerade unterhalb des Dorfes St. Canzian, noch einige Höhlen liegen, deren Besichtigung niemand versäumen darf.

An der Brichtagrotte vorbei auf eingesprengtem Wege erreichen wir die Konkordiabrücke, überschreiten die Reka und steigen hinab in die Marinitschhöhle. Der Weg wird immer interessanter, aber auch bedenklicher, und besonders der Abstieg zu der großartigen Mahorčičhöhle ist so alpin, daß er nicht jedermann angeraten werden kann. Wundervolle Lichteffekte erzeugt hier das von oben und der Seite her einfallende Licht im Verein mit dem brausenden Wasserschwall, den der Pfad an mancher Stelle des letzten Teiles fast streift. Wir durchschreiten die Mahorčičhöhle und steigen von der anderen Seite bis zur Kirche von St. Canzian empor, wo sich dem Blicke eine umfassende Rundsicht über den Karst, sowie in den Abgrund Okroglica erschließt, der bis zur Mahorčičhöhle hinabreicht und dieser durch zwei große Oeffnungen Licht spendet.

Mit der Rückkehr nach dem Gasthaus Gombač im nahen Montavun, wo wir uns nach den gehabten Anstrengungen stärken können, ist die Wanderung durch die Höhlen und Grotten von St. Canzian beendet, deren gewaltige Eindrücke unverwischbar im Gedächtnis eines jeden Besuchers haften.

Die vier Temperamente

oder

Die Reise nach Berlin.

Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Der Sanguiniker.

Der Assessor Leo Moosbach lacht laut auf und ruft mit schallender Stimme nach seinem Diener: „Johann — Johann!“

„Herr Assessor!“

„Weißt du schon das Neueste?“

Johann sieht seinen Herrn neugierig an, und weil dieser lacht, schmunzelt er auch.

„Ich bin Onkel geworden. Mein Schwager depeschiert: „Komme nach Berlin zur Taufe Deines Neffen.“ Wir wollen sofort abreisen, Johann. Der Zug geht um Elf — du gehst mit. — Warum freust du dich denn übrigens so, Johann?“

„Ich freue mich nur, weil Sie sich freuen, Herr Assessor.“

„Pfiffikus du — nach Berlin, verstehst du wohl?“

„Nach Berlin," wiederholt Johann ſtrahlenden Auges.

„Bereite alles vor, ich will unterdeſſen Toilette machen. Die Zeit drängt. Und nobel müſſen wir auftreten, Johann — Berlin iſt — Berlin iſt — du verſtehſt mich ſchon?"

„Ich verſtehe ſchon, Herr Aſſeſſor." —

„Seh' ich denn noch einigermaßen acceptabel aus?" fragt der Aſſeſſor nach einer Weile, indem er vor den Spiegel tritt.

„O, Herr Aſſeſſor, wie ein Apolldo."

„Apollo, dummer Kerl. Ich bin ſechsunddreißig, alter Freund, das darfſt du nicht vergeſſen."

„Das ſieht Ihnen niemand an, Herr Aſſeſſor."

„Hm, ich denke doch auch — ich meine überhaupt, es ſollen vergnügte Tage werden, Johann."

Johann reibt ſich lächelnd die Hände.

„Daß du dich aber ſolid hältſt, alter Freund," fährt der Aſſeſſor lächelnd fort. „Daß du mir nicht wieder die Nacht herumſchwärmſt wie vor zwei Jahren, als wir zur Hochzeit meiner Schweſter dort waren. Weißt du noch, wie du früh um vier Uhr in der Friedrichſtraße gegen mich anrannteſt?"

„Ach, die Friedrichſtraße!" ruft der Diener enthuſiaſtiſch. Dann rennt er eifrig hinaus, um alles für die Reiſe in ſtand zu ſetzen.

„Vielleicht giebt's auch ſchon auf der Eiſenbahn ein kleines Abenteuer," jubelt der Aſſeſſor im Vorgefühl froher Erlebniſſe, während er einige indiskrete Graue aus dem etwas dürftigen Beſtand ſeines Apollokopfes exmittiert. „Schwager Karl iſt ja auch ein fideles Haus — verdirbt keinen Spaß — kann einen Stiefel vertragen. O Berlin, herrliches Berlin!"

Schmunzelnd beendet er ſeine Toilette. Schmunzelnd wichſt Johann Stiefel, ſchmunzelnd bürſtet er die Kleider.

Schmunzelnd ſtehen Herr und Diener endlich reiſefertig voreinander.

„Nun, Johann, wie ſeh' ich aus?“

„Schneidig, Herr Aſſeſſor.“

„Nicht älter wie dreißig, wie?“

„Wie achtundzwanzig, Herr Aſſeſſor.“

„Und das da“ — der Aſſeſſor deutet ſchmunzelnd auf den leuchtenden Mondſchein ſeines würdigen Hauptes — „geſchickt verſchleiert, wie?“

„Nicht die Spur zu bemerken.“

„Dann man los, mein Junge.“

Der Phlegmatiker.

„Nach Berlin ſoll ich reiſen? Ach du lieber Gott!“ ſtöhnt Rentier Möller und lehnt ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück. „Und bei dem Wetter!“

„Aber Papachen, es iſt ganz gut für uns, wenn wir mal aus dem alten Schlendrian herauskommen,“ ermutigt ihn ſeine Gattin.

„Ja, ja, Mama — aber Berlin — ſo ein Höllenpfuhl — mich ſchauert ſchon, wenn ich an das Menſchengewimmel dort nur denke. Die Stöße mit dem Ellenbogen — das Haſten, Lärmen, Raſſeln — brr! Ich lobe mir meine Ruhe, du weißt es ja.“

„Gewiß, Männchen, aber es geht doch nicht anders, — unſer Kind —“

Der Rentier ſeufzt. „Na meinethalben — wann geht denn der nächſte Zug?“

„Um Elf.“

„In drei Stunden — das iſt unmöglich. Weißt du, Pauline, wenn wir heute abend um ſechs Uhr fahren, iſt es auch noch Zeit genug.“

„Aber wir ſollen doch gleich kommen.“

„An demſelben Tage, iſt das etwa nicht gleich?"

„Was für eine wichtige Veranlaſſung kann das nur ſein?"

Er ſeufzt. „Vermutlich nichts von Belang — dummes Zeug, einen deswegen aus aller Gemütlichkeit zu reißen."

„Vielleicht biſt du gar Großvater geworden, und ich Großmutter."

„Meinſt du?"

„Oder ſie haben in der Lotterie gewonnen."

„Möglich."

„Oder iſt vielleicht etwas paſſiert — was denkſt du?"

„Aber Herzchen, ich weiß es doch nicht! Ich könnte hunderterlei denken und es trifft nichts davon zu, alſo denke ich lieber gar nichts und warte es ab. Wenn wir hinkommen, werden wir es ja erfahren."

„Willſt du nicht deine Vorbereitungen treffen, Joſeph?"

„Jetzt ſchon? Dazu habe ich ja noch überflüſſig Zeit."

Herr Möller frühſtückt in aller Seelenruhe, dann lieſt er ſeine Zeitung, dann begiebt er ſich zum gewohnten Frühſchoppen in den „Adler". In der Regel trennt er ſich gegen ein Uhr nach dem dritten Seidel, heute läßt ihn ſeine Frau bereits viel früher abrufen.

„Herr Möller, das Eſſen ſteht auf dem Tiſche — Sie möchten ſofort kommen," flüſtert ihm das abgeſandte Dienſtmädchen ins Ohr.

„Jetzt ſchon? Komme gleich."

Nachdem er gewiſſenhaft ausgetrunken und ausgeraucht, begiebt ſich der dicke Herr in ſeine Wohnung.

„Ich habe heute das Eſſen früher angerichtet, Joſeph, wegen der Reiſe."

„Schon gut." Er ſetzt ſich hin und diniert mit der ganzen Leiſtungsfähigkeit eines Mannes, welcher Zeit und Dispoſition im Ueberfluß zur Verfügung hat. Dann

ſtreckt er ſich auf dem Sofa aus, um ſein Mittagsſchläfchen in Angriff zu nehmen.

„Aber Joſeph, heute doch nicht — heute mußt du einmal verzichten.“

„Verzichten? Auf meinen Mittagsſchlaf? Warum nicht gar — ohne den bin ich den ganzen Tag nichts wert. Lieber mag ganz Berlin zu Graſe gehen.“

„Aber unſere Tochter —“

„Ach was, ſie kann warten — wir haben auch warten müſſen, bis die Depeſche kam.“

Spricht's und hält ganz wie immer ſeine Sieſta, nur daß ſeine Gattin ihn heute ſchon um drei Uhr zu wecken beginnt, ſo daß er eine halbe Stunde ſpäter, nachdem er lange Zeit wie halbtrunken mit glaſigen Augen um ſich geblickt, ſein reales Bewußtſein ſo weit wieder gefunden hat, daß er ſich nun mit der ihm eigenen vorſichtigen Langſamkeit an die Arbeit des Packens machen kann. —

„Fertig, Männchen?“

„Gleich.“

„Wir müſſen fort — mach raſch.“

„Ohne Abendbrot?“

„Wir eſſen im Zuge.“

„In ſolcher Haſt und Aufregung? Da ſchmeckt mir kein Biſſen. Ohne Abendbrot keinen Schritt, Mama.“

Sie ſeufzt und läßt in aller Eile anrichten. „Nun ſchnell, Joſeph, und ich bitte dich um alles in der Welt, eile, ſonſt verſäumen wir den Zug.“

„Na, hexen kann ich nicht.“ Und er ſpeiſt mit gewohnter Hartnäckigkeit.

„Aber ſo mach doch, Mann — du haſt ja die Stiefel noch nicht an, den Schlips noch nicht gebunden —“

„Wird alles, Linchen. Nur keine Ueberſtürzung — gieb mir mal den Schinken dort herüber.“

„Herrgott, 's iſt die höchſte Zeit.“

„Auf die Minute kommt's nun auch nicht an."

Endlich fertig, wiſcht er ſich mit der Serviette ab, dann erhebt er ſich und zieht gemächlich die Stiefel an. Seine Frau ſteht mit Hut und Schlips ungeduldig vor ihm.

„Hier, hier!"

„Ja, gleichzeitig kann ich doch nicht die Stiefel anziehen und auch den Schlips binden."

„Endlich — was, du ſteckſt dir auch noch eine Zigarre an? Du bringſt einen zur Verzweiflung, Mann."

„Mit Dampf geht's beſſer. Haſt du den Cognac eingepackt? Die Zigarren? Gut, dann kann's losgehen."

Seine Frau zieht ihn haſtig mit ſich fort. Auf der Straße bleibt der Rentier atemlos ſtehen.

„Biſt du toll, Linchen? So kann ich nicht laufen — wir kommen ſchon noch zurecht."

„Dann wollen wir lieber eine Droſchke nehmen — es iſt die höchſte Zeit."

Sie nehmen eine Droſchke, trotzdem fährt ihnen, als ſie den Bahnhof erreichen, der Zug vor der Naſe weg.

„Dacht' ich's doch — o du trauriger Umſtandskaſten du!"

„Aber Mamachen, rege dich doch nicht ſo auf. Wir fahren dann eben morgen früh mit dem erſten Zuge — eine Nachtfahrt iſt in unſerem Alter ſo wie ſo nicht geſund!"

Der Choleriker.

„Pauline — Pauline—e—e! Ich muß heute abend nach Berlin reiſen! Wo bleibſt du denn in aller Welt? Schnell, ſchnell, wenn wir mit allen Vorbereitungen fertig werden wollen, müſſen wir uns dazuhalten!"

„Bis heute abend iſt's ja noch lange hin, lieber Mann."

„Noch lange hin? Was denkſt du dir denn eigentlich

von so einer Reise? Berlin ist weit, verstanden? Was muß ich da nicht alles mitnehmen? Mir schwindelt der Kopf, wenn ich nur daran denke. Wie soll das nur alles noch möglich werden in der kurzen Zeit! Du hast ja auch noch den Knopf an meinen blauen Rock zu nähen, Pauline."

„Ja, ja, es wird geschehen."

„Und mir die Oberhemden zu bügeln und die Geschenke für Anna herauszusuchen, die ich mitnehmen soll. Und Bertha soll gleich zum Schuhmacher und die Stiefel holen, Franz soll mir ein Kursbuch besorgen, aber sofort. Schwerenot, wo nehme ich denn einen Koffer her? Meiner ist ja kaput! Pauline, Pauline! (Pauline hat sich nämlich eben entfernt.) Natürlich, wenn man das Weib braucht, ist es nie in der Nähe! Wo steckst du denn?"

„Ich habe nur deine Anweisungen —"

„Ach was, das konnte im zehnten Teil der Zeit geschehen sein. Ich habe ja keinen Koffer, Pauline."

„Wir borgen wieder den vom Vetter Moritz."

„Franz soll ihn auf der Stelle holen. Hast du den Knopf angenäht?"

„Noch nicht."

„Noch immer nicht — lieber Himmel, 's ist ja die höchste Zeit! Bertha soll mir Zigarren holen — ist denn das dämliche Frauenzimmer noch nicht wieder da?"

„Sie ist ja noch gar nicht fort, sie muß sich doch erst anziehen."

Herr Schultze fährt wie ein wütender Löwe empor. „Bombenschockdonner, ist denn das Individuum närrisch? Ich will ihr Beine machen, der faulen Hanne. Solche Idioten! Und ich versäume deswegen den Zug! Du stehst auch hier und guckst den Mond an, statt daß du dich rührst! Wo ist denn unsere Olga, kann sie dir nicht helfen?"

„Sie macht ihre Schularbeiten.“

„Dazu iſt noch Zeit genug — ſie ſoll die Zigarren holen. Wo willſt du denn ſchon wieder hin, Pauline? Kannſt du denn nicht warten, bis wir alles beſprochen haben? Du willſt dich bloß drücken, wie, verehrte Madame?“

„Ich muß doch der Olga ſagen —“

„Na, da wird's aber höchſte Zeit.“

Pauline eilt ab, Bertha kommt.

„Na, können Sie die Beine nicht ein bißchen raſcher voreinander ſetzen? Die Stiefel, die Stiefel, wo haben Sie denn meine Stiefel?“

„Die werden erſt in einer Stunde —“

„Was? Dieſer infame, krummbeinige Knaſterbart — die Haare einzeln könnt' ich ihm ausreißen! Ob dieſe Eſel wohl je Wort halten, und dann wundern ſie ſich, daß das Handwerk zu Grunde geht. Von nun an ſollen die Kerle mir kommen, ich unterſtütze bei der Wahl das Großkapital. — Na, was gaffen Sie mich denn an? Vorwärts, wieder hin, warten Sie drauf, drängen Sie den Bummler!“

Bertha geht wieder.

„Pauline, Pauline, wo zum Kuckuck iſt denn mein Feuerzeug? Dieſes liederliche Frauenvolk — ja ſo, da iſt's ja in der Taſche. Iſt denn Franz mit dem Koffer noch nicht da? Franz, nichtsnutziger Schlingel, wo haſt du denn den Koffer?“

„Da bringe ich erſt das Kursbuch, Herr Schultze,“ verſetzt der Lehrling treuherzig.

„Das Kursbuch! Und das ſagt der Lümmel mit einer Schafsmiene — der Koffer iſt doch viel notwendiger, ich kann doch die Sachen nicht ins Kursbuch packen, du Pflaumentoffelgeſicht! Na los, los, Duſelkopf, den Koffer, den Koffer, verſtehſt du nicht?“ ſchreit er den heulenden Jungen mit der Stimme eines raſenden Löwen an.

Franz trollt ſich eiligſt. Nach einer halben Stunde erſcheint Bertha mit den Stiefeln.

„Na, endlich — und noch nicht mal gewichſt? Was ſoll denn das heißen?“

„Ich wollte nicht länger warten, da Sie —“

„Was? Sie haben ſich wohl daneben hingeſtellt? Hahahahaha, das nennt ſich Pflichtgefühl! Und dafür muß unſereiner bezahlen! Sie müſſen nicht recht bei Verſtande ſein, Bertha.“

„Aber Sie haben mir doch befohlen —“

„Was, ich? Alberne Gans, was fällt Ihnen ein? Na, ſolche Menſchen, und da woll'n ſie auch noch die Geſindeordnung verbeſſern. — Pauline, Pauline! Du haſt mir ja den Schlips nicht ausgebeſſert, obgleich ich dir's ſchon geſtern abend geſagt habe. — Na, was wollen Sie denn noch, Bertha, haben Sie weiter nichts zu thun — Sie Monſtrum?“

„Ich bin kein Monſtrum, das brauch' ich mir nicht zu gefallen zu laſſen,“ flennt das Mädchen.

„Was? Inſubordination? Wenn Sie noch ein Wort ſagen, jage ich Sie zum Teufel.“

„Ich laſſe mir —“

„Fort! Auf der Stelle! Ich zermalme Sie, Sie Ungeheuer! Sie verlaſſen auf der Stelle das Haus! Ihren Lohn bis zum Quartalsſchluß bekommen Sie, aber ich will Sie nicht mehr vor Augen ſehen.“

Pauline ſtürzt herbei. „Aber Julius, was fällt dir ein?“

„Ach was, ich laſſe nicht auf mir Holz hacken! — Bringt denn der Racker den Koffer noch immer nicht? Herrgott, ſchon zwölf Uhr —“ er ſinkt, am ganzen Leibe ſchwitzend, auf einen Stuhl. „Ich löſe mich auf, ich löſe mich auf!“

Den ganzen Nachmittag fährt Herr Schultze fort im Hauſe wie ein raſender Roland zu toben. Bald taucht

er hier, bald dort auf, die Frau weint, Bertha heult in der Küche, Franz wird zitternd umhergejagt, Olga bekommt dreimal Ohrfeigen angedroht, und der jüngſte Sproß der Familie, der ſechsjährige Max, wird mit dem wilden Ausruf: „Marſch aus dem Wege, Brut!“ beiſeite geſtoßen.

Je näher die Stunde des Abſchieds rückt, je toller gebärdet ſich Herr Schultze, er ſpeit förmlich Feuer, ſeine Bruſt arbeitet, ſeine Augen flammen. „Pauline, Pauline!“ gellt ſeine bereits heiſer gewordene Stimme durch das Haus. „Wo bleibt denn mein Kragen? Ich werde nicht fertig, nicht fertig! Wo zum Teufel iſt die Zigarrentaſche? Mein Himmel, nur noch eine Stunde — und was fehlt nicht noch alles! Die Bücher zur Lektüre, der Waſchlappen, Kamm und Bürſte, der Spiegel — haſt du mir drei Stearinkerzen beſorgt, für den Fall ich nachts nicht ſchlafen kann? Der Stiefelknecht iſt auch noch nicht gepackt — Franz ſoll ſchnell noch Poſtkarten und Marken holen, damit ich jederzeit ſchreiben kann. Nun fehlt auch noch Tinte, Feder und Bleiſtift, ein Reſervehut, die Kleiderbürſte, ein Paar Hoſenträger für den Fall die anderen reißen — die Brille, wo iſt meine Brille? Die hat mir der Unband, der Max —“

„Hier liegt ſie ja, Papa.“

„Wer hat ſie da hingelegt? ’s iſt zum Verrücktwerden! — Wo haſt du die Taſchentücher? — Ich werde doch nichts vergeſſen? Die Würſtchen, Pauline, die Würſtchen — das Opernglas — da liegen ja auch die Zigarren noch, und wo iſt die Flaſche Portwein? Noch eine Schachtel Schweden, Bertha, Kreuzmillion — na, wie lange dauert denn das? Schmieren Sie doch Ihre Spazierhölzer gefälligſt ein!“ — —

Endlich ſitzt Herr Schultze im Wagen, der ihn nach dem Bahnhof bringen ſoll. Alles iſt fertig, der Koffer

ſteht neben ihm, und er hat noch ſo viel Zeit, daß er am Bahnhof ſicherlich dreiviertel Stunden — ſchlecht gerechnet — warten muß. Allmählich glättet ſich nun ſeine Stirn, ſeine rollenden Augen nehmen einen milderen Ausdruck an, zuletzt erſcheint eine Thräne in ſeinen Augen.

„Na, Kinder, nichts für ungut, die Aufregung bei einer ſolchen Tour — weine nicht, Mazel, ich bringe dir ein großes Schaukelpferd mit. Komm, Olga, einen Kuß — nun, Bertha, 's war nicht ſo bös gemeint — hier haben Sie einen Thaler — und du, Franz, nimm dieſe Mark, mach dir einen luſtigen Abend. — Du biſt mir doch nicht böſe, Frau? Der verwünſchte Jähz—, eh, die vertrackte Nervoſität, die fatale Nervoſität!"

Der Melancholiker.

Doktor Immanuel Mondling nimmt erbleichend und zitternd die eben abgegebene Depeſche in Empfang.

„Grundgütiger Gott! Amalia, geliebtes Weib, was mag da geſchehen ſein? O, wie mein Herz ſchlägt! Gewiß wieder ein entſetzliches Unglück!"

„Sicherlich nicht, Männchen. Mach ſie nur auf, wahrſcheinlich eine Beſtellung."

„Erbrich du ſie, Amalia — ich — ich kann nicht. Einen Augenblick — warte, bis ich mich geſetzt habe — ſo — was —"

„Sie iſt von unſerem Schwiegerſohn: Kommt ſofort, wichtige Veranlaſſung, Edgar."

„Wichtige Veranlaſſung? Kommt ſofort? O Himmel, unſer Kind iſt ſchwer krank oder vielleicht tot!"

„Aber wer ſagt denn das, Papa, es ſteht doch gar nicht da."

„Ich ahne, daß ſie tot iſt! Ja, unſere geliebte Thekla iſt uns entriſſen — ich fühle es in meinem In-

neren. Ich unglücklicher Vater, wir bedauernswerten Eltern! Allzufrüh und fern der Heimat, während noch die Jugendlocken ihre Schultern blond umgaben."

„Dann hätte doch Edgar ſicherlich eine Andeutung gemacht."

„O, er iſt zu zartfühlend — paß auf, es folgt in Kürze ein zweites Telegramm, welches näheren Aufſchluß bringt. Er will uns nur vorbereiten." Doktor Immanuel Mondling lehnt ſich ſtöhnend in ſeinen Stuhl zurück. „Alles Unglück kommt auf unſer Haupt!" klagt er mit ſtarren Blicken. „Wir ſind nun einmal prädeſtiniert — hahaha — wir Armen!"

„Sei kein Thor, du haſt ſicherlich im Gegenteil gerade Urſache zur Freude. Du biſt wahrſcheinlich Großvater geworden, weiter iſt's nichts."

Der Doktor ſtößt einen tiefen Seufzer aus. „Armer, kleiner, unglücklicher Wurm! O, wie bemitleide ich dich! Eine Welt voll Leiden vor dir! Beſſer, du wäreſt nicht geboren —"

„Wir müſſen gleich fahren, Immanuel — mach dich fertig."

„Ich komme, Amalia."

„Ach wie ſchade, da fängt es gerade an zu regnen."

„Natürlich! Warum ſollte es auch nicht? Wenn ich reiſe, ich — hahaha!"

„Ach Thorheit, heute wollen ſicher Hunderte und Tauſende das Gleiche thun."

„So müſſen die Armen leiden um meinetwillen — mein Unglück kommt mit über ſie!"

„Ach wie dumm, heute iſt nun gerade im Theater „König Lear", den du ſo gern anſehen wollteſt."

Doktor Mondling lacht bitter. „Verhängnis, Verhängnis!"

„Es muß auch gerade ſo zuſammentreffen."

„Und das wundert dich, Amalia? Haſt du denn die Einſicht noch immer nicht gewonnen, daß ich — daß alles Gute in meinen Händen ſich zum Schlechten kehrt? Daß alles, Glück, Zufall, Natur, Schickſal, gegen mich ſind und Tag und Nacht grübeln, wie ſie mir etwas am Zeuge flicken können?“

„Ach geh, du biſt ein Peſſimiſt ... beeile dich nur.“

„Soll ich das ganze Geld mitnehmen? Auch die Staatspapiere?“

„Warum nicht gar. Laß ſie nur ruhig im Sekretär.“

„Meinetwegen. Wenn wir wieder zurückkehren, ſind ſie doch geſtohlen oder verbrannt, denn Feuer bricht aus, ich fühle es.“

„Wer wird denn aber an ſo was überhaupt nur denken?“

„Ich habe eine Ahnung. Dann heißt es noch, wir haben es angezündet und ſind nur verreiſt, um den Verdacht von uns abzulenken. O Himmel, ich ertrage den Verluſt der Freiheit nicht, ich ſterbe im Gefängnis!“

„Rede nicht ſo, unſer Sohn Paul mit Frau und Kindern bleibt doch im Hauſe.“

„Die Kinder werden mit Streichhölzchen ſpielen und das Unglück iſt vollbracht, Amalia!“ — —

Die Stunde iſt da, es geht ans Abſchiednehmen. Mit düſterer Miene ſteht Herr Doktor Mondling im Kreiſe der Seinen. „So lebt denn wohl, ſo lebt denn wohl! Gott ſegne euch, ſegne euch alle! Möge das Schickſal euch gnädig ſein!“

„Aber Vater, du thuſt ja, als verreiſeſt du nach dem Nordpol.“

„Hältſt du eine Reiſe nach Berlin für ein Kinderſpiel? In gegenwärtiger Zeit, wo ſo viele Züge zuſammenſtoßen?“

„Viele? Ach, das iſt nicht ſo ſchlimm!“

„Möglich, aber der Zug, in dem ich ſitze, wird ſicher verunglücken — ich müßte nicht ich ſein —"

„Nicht doch, Vater, du ſiehſt zu ſchwarz. Auf fröhliches Wiederſehen!"

„Auf Wiederſehen? Kinder, lebt wohl! Meine Ahnung ſagt mir, daß wir einander nicht wiederſehen werden. Nun, mag mein Schickſal ſich erfüllen!"

Aus dem Leben
der Insekten und Spinnen.

Naturwissenschaftliche Skizze von
Professor Dr. W. Hess.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Vor mir liegt eine Reihe von vorzüglichen Abbildungen, welche, nach der Natur aufgenommen und vergrößert, höchst charakteristische Momente aus dem Leben verschiedener Insekten und Spinnen darstellen. Sie behandeln nur ganz gewöhnliche Tiere, welche wir in unserer Umgebung in Haus und Garten stets beobachten können, und doch bieten sie so viel Interessantes, daß es wohl der Mühe lohnt, sie eingehend zu besprechen.

Die ersten Abbildungen zeigen uns verschiedene Formen der bekannten Schabe, Schwabe oder Kakerlak, welche wir in Küchen und anderen warmen Räumen zu unserem Leidwesen nur zu oft finden. Wenn wir eine Schar Schaben bei ihrem Treiben belauschen, so fällt uns auf, daß die Tiere nicht alle gleich gestaltet sind. Man könnte leicht glauben, ganz verschiedene Arten vor sich zu haben. Zunächst ist der Größenunterschied sehr bedeutend. Wir bemerken Tiere in allen Abstufungen von 5 bis 22 Milli-

meter Länge, dann ist auch die Farbe verschieden. Einige Tiere, namentlich die kleinen, sind fast weiß, andere lichtbraun, wieder andere schwarzbraun. Schließlich sind einige Tiere flügellos, andere mit Flügelstummeln versehen und noch andere geflügelt.

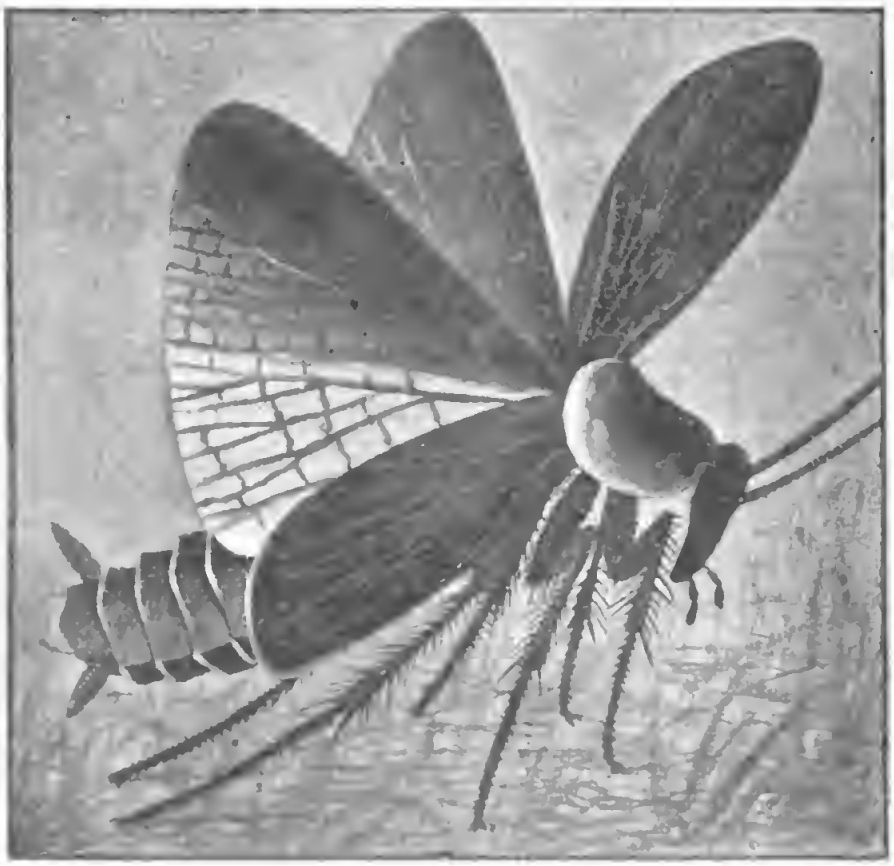


Fig. 1: Männliche Schabe (fliegend).

Alle diese Verschiedenheiten haben im Alter und Geschlecht ihren Grund. Die hell gefärbten und flügellosen Tiere sind Larven, die großen schwarzbraunen bis pechschwarzen, nur mit Flügelstummeln versehenen Weibchen und die ebenso gefärbten, geflügelten die Männchen. Die Vorderflügel bedecken bei diesen ungefähr zwei Drittel des Hinterleibes. Unter diesen Oberflügeln befinden sich noch zwei große häutige Unterflügel, welche in der Ruhe

längsgefaltet sind und daher unter ihnen verborgen liegen. Mit Hilfe dieser Flügel ist das Männchen im stande, zu fliegen, eine Eigenschaft, die wenig bekannt ist. Daraus erklärt sich das geheimnisvolle Verschwinden der männlichen Schaben, welche von einem erhöhten Platz herunterspringen, und die man vergebens an der darunter befindlichen

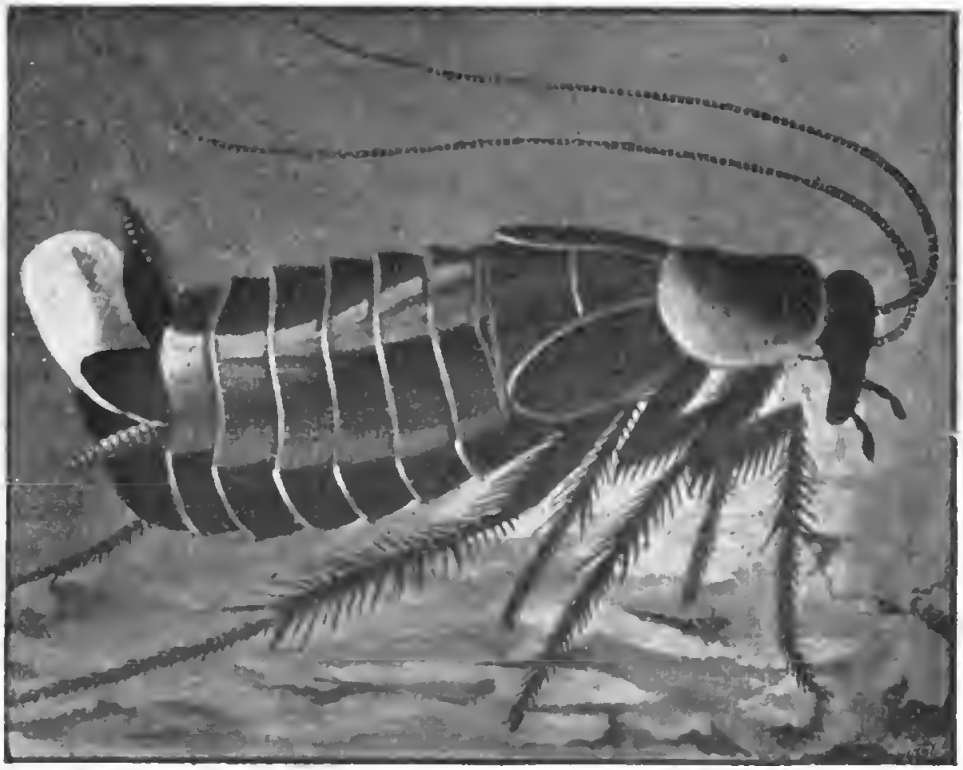


Fig. 2: Weibliche Schabe mit Eikapsel.

Stelle des Erdbodens sucht, da ihre Flügel sie weit fortgetragen haben. Fig. 1 stellt ein Männchen im fliegenden Zustande dar.

Während des Sommers können wir oft weibliche Schaben beobachten, aus deren Hinterleibsspitze ein anfänglich weißer und weichlicher, später sich bräunender und erhärtender Körper mehr oder weniger hervorragt (Fig. 2). Tagelang schleppen die Tiere denselben mit sich herum, um ihn später an einem verborgenen Orte abzulegen. Er

hat die Gestalt einer Bohne, hat eine schwarzbraune Färbung angenommen und ist 10 Millimeter lang und 5 Millimeter dick. Auf der einen Längsseite ist er bauchig aufgetrieben, auf der entgegengesetzten zusammengedrückt und mit einer krausenartigen Naht versehen. Man hat dieses Gebilde für das allerdings unverhältnismäßig große Ei der Schabe gehalten. Eine genaue Untersuchung lehrt uns jedoch, daß es eine Eikapsel ist, in welcher zwei Reihen von je sechs länglichen Eiern liegen. Von jedem Ei führt ein feiner Kanal nach der zusammengedrückten Kante der Eikapsel und öffnet sich in der krausenartigen Naht, um dem Ei Luft zuzuführen. Ein Weibchen legt im Laufe des Sommers vier solcher Kapseln.

Die Eier entwickeln sich nach Jahresfrist, die jungen Tiere haben im wesentlichen die Gestalt der alten und sind hell gefärbt. Erst nach fünf Jahren sind sie erwachsen. Während dieser Zeit häuten sie sich siebenmal, indem die Haut auf dem Rücken platzt, und das noch ganz weiße Tier hervorbricht. Die letzte Häutung eines weiblichen Tieres zeigt uns Fig. 3. —

Wer sollte es der blutdürstigen Spinne zutrauen, daß sie mit großer Hingebung ihren Mutterpflichten obliegt? Aber dennoch ist dies der Fall. Viele weibliche Spinnen verfertigen aus den reinweißen Seidenfäden der Spinndrüsen einen schalenförmigen Eiersack, indem sie den hinteren Teil ihres Hinterleibes mit Seidenfäden umziehen. Ist die Schale groß genug, und hat die Wandung die nötige Dicke, so streift das Tier dieselbe ab und legt nun seine zahlreichen Eier hinein, so daß dieselben weit aus der Schale hervorragen (Fig. 4). Darauf beginnt das Tier wieder die hervorstehenden Eier mit Seidenfäden zu umziehen, bis der Eiersack völlig geschlossen ist. So sind die Eier durch die dicke Wandung von Seide hinreichend gegen Kälte geschützt.

Einige Spinnen begnügen sich damit, den Eiersack an einem verborgenen Orte aufzuhängen und bis zum Ausschlüpfen der Jungen sorgsam zu bewachen, andere befestigen ihn dagegen an ihrem Hinterleibe und tragen ihn mit sich herum. Vermöge ihrer langen Beine ist es ihnen möglich, die Last ohne große Beschwerde mit sich zu führen. Wenn

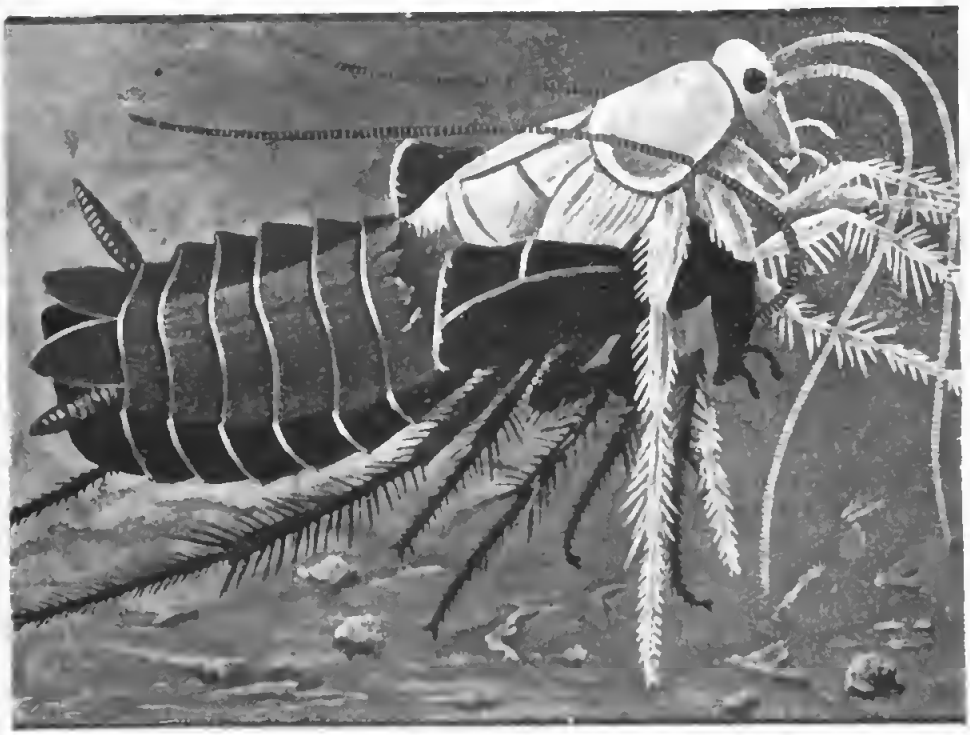


Fig. 3: Weibliche Schabe während der Häutung

ein Feind ihnen den Eiersack zu entreißen versucht, dann verteidigen sie ihn mit äußerster Hartnäckigkeit und setzen lieber ihr Leben aufs Spiel, ehe sie ihn preisgeben.

Bonnet trieb eine Spinnenmutter mit ihrem Eiersäckchen in die Grube eines Ameisenlöwen, jenes für viele Insekten so furchtbaren Tieres. „Die Spinne suchte davonzurennen, war aber nicht schnell genug, zu verhindern, daß der Ameisenlöwe ihren Eiersack packte, den er unter den Sand zu zerren suchte. Dagegen wehrte sich die Spinne mit allen Kräften, aber das Säckchen riß ab. Da

erfaßte es die Spinne wieder mit ihren Kiefern und verdoppelte ihre Anstrengungen. Doch vergebens — der Ameisenlöwe war der Stärkere und zog das Säckchen zugleich mit der Verteidigerin in den Sand hinein. Die unglückliche Mutter hätte ihr Leben retten können, wenn sie die Eier hätte fahren lassen, aber sie wollte eher lebendig begraben werden, als sich von ihrer Brut trennen."

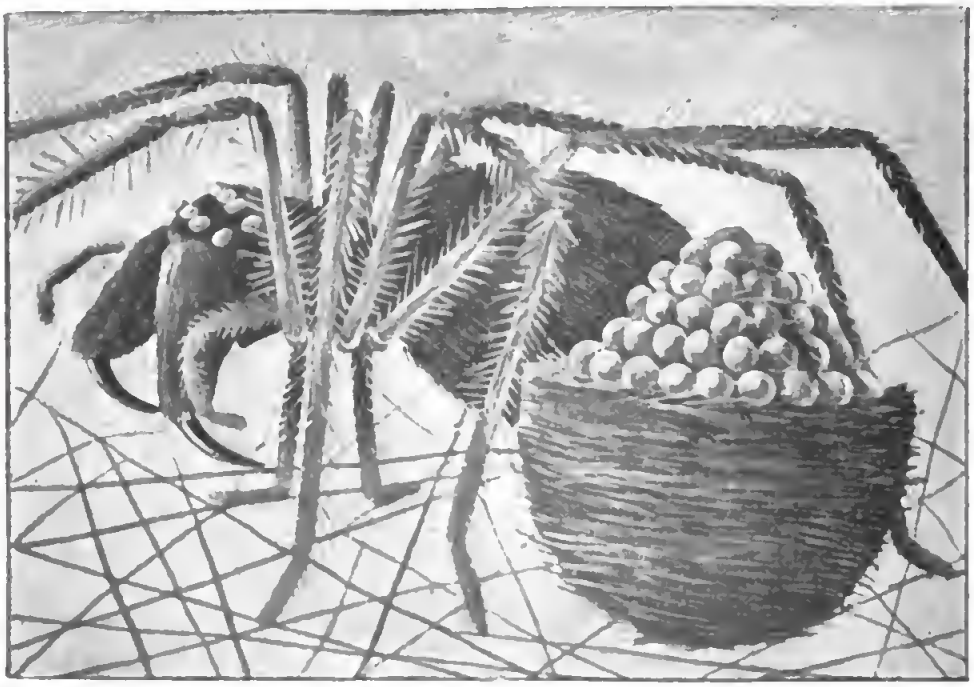


Fig. 4: Weibliche Spinne mit Eiersack.

Das bekannteste Insekt ist ohne Zweifel die Stubenfliege, deren grenzenlose Unverschämtheit und Zudringlichkeit, mit welcher sie immer wieder auf den Platz zurückkehrt, von dem man sie fortgescheucht hat, uns zur Verzweiflung bringen kann, und die alle Gegenstände unserer Wohnung mit ihrem Unrate beschmutzt.

Zerdrücken wir den Kopf einer Stubenfliege, so tritt ein roter Saft aus, welcher vielfach für Blut gehalten wird. Es ist jedoch das rote Augenpigment. Das Blut der Fliege ist weiß. Die Stubenfliegen besitzen zwei große

facettierte Augen und dazwischen noch drei kleine Punktaugen. Der Rüssel ist zum Lecken eingerichtet. Fig. 5 zeigt uns den Rüssel, wie er ein Körnchen Zucker umfaßt, durch Flüssigkeit auflöst und aufleckt.

Wenn auch ein jeder die Stubenfliege kennt, so wird

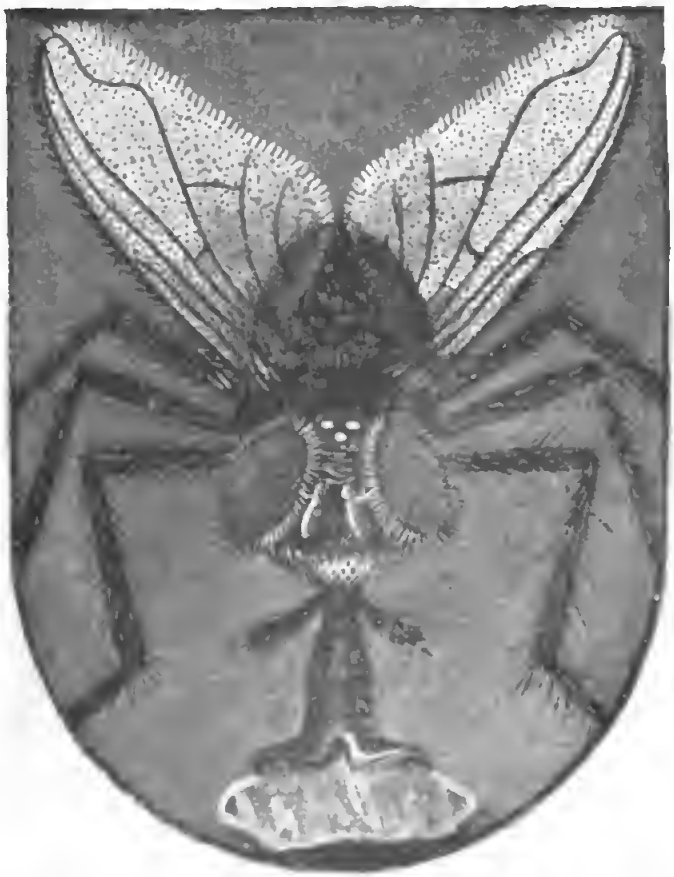


Fig. 5: Stubenfliege, ein Zuckerkörnchen aufsaugend.

doch vielen die Fortpflanzung dieser Insekten nicht bekannt sein. Die Stubenfliege legt ihre Eier in Haufen von 60 Stück vorzugsweise in den Mist der Hühner und Pferde, jedoch verschmäht sie auch verdorbene Nahrungsmittel nicht, wenn sie nur feucht sind, und nimmt auch mit Fleisch und toten Tieren vorlieb, legt sie sogar nicht selten in Spucknäpfe, wenn diese nicht reinlich gehalten werden.

Die Eier haben eine walzenförmige, am vorderen Ende etwas zugeſpitzte Geſtalt und ſind von einer zarten, perlmutterglänzenden Haut umgeben. Schon nach ungefähr zwölf Stunden kommen die jungen Larven aus dem ſpitzen Ende hervor. Es ſind kopf- und beinloſe weiche Maden von weißlicher Farbe, glänzend und durchſcheinend. Ihre Geſtalt iſt kegelförmig, am hinteren Ende abgeſtutzt. Am vorderen Ende befinden ſich zwei ſchwarze, ungleich große Höcker, welche zum Freſſen und zugleich zur Fortbewegung dienen. Am hinteren Ende zeigen ſich zwei ſchwarze Ringe, von denen jeder ein Atemloch bezeichnet.

Die namentlich in der Jugend ſehr lebhaften Maden ſind, obwohl ſie keine Augen beſitzen, gegen Licht ſehr empfindlich und wühlen ſich ſofort in die Nahrungsſtoffe ein. Nach vierzehn Tagen ſind ſie erwachſen und haben eine Länge von 9 Millimeter erreicht. Jetzt ſucht jedes Tier einen trockenen und geſchützten Ort, um ſich zu verpuppen. Die Verpuppung geht bei den Maden der Stubenfliege und ihrer Verwandten in etwas anderer Weiſe vor ſich wie bei den übrigen Inſekten. Während bei dieſen die Larvenhaut abgeſtreift wird, da ſich um das Tier eine neue Puppenhaut gebildet hat, bildet bei den Fliegenmaden die erhärtende Larvenhaut ſelbſt die Puppenhülle. Dieſe rotbraunen, ſogenannten Tönnchenpuppen laſſen keine Teile des Inſekts erkennen (Fig. 6). Nach ungefähr vierzehn Tagen ſtößt die junge Fliege den Deckel ab und kommt hervor. Die ganze Entwickelung dauert ungefähr fünf Wochen.

Wer den berüchtigten Ohrwurm betrachtet, wird meiſt nicht daran denken, daß derſelbe fliegen kann, und doch gehört er zu den geflügelten Inſekten. Die lederartigen Deckflügel ſind allerdings ſehr kurz und bedecken den Hinterleib nicht. Dennoch bergen ſie große, häutige Flügel. Indem dieſe von einem Gelenke aus fächer-

förmig faltbar und dann auf ein Drittel ihrer Länge zurückschlagbar sind, ist es möglich, daß sie unter den kleinen Flügeldecken Platz finden. Fig. 7 stellt einen Ohrwurm fliegend dar. Daß man den Ohrwurm selten fliegend beobachtet, hat seinen Grund darin, daß er ein

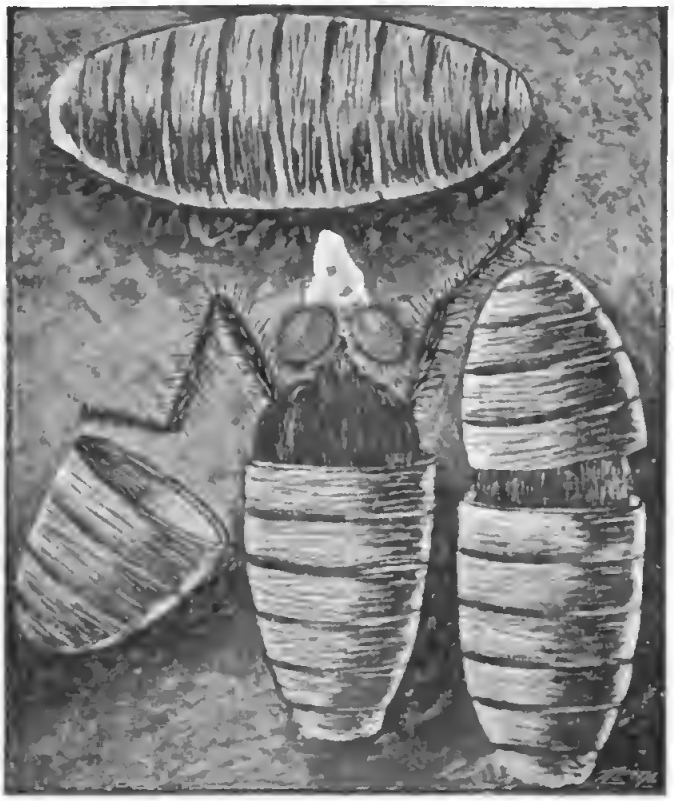


Fig. 6: Puppen der Stubenfliege.

nächtliches Tier ist. Uebrigens ist der Ohrwurm besser als sein Ruf. Eine besondere Leidenschaft, den Leuten in die Ohren zu kriechen, hat er nämlich durchaus nicht. Er schadet durch Zernagen süßer Früchte und der Blumenblätter der Nelken, Georginen und anderer Zierpflanzen. Dagegen nützt er nicht unerheblich durch Vertilgen von Puppen schädlicher Insekten. Bemerkenswert ist noch, daß das Weibchen des Ohrwurms sowohl die Eier als auch die ausgeschlüpften Jungen, welche sich um die Mutter scharen, sorgsam behütet und bewacht.

Die kleine zierliche Motte bringt nicht selten abends durch das geöffnete Fenster in unsere Wohnung und umfliegt, durch das Licht angezogen, unsere Lampe, während sie sich am Tage verborgen hält. Sie selbst ist es nicht, welche unsere Woll- und Pelzsachen zerstört, denn sie besitzt einen langen Rollrüssel, mit welchem sie wohl süße Säfte saugen kann, der aber nicht dazu geeignet ist, feste

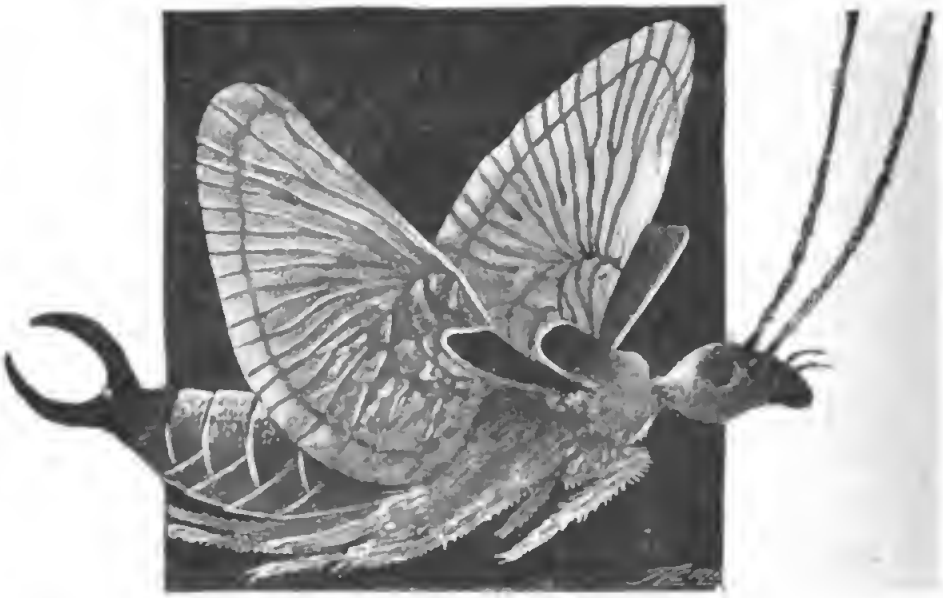


Fig. 7: Fliegender Ohrwurm.

Stoffe zu zerbeißen. Wenn nun aber, wie ich gar häufig gehört habe, gesagt wird: die fliegenden Motten sind nicht schädlich, und es ist unnütz, sie zu töten, so ist dies dennoch eine falsche Ansicht, denn die junge Brut der Motte fügt uns den Schaden zu. Wenn wir daher die weiblichen Motten töten, so vernichten wir damit zugleich die zukünftige Brut.

Die Motte legt ihre weißen, länglichen Eier namentlich in wollene Stoffe und Pelzwerk. Durch ihre Kleinheit und durch den Umstand, daß sie die Hinterleibsspitze weit hervorstrecken und in die feinsten Ritzen und Spalten einschieben kann, wird ihr dies Geschäft sehr erleichtert.

Nach acht bis vierzehn Tagen kriechen aus den Eiern die sechzehnfüßigen, gelblichweißen und braunköpfigen Raupen, welche eine spindelförmige Gestalt haben. Sie beginnen sofort die Woll- oder Pelzsachen zu benagen und sich aus den abgenagten Fäden oder Haaren eine etwas breitgedrückte, vorn und hinten offene Röhre zu verfertigen. Dieselbe dient ihnen als Aufenthaltsort, und sie kriechen

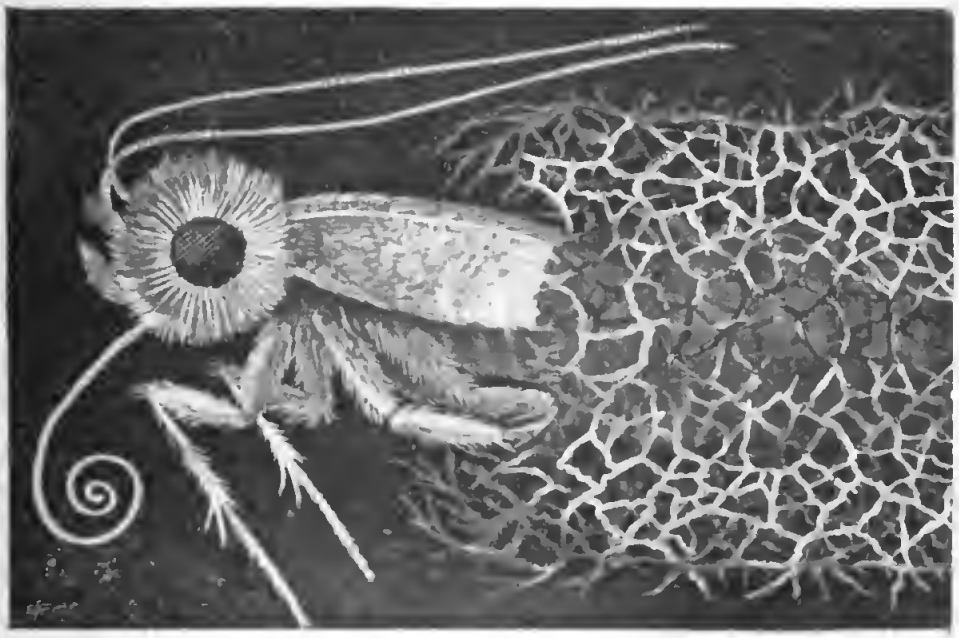


Fig. 8: Auskriechende Motte.

mit ihr wie die Schnecke mit ihrem Hause umher. Wenn die Raupen durch Häutung größer werden, so vergrößern sie auch ihr Futteral.

Im November oder Dezember ist die Raupe erwachsen. Sie spinnt alsdann die vordere Oeffnung zu und bleibt während des Winters unverändert in ihrer Wohnung. Erst im Mai des folgenden Jahres streift sie die Haut ab und wird zu einer gelbbraunen, schlanken Puppe. Nach vierzehn Tagen sprengt die Motte die Puppenhülle und durchbricht auch das Futteral, wie Fig. 8 zeigt. Nicht alle Arten der Kleidermotte bauen sich jedoch Futterale

aus ihren Futterstoffen, einige Arten spinnen sich weiße Seidenröhren.

Auf die verschiedenste Weise sorgen die Insekten für ihre junge Brut. Besonders interessant ist das Verfahren

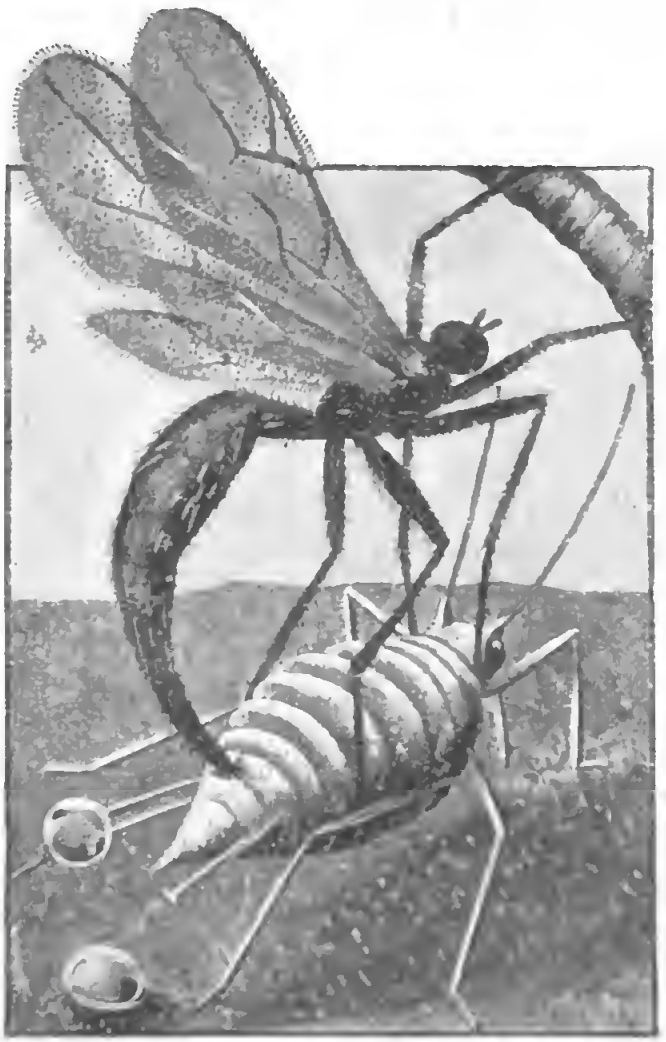


Fig. 9: Schlupfwespe, eine Blattlaus anbohrend.

der Ichneumonen oder Schlupfwespen, welche andere Insekten als Kleinkinderbewahranstalt betrachten. Wie der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, so legen die Schlupfwespen ihre Eier in wehrlose Raupen und Larven, zuweilen aber auch in vollkommene Insekten und haben damit für ihre junge Brut ausreichend gesorgt. So sucht

eine kleine Schlupfwespe die Blattläuse auf, setzt sich, wie dies Fig. 9 zeigt, auf den Rücken derselben, beugt den Hinterleib, durchbohrt mit ihrem scharfen Legebohrer die Haut und legt ihre Eier in den Körper. Aus den Eiern entwickeln sich nach kurzer Zeit kleine, weiße, fußlose Maden, welche zunächst sich von der Blutflüssigkeit der Blattlaus ernähren, dann aber beginnen, ihre Pflegemutter Stück für Stück aufzufressen. Sobald die zum Leben nötigen Organe angegriffen werden, stirbt die Blattlaus und nimmt im Tode eine weißliche Färbung an. Die

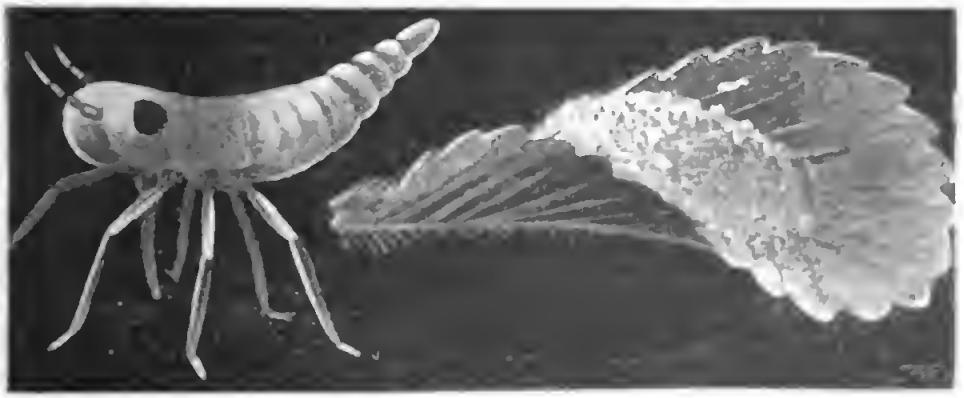


Fig. 10: Larve der Schaumzikade.

Maden der Schlupfwespen verpuppen sich in dem toten Körper, und in kurzer Zeit entsteht aus ihnen wieder eine Generation von Schlupfwespen.

Da die Blattläuse durch Saugen an den Pflanzen sehr schädlich sind, so werden sie von den Menschen möglichst vertilgt. Aus dem oben Gesagten geht nun hervor, daß man bei der Vertilgung darauf achten muß, die weißgefärbten Blattläuse nicht mit zu vernichten, weil sie die nützlichen Schlupfwespenpuppen enthalten.

Nicht selten bemerken wir an verschiedenen Pflanzen, namentlich Kuckuckslichtnelke, Wiesenschaumkraut, Gräsern, Weiden u. s. w., eine speichelähnliche, schaumige Flüssigkeit, die unter dem Namen „Kuckucksspeichel" be-

kannt ist. Fig. 10 zeigt uns dieselbe auf der Oberfläche des abgebildeten Blattes. Wenn wir diese Flüssigkeit sorgfältig entfernen, finden wir unter ihr eine kleine, gelbgrüne Larve. Es ist die Larve der Schaumzikade. Das geflügelte Tier ist 5 bis 6 Millimeter groß und hat eine blasig aufgetriebene Stirn. Die Färbung ist sehr veränderlich, hellbräunlich, gelb bis schwarz. An der Spitze des Kopfes stehen meist vier kleine schwarze Flecke. Das Weibchen legt im Herbst seine Eier in Baumritzen, namentlich der Weiden, ab, wo sie überwintern. Im April des folgenden Jahres kommen die kleinen Larven aus, wie sie Fig. 10 zeigt. Sie sind sehr beweglich und suchen die Stengel und Blätter der oben erwähnten Pflanzen auf. Dort bohren sie sogleich ihren kräftigen Schnabel in die Oberhaut der Pflanzen ein und saugen den Saft, der nach erfolgter Verdauung in Gestalt kleiner Bläschen aus der Hinterleibsspitze hervortritt und die Larve umhüllt. Entfernen wir die Flüssigkeit, so wird sie in kurzer Zeit wieder ersetzt. Sie schützt das junge Tier gegen seine Feinde, namentlich die insektenfressenden Vögel und Raubinsekten. Im August bildet sich die Larve nach mehrfachen Häutungen zur vollkommenen Form aus. Sie bedarf, da sie jetzt geflügelt ist, des Schutzes nicht mehr. Die Flüssigkeit trocknet ein, und das vollkommene Insekt fliegt davon. Der Schaden, den die Tiere an den Pflanzen anrichten, ist nicht von Bedeutung.

Emphysem und Asthma.

Aerztliche Skizze von Dr. med. Kreusner.

Der Winter iſt für das große Heer der Lungenkranken und Lungenſchwachen die ſchlechte Jahreszeit. Im Hauſe die bald zu kalten, bald überheizten Zimmer mit ihrer durch den Dunſt der Lampen und der Oefen verunreinigten Atmoſphäre, draußen im Freien die ſcharfe Luft und der Straßenſchmutz — das giebt leicht Anlaß zur Entſtehung von Erkältungen und Katarrhen, welche die größten Feinde der Lungenleidenden ſind.

In beſonders hohem Grade gilt dies von allen, die mit Emphyſem behaftet ſind oder an Aſthma leiden. Es läßt ſich kaum ein anderes Lungenleiden ausfindig machen, welches für den davon Befallenen langwieriger und qualvoller wäre als Emphyſem. Denn während den Tuberkulöſen oft noch in den letzten Stadien ein relatives Wohlbefinden über das Schwere und Gefahrdrohende ſeiner Krankheit hinwegtäuſcht, durchlebt der Emphyſematiker lange qualvolle Jahre, innerhalb deren er unendlich viel leidet, und er wird oft durch die grundloſe Angſt vor einem zerſtörenden Lungenleiden vielleicht ſeeliſch noch mehr gefoltert als körperlich.

Das Hauptſymptom des hochgradigen Emphyſems, die Atemnot, hat ihren Grund in einer eigentümlichen Veränderung des Lungengewebes, welche ſich am treffendſten mit dem Zuſtande eines überdehnten, ſich nicht mehr ſelbſt zuſammenziehenden Gummibandes vergleichen läßt. Wenn häufige Katarrhe in den Jugendjahren nicht genügend beachtet werden, haben ſie die Neigung, chroniſch zu werden. Wer ſich aber mit einem chroniſchen Bronchialkatarrh durchs Leben ſchleppt, wird den Huſten mit Ausnahme der wärmſten Sommermonate in der Regel nicht los. Vor jedem Huſtenſtoße wird nun die Luft ſtark in die Lunge gezogen, ſo daß dieſe ausgedehnt wird, dann wird die Stimmritze verengt, und die Luft mit plötzlichem ſtarken Druck herausgetrieben, der bedeutend höher iſt als bei gewöhnlichem Ausatmen. Infolgedeſſen dehnen ſich die Lungenbläschen aus. Für gewöhnlich ziehen ſie ſich ja nach jedem Huſtenſtoße wieder zuſammen, aber bei jahre- oder jahrzehntelanger Andauer des Katarrhs führen die hunderttauſendfachen Huſtenſtöße zu einer bleibenden Ausdehnung der Lungenbläschen. Dieſe haben ihre ſo notwendige Elaſtizität verloren. Infolge davon nimmt die Lunge einen bedeutend größeren Raum ein, als in normalem Zuſtande, drückt auf das Zwerchfell und die Eingeweide, und es entſteht das unerträgliche Gefühl des Vollſeins, des Magen- und Leberdruckes, welches zu den ſtändigen Klagen dieſer Kranken gehört.

Eine weitere Folge iſt eine Störung der Herzthätigkeit. Das Herz wird nicht nur mechaniſch durch den Druck der aufgeblähten Lunge beläſtigt und eingeengt, ſondern erleidet auch Störungen in ſeiner Thätigkeit. Denn da in der Lunge des Emphyſematikers die feinſten Blutgefäße, die ſogenannten Haargefäße, bedeutend verengt ſind, ſtaut ſich rückwärts das andrängende Blut; das rechte Herz wird daher mit Blut überladen. Um das Stauungshindernis

zu überwinden, zieht es sich häufiger zusammen und nimmt bei reichlicher Ernährung wie jeder stark angestrengte Muskel an Masse zu. Infolgedessen entsteht eine Herzvergrößerung (Herzhypertrophie), die bei starker Nahrungszufuhr ziemlich ungefährlich ist, bei daniederliegender Ernährung aber zu bedrohlicher Herzschwäche führen kann.

Die Blutstauung wirkt aber noch weiter rückwärts, namentlich auf die blutreichen Organe des Unterleibs, und führt zu Blutüberfüllung in Leber, Niere und Milz. Sie wird endlich in den Blutgefäßen des Darmes nicht selten zur Ursache der so überaus lästigen Hämorrhoiden.

Die Lunge, welche je nach der Konstitution des einzelnen Menschen ein Luftfassungsvermögen von 3500 bis 4500 Kubikcentimeter besitzt, giebt bei jeder gewöhnlichen Ausatmung etwa 500 Kubikcentimeter Luft ab, um ebensoviel neue einzuziehen. Bei der Lunge des Emphysematikers ist aber die Menge der Einatmungsluft bedeutend herabgesetzt; die Lunge bekommt bei jedem Atemzuge nicht den genügenden Sauerstoff, und das Blut bleibt andauernd mit Kohlensäure überladen. Im Gesicht des Emphysematikers ist meist die venöse Blutüberfüllung deutlich zu erkennen. Die Venen treten dort, sowie an den Extremitäten als dicke Stränge hervor; der meist kurze, gedrungene Hals wird im Laufe der Jahre durch den fortwährenden Husten geradezu auseinandergetrieben und sichtlich dicker, und der Brustkorb, der sich normalerweise bei jedem Atemzuge erweitern und verengern sollte, wird starr und unnachgiebig. In vorgeschrittenen Fällen ruft schon eine geringe Bewegung von wenigen hundert Schritten, noch mehr aber das Ersteigen der Treppe oder einer mäßigen Anhöhe lebhafte Atembeschwerden hervor.

Am qualvollsten aber sind die Asthmaanfälle, welche namentlich bei Nacht eintreten. Der Leidende erwacht mit dem Gefühle der Atemnot, die sich zusehends steigert,

richtet ſich im Bette auf und ringt mit blaurotem Geſicht und blaßblauer Hautfarbe unter den Zeichen der größten Angſt nach Luft. Der Ausbruch von Schweiß verkündigt das Nachlaſſen des meiſt nur kürzere Zeit dauernden Anfalles; das erſchreckende Pfeifen und Raſſeln in den Luftröhren hört allmählich auf, und der Kranke ſchläft erſchöpft ein. Er erwacht am anderen Morgen etwas angegriffen, aber ſonſt ganz wohl.

Der Kranke, der ſich in guten Verhältniſſen befindet, wird bei dieſem Leiden gewöhnlich alt und erfreut ſich, wenn er einigermaßen vorſichtig iſt, eines relativen Wohlſeins. Viel ſchlimmer iſt der Arme daran, der ſich allen Wetterunbilden ausſetzen muß. Denn Durchkältung und Durchnäſſung mit den unvermeidlich nachfolgenden Katarrhen verſchlimmern das Leiden ſehr und führen häufig zu beſonders in vorgerückten Jahren bedenklichen Entzündungen der Atmungsorgane.

Die uns zur Verfügung ſtehenden Heilmittel ſind teils gegen die aſthmatiſchen Anfälle, teils gegen das Grundleiden gerichtet. Unzweifelhaft ſind die erſteren vorwiegend nervöſer Natur, wie überhaupt hartnäckige Huſtenanfälle, die man mit allen möglichen antikatarrhaliſchen Mitteln jahrelang erfolglos behandelt, viel häufiger als man glaubt auf nervöſe Einflüſſe zurückzuführen ſind. Alle nervenberuhigenden Mittel, vom Morphium und der Belladonna bis zum Stechapfel und Bilſenkraut, ſind daher beim Anfalle oft von großem Nutzen. Die neuerdings von Paris und Marſeille aus mit großer Reklame verbreiteten Geheimmittel, welche zwanzigfach überzahlt werden, gehören hierher und beſtehen meiſtens aus den Blättern der ebengenannten Pflanzen und der Lobelie, deren Verbrennungsgaſe eingeatmet werden und ſo direkt auf die Nervenendigungen der Schleimhaut in Luftröhre und Lunge einwirken. Auch die bekannten Aſthmazigaretten

enthalten unter dem Tabak Beimischungen von Stechapfelkraut. Viele Kranken spüren eine bedeutende Erleichterung, wenn sie die Dünste einiger auf das Taschentuch geträufelter Tropfen Amylnitrit oder Pyridin einatmen oder die Dämpfe von angezündetem Salpeterpapier. Auch das Chloralhydrat steht in hohem Ansehen. Doch bleibt es immer bedenklich, den Körper an den dauernden Gebrauch der Narkotika zu gewöhnen; denn das Grundleiden, das Emphysem, bleibt dabei gänzlich unberührt.

Ein völlig ausgebildetes Emphysem ist unheilbar; es kann nur darauf hingearbeitet werden, den Zustand erträglich zu machen. In den meisten Fällen aber hat das Emphysem noch durchaus nicht alle Teile der Lunge angegriffen, und auch in den erkrankten Teilen haben die Lungenbläschen oft selbst nach Jahrzehnten nicht die Elastizität gänzlich eingebüßt, daher ist weitgehende Besserung möglich.

Sänger, Redner, Instrumentenbläser, Glasbläser, überhaupt alle, die nach tiefer Einatmung die Luft nur langsam aus den Lungen entlassen, neigen zur Emphysembildung; die Einschränkung oder Unterlassung dieser Thätigkeiten ist daher eine Grundbedingung der Heilung. Ebenso ungünstig wirkt das Heben schwerer Lasten, die Schmiede- und Zimmermannsarbeit. Wichtiger als das ist aber die Erhaltung der Herzkraft, welche durch eine eiweißreiche Nahrung befördert wird, und die Atmungsgymnastik, welche einen ausgiebigeren Luftwechsel in den Lungen befördert. Dies erreicht man am besten, indem man nach mäßiger Einatmung langsam, aber so tief wie möglich ausatmet, und diese Ausatmung noch dadurch unterstützt, daß man mit aufgelegten Händen den unteren Teil des Brustkorbes zusammendrückt. Diese Uebung ersetzt, wenn sie oftmals am Tage wiederholt wird, den Gebrauch des nur für Bemittelte zugänglichen pneumatischen Kabinetts, bei welchem

verdichtete Luft eingeatmet und in verdünnte Luft ausgeatmet wird.

Fettſüchtige Leute, deren Herz nicht genug Triebkraft beſitzt, um das Blut ſchnell durch den Körper zu treiben, neigen meiſtens zur Erkrankung an Emphyſem. Das ſind aber die dankbarſten Fälle; denn eine mit Konſequenz und Vorſicht geleitete Entfettungskur beſeitigt hier oft in wenigen Wochen ſämtliche Beſchwerden.

Große Hoffnungen ſetzt man auf die vor kurzem in großem Maßſtabe gelungene Verflüſſigung der Luft.*) Die flüſſige Luft enthält einen bedeutend höheren Prozentſatz Sauerſtoff als die gewöhnliche Atmoſphäre. Durch Einatmung der erſteren, welche man langſam im Zimmer verdunſten läßt, hofft man alſo den Lungen den mangelnden Sauerſtoff in reichlicherem Maße zuführen und der übermäßigen Anhäufung von Kohlenſäure im Blut vorbeugen zu können, welche ein Hauptgrund der aſthmatiſchen Anfälle iſt.

Viele Aſthmatiker halten ſich wegen des chroniſchen Katarrhs und des damit verbundenen Auswurfes für tuberkulös. Ganz mit Unrecht. Sie haben in dieſer Hinſicht nichts zu befürchten. Die Tuberkuloſe ſetzt zu ihrem Entſtehen und Vorwärtsſchreiten eine Ueberfüllung der Lungen mit arteriellem Blut voraus; beim Emphyſem iſt aber gerade das Gegenteil der Fall, und der Uebergang desſelben in Lungenſchwindſucht gehört deshalb zu den größten Seltenheiten.

Uebrigens muß erwähnt werden, daß, obwohl beim Lungenemphyſem im fortgeſchrittenen Zuſtande faſt regelmäßig auch Aſthma vorhanden iſt, doch keineswegs das Umgekehrte ſtattfindet. Es giebt auch ein Aſthma rein

*) Vergleiche den Aufſatz „Flüſſige Luft“ von Profeſſor Koller im II. Band des laufenden Jahrgangs.

nervöſer Natur, oder es hängt mit einer chroniſchen Erkrankung der Verdauungsorgane zuſammen. Solche Perſonen brauchen alſo, weil ſie an periodiſchen Aſthmaanfällen leiden, ſich deshalb noch nicht für Emphyſematiker zu halten, falls die übrigen, oben angegebenen Zeichen dieſes Leidens fehlen.

Mannigfaltiges.

Ein Vater, der ſich zu helfen weiß: — Im Jahre 1766 war Graf W , ein verdienter Offizier Friedrichs des Großen, nach Baden-Baden gereiſt, um dort den Sommer mit ſeiner Tochter Helene zu verleben. Dieſe war jung, ſchön, hatte ein großes Vermögen zu erwarten und ſah ſich deshalb ſehr bald von einer Menge Verehrer umworben. Unglücklicherweiſe fiel die Wahl des unerfahrenen Mädchens auf einen ihrer am wenigſten würdigen Mann, einen jungen Italiener mit blitzenden ſchwarzen Augen und langem dunklen Haar, der ſich in geſellſchaftlicher Beziehung zwar ſehr gut zu benehmen und Mädchen zu feſſeln wußte, dem jedoch alle ſittlichen Eigenſchaften fehlten, die dem Manne Wert verleihen. Er war ein gewerbsmäßiger Spieler und war aus Neapel wegen Falſchſpielens ausgewieſen worden.

Sobald Graf W. dies erfuhr, beſchloß er, ſeine Tochter um jeden Preis vor dem Ehrloſen zu bewahren. Er machte ihr Vorſtellungen über ihre Neigung und warnte ſie; das junge Mädchen war jedoch zu naiv und unerfahren, um den Worten ihres Vaters Glauben zu ſchenken. Sie meinte, der Geliebte ſei bei ihm nur verleumdet worden, weil er es verſtand, ſich bei ihr ſtets in dem vorteilhaften Lichte eines tief und zärtlich empfindenden Liebhabers darzuſtellen. Sie fuhr daher fort, ihm ihre Liebe zu ſchenken, und der Italiener benutzte die Gelegenheit, ſich die reiche Erbin zu ſichern. Der Graf ließ ſich jedoch dadurch nicht irre machen, ſondern beſchloß, dem Unwürdigen ſeine geliebte Tochter um keinen Preis zu überlaſſen, und müßte er ſelbſt dazu ſchreiten, ihn zu vernichten.

Eines Tages fiel dem Grafen ein Brief in die Hände, in welchem der Italiener Helene zur Flucht aufforderte und sie zu diesem Zwecke um eine heimliche Unterredung bat, wenn ihr Vater des Abends im Konversationshaus weilen würde. Zum Zeichen ihrer Einwilligung sollte Helene am Nachmittag auf der Promenade eine weiße Rose an der Brust tragen.

Helene erhielt diesen Brief von ihrem Vater natürlich nicht ausgehändigt.

„Stecke heute diese Rose an," sagte der Graf, als sie sich zum Ausgehen rüsteten.

Helene gehorchte lächelnd und steckte die ihr dargereichte weiße Rose an die Brust.

Auf ihrem Spaziergange begegneten sie dem Italiener, dessen Augen vor Freude funkelten, als er die Rose erblickte. Dann brachte der Graf seine Tochter zu Bekannten und bat sie, dort auf ihn zu warten. Er selbst kehrte nach der kleinen Villa, die sie bewohnten, zurück, schickte seine Dienerschaft fort und blieb allein.

Zur bestimmten Stunde erschien der Italiener, sprang über die Gartenmauer und stieg, als er die Thür verschlossen fand, durch eines der Fenster zu ebener Erde. Dann eilte er die Treppe hinauf und trat in Helenens Zimmer, das ihm bekannt war.

Da kam ihm statt ihrer jedoch der Vater mit einer Pistole in der Hand entgegen. Der Graf verschloß die Thür und sagte zu dem zitternden Italiener: „Ich könnte Sie ohne weiteres erschießen, denn ich habe das Recht dazu, einen Einbrecher, der bei Nacht in mein Haus eindringt, einfach niederzuschießen."

„Aber Herr Graf," stammelte der Italiener, „ich bin kein Dieb."

„Was sind Sie sonst?" donnerte der Graf. „Sie wollen meine Tochter — eine Erbin und ein Vermögen — stehlen. Hier ist Ihr Brief, der Ihre verbrecherische Absicht enthüllt. Ich werde keine Gnade gegen Sie üben, doch will ich Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mir gehorchen."

„Und was verlangen Sie von mir, Herr Graf?"

„Daß Sie Baden-Baden verlassen, und zwar sogleich. Sie

dürfen ſich mir und meiner Tochter nie wieder nähern. Als Preis für Ihren Gehorſam erhalten Sie zehntauſend Franken."

Der Italiener wollte ſprechen.

„Kein Wort!" rief der Graf. „Sie kennen mich! Verſtanden? Ihr Leben iſt in meiner Hand, und wenn Sie einen Augenblick zögern, ſo jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf."

„Gut, ich gehorche," ſtotterte der Italiener.

„Das iſt Ihr Glück! Ihre zehntauſend Franken liegen dort in jenem Schreibtiſch. Nehmen Sie dieſelben."

„Erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten auszuſchlagen."

Eine gebieteriſche Bewegung machte jedoch der falſchen Beſcheidenheit ein Ende.

„Der Schreibtiſch iſt aber verſchloſſen," ſagte der Italiener.

„So öffnen Sie ihn."

„Es iſt kein Schlüſſel daran."

„Brechen Sie das Schloß auf."

„Sie wollen, ich ſoll —"

„Brechen Sie das Schloß auf, oder —"

Dabei erhob der Graf die Piſtole. Der Italiener gehorchte.

„Es iſt gut," ſagte der Graf, „nehmen Sie die Banknoten, ſie gehören Ihnen. Haben Sie eine Brieftaſche bei ſich?"

„Ja."

„Was enthält ſie?"

„Einige Papiere und Briefe, die an mich adreſſiert ſind."

„Laſſen Sie die Brieftaſche vor dem erbrochenen Schreibtiſch fallen."

„Wozu?"

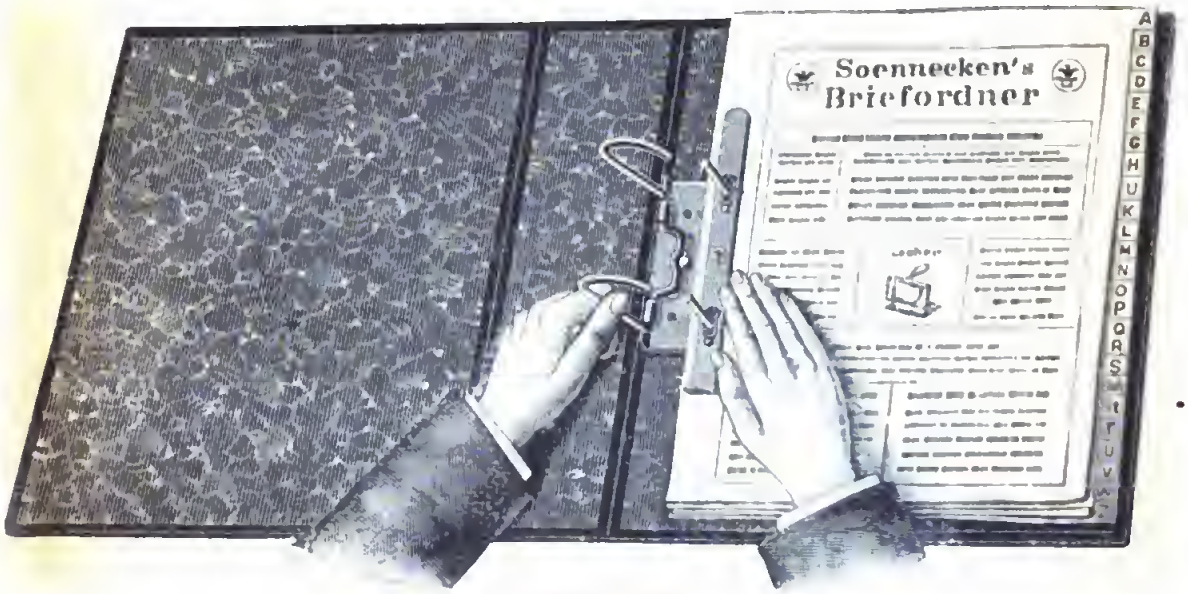
„Ich muß einen Beweis zu Ihrer Ueberführung haben."

„Aber —"

„Kein Aber, ich muß den Dieb nennen können. Dieb oder Tod! — Schön. Da liegt die Brieftaſche. Sie werden jetzt vor mir hinausgehen, und ich werde Sie nicht eher verlaſſen, bis Sie eine Meile von Baden-Baden entfernt ſind. Im übrigen ſeien Sie unbeſorgt. Ich werde meine Anzeige erſt übermorgen machen. Sie haben vollkommen Zeit zur Flucht. Jetzt fort!" — —

Nach diesem Vorfall, der großes Aufsehen erregte, konnte Helene nicht länger zweifeln. Sie verbannte den Italiener aus ihrem Herzen und hat mit keinem Worte seiner mehr erwähnt. Nach einigen Monaten ward ihre Verlobung mit einem österreichischen Rittmeister angezeigt. W. St.

Neue Erfindungen: 1. Briefordner nebst Locher. — Briefe, Rechnungen und sonstige Schriftstücke so aufzubewahren, daß sie chronologisch, oder wie es sonst am praktischsten er-

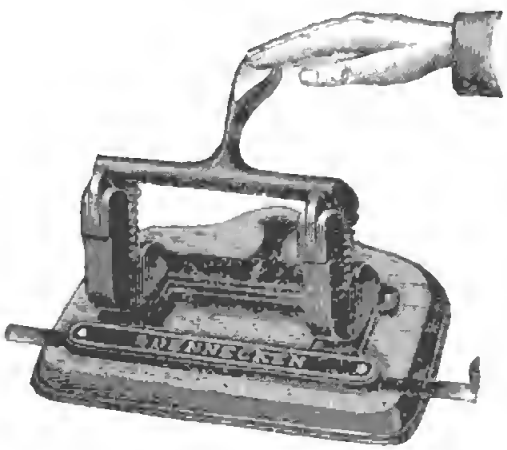


Neuer Briefordner.

scheinen mag, geordnet sind, ist nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch für jeden ordnungsliebenden Privatmann unerläßlich. Wesentlich erleichtert wird das durch eine Vorrichtung, die es ermöglicht, Schriftstücke jederzeit in diese Ordnung zu bringen und sie dann zusammen so aufzubewahren, daß eine Verwirrung beim Umblättern u. s. w. nicht zu befürchten ist. Ein bewährtes derartiges Hilfsmittel sind die Briefordner, welche die Schreibwarenfabrik von F. Soennecken in Bonn, Berlin, Leipzig, Wien in verschiedenen Systemen herstellt. Um die Papiere vor dem Aufeinanderschichten in der aus unserer Abbildung ersichtlichen Weise mit Löchern zu versehen, dienen die gleichfalls patentierten Locher. Auch von diesen werden mehrere Sorten hergestellt, alle aber sind leicht und bequem zu handhaben. Es

giebt Locher mit fein polierten Holzunterstützen nebst Mulde für die Papierspäne und mit einem verstellbaren Anschlag, der es ermöglicht, beliebige Formate auf das genaueste zu lochen. Die Locher werden aus Eisenguß hergestellt und dann lackiert; sie sind in verschiedener Spurweite und für eine unterschiedliche Anzahl von Löchern zu haben. E. M.

II. Der elektrische Mann. — Amerikanische Erfinder streben nicht nur nach Gewinn, sondern auch nach Erreichung sensationeller Wirkungen. Etwas noch nicht Dagewesenes muß es sein, das ihren Geist und ihre Thatkraft beflügelt, und der „elektrische Mann", den Louis Ph. Parew aus Tonawanda im Staate New York jetzt konstruiert hat, ist allerdings noch nicht dagewesen und in der That ein Automat, der alle seine berühmtesten Vorgänger übertrifft. Der elektrische Mann, ein Riese aus Holz, Gummi und Metall von 2,2 Meter Höhe mit dem größten Anschein des Lebens, kann gehen, laufen, springen, seine Augen verdrehen und sprechen — nur nicht empfinden und denken. Er ist in einen weißen Sommeranzug gekleidet, hat ein buntes Taschentuch in der Brusttasche, Kragen, Schlips und eine Mütze auf dem Kopf. Er geht mit langen, elastischen Schritten, macht Wendungen nach jeder Seite, steigt über einen Stein und sagt mit tiefer, deutlicher Stimme: „Ich kann von New York nach San Francisco gehen." In der That hat die bereits gegründete „Vereinigte Staaten Automaten-Gesellschaft" angekündet, daß sie ihren elektrischen Mann quer durch den ganzen Erdteil gehen lassen will, und zwar soll er einen leichten Kutschwagen mit zwei Personen ziehen, die von innen seine Bewegungen mittels des elektrischen Apparates lenken. Seine Uebungsfahrten mit dem Wagen hat er schon gemacht, unser Bild ist nach einer während



Locher zum Briefordner.

einer ſolchen Uebungsfahrt gemachten Photographie. Der Erfinder behauptet, der elektriſche Mann könne mit ſeinem Wagen in der Stunde 30 Kilometer zurücklegen mit dreimaliger Raſt

Der „elektriſche Mann“ mit der von ihm gezogenen Kutſche auf einer Probefahrt.
Nach einer Photographie von Oscar A. Simon & Bro., Buffalo, N. Y.

von je einer Stunde täglich, während der er „gefüttert“ wird. Er würde alſo die ungeheure Strecke, zu der der Eilzug 124½ Stunden braucht, in etwa 170 Stunden zurücklegen. Der Mechanismus des Automaten iſt natürlich Geheimnis des Erfinders, bekannt iſt nur, daß er durch einen elektriſchen Apparat mittels

zweier Drähte gelenkt wird. Als Merkwürdigkeit nimmt der eiſerne Mann jedenfalls ſchon jetzt eine hohe Stelle ein; ob er auch einen praktiſchen Wert hat, muß erſt der Verſuch lehren. F. Z.

III. Haushaltungsbuttermaſchine. — Wenn man auch unſerer Zeit im allgemeinen das Zeugnis nicht verſagen kann, daß ſie es verſteht, ſich praktiſche Neuerungen raſch anzueignen, ſo gilt dies doch nicht von allen Gebieten in gleicher Weiſe; am wenigſten vielleicht von dem der Hauswirtſchaft. Hier gilt das Verharren beim Alten und „Bewährten" noch vielfach als Regel, und ſo kommt es, daß manche wirklich praktiſchen Apparate und Einrichtungen in der Haushaltung noch nicht allgemein Eingang finden konnten, obwohl die veränderten Verhältniſſe dies längſt hätten wünſchenswert erſcheinen laſſen.

Haushaltungsbuttermaſchine.

Bei keinem Nahrungsmittel kommt es ſo ſehr auf Appetitlichkeit, abſolute Reinheit, Wohlgeſchmack und Friſche an als bei der Butter, und doch bietet leider die gewöhnliche Marktware in dieſen Punkten ſehr wenig Garantien. Die Selbſtherſtellung der Butter iſt deshalb für den Haushalt heute von großer Bedeutung, und wenn ſie nicht längſt allgemein eingeführt iſt, ſo liegt der Grund jedenfalls nur darin, daß die Vorteile des Selbſtbutterns noch viel zu wenig bekannt waren und daß es ſeither an einer zweckmäßigen Buttermaſchine gefehlt hat. Eine ſolche ſteht unſeren Hausfrauen aber jetzt zur Verfügung in der oben abgebildeten Hünersdorffſchen Haushaltungsbuttermaſchine. Dieſelbe beſteht aus einem ſtarken Glasgefäß, auf das ein mit dem Rührwerk verbundenes Zahnradgetriebe aufgeſetzt wird. Beim Drehen der Kurbel werden infolge äußerſt ſinnreicher Konſtruktion des Triebwerks die beiden Rührflügel

mit großer Schnelligkeit in entgegengesetzter Richtung bewegt, so daß schon nach wenig Minuten und ohne jede Anstrengung die Butter abgesondert wird und aus dem Glase genommen werden kann. Diese Butter ist eine wahre Delikatesse und hält auch, weil sie nicht vorher durch alle möglichen unappetitlichen Finger gegangen ist und dabei Keime aufgenommen hat, die ihr Verderben bewirken, viel länger als die gekaufte. Es liegt ferner auf der Hand, daß durch das Selbstbuttern, indem man den aus der täglichen Milch erübrigten Rahm verbuttert, eine beträchtliche jährliche Ersparnis erzielt wird, da die so gewonnene Butter nichts kostet. Außerdem gewinnt man dabei die beim Buttern zurückbleibende Buttermilch, die ein vorzügliches Getränk für Gesunde ist und, weil völlig fettfrei, bei vielen Krankheiten ärztlich verordnet wird. Die Haushaltungsbuttermaschine dient zugleich als praktischer Schneeschläger, Schlagrahmmacher und Schokoladequirler u. s. w. L. M.

Ein fürstliches Honorar. — In Romanen wird vielfach von reichen Gold- und Silberschätzen gefabelt, die noch jetzt in den alten Goldbergwerken Südamerikas schlummern. Eine wirklich verbürgte Thatsache ist aber folgende. Im Andengebirge unweit der Stadt Puno in Peru lebte ein altes Ehepaar vom Indianerstamme der Aymara. Der Mann hatte lange ein Fußleiden gehabt und hinkte ein wenig; man nannte ihn daher den lahmen Peres. Er war, wie die meisten dieser Indios, ein düsterer, schweigsamer Mann; seine Frau mußte früher einmal in ihrer Art eine Schönheit gewesen sein, sie hatte edle Züge, und auch Peres hatte trotz seines Fehlers etwas Hoheitsvolles. Die umwohnenden Indios hatten großen Respekt vor den beiden, es hieß, sie seien edelster Abstammung, und wenn es irgendwo Streitigkeiten unter den Eingeborenen gab, wurde Peres sicherlich als Schiedsrichter angerufen. Das Paar war außergewöhnlich wohlhabend; im Stalle standen acht Kühe, und die in einen Felsen eingebaute Hütte war geräumig; so einfach die innere Ausstattung auch war, so fehlte es in ihr doch nicht an einer gewissen Bequemlichkeit. Auf der Weide war außerdem noch ein starkes Pony und eine hübsche Herde von Alpakas. Peres' Grundbesitz erstreckte sich weit über tausend Morgen, und

man ſagte, er hätte ein Anrecht auf den Corraberg, das unbeſtreitbar ſei. So viel war gewiß, Minen wurden dort nicht angelegt, Peres hatte alle bezüglichen Anerbietungen abgelehnt.

Eines Tages kam ein indianiſcher Junge zum deutſchen Arzte Dr. Weidner nach Puno und bat ihn, er möge zum lahmen Peres kommen, die Frau ſei krank. Weidner beſtieg ſein Maultier und machte ſich auf den Weg; da er ein tüchtiger Mineraloge war, vergaß er nicht, ſeinen Hammer mitzunehmen. Der Junge führte ihn, denn ſonſt hätte er die Heimſtätte des Peresſchen Paares wohl nie gefunden; der Weg ging durch eine Gegend voll erhabener Schönheit und einſamer Großartigkeit. Beſonders auffallend war auf der Höhe ein von Felſen gebildeter halber Schwibbogen, der den Anſchein hatte, als hätten Menſchenhände ihn gebildet. Der Doktor verſuchte auf einem Umwege hinaufzuklimmen, aber der Aufſtieg erwies ſich als ſo beſchwerlich, daß er davon ablaſſen mußte. Beim Herabſteigen kam er an einer ſcharfen Kante vorüber, die metalliſch gleißte. Es gelang ihm, ein Stück davon abzuſchlagen, und er fand, daß es Spuren von Silber enthielt. Indes, die Zeit drängte, er mußte zu ſeiner Kranken und konnte den Fund nicht weiter verfolgen.

Die Krankheit der Frau Peres erwies ſich als ein chroniſches Leiden, das wiederholte ärztliche Hilfe erheiſchte. Elfmal mußte Weidner die Peresſche Behauſung betreten, ehe es ihm gelang, die Leidende wiederherzuſtellen; aber niemals kam er wieder an jener Stelle vorüber, wo er den Silberfund gemacht hatte. Peres, der aus den Unterhaltungen mit dem Arzte bemerkt hatte, wie eifrig der fremde Doktor um ſeltene Erze und Steine bemüht ſei, ſchenkte ihm mancherlei, ein Stück Kupferkies mit einem kleinen Goldanhang, ein paar prächtige Kryſtalle, ein Stück grünen Marmors, in dem ein Onyx ſteckte, und andere Raritäten. Endlich, da Weidner ſeinen letzten Beſuch abgeſtattet hatte, erbot ſich Peres ſelber, ihn heimzugeleiten.

„Freund Peres," ſagte der Doktor, „ich habe den Weg jetzt kennen gelernt, du brauchſt dich nicht zu bemühen."

Der Indianer lächelte. „Ich weiß," erwiderte er, „aber ich muß dir für deine vielen Mühen unſeren Dank abtragen. Ich weiß, was du gerne haſt, komm."

Der Weg führte ins wildeſte Gebirge hinein. An einem ſteilen Abhang ließen die beiden Männer ihre Reittiere gefeſſelt zurück, ſo daß ſie ſich bewegen, aber nicht entlaufen konnten.

„Du haſt deinen Hammer und dein Säckchen bei dir? Gut," ſagte Peres.

Der Abhang wurde umgangen, dann ging es eine furchenartige Rinne hinauf, an dem ſchwibbogenartigen Felſen vorbei, der dem Arzte ſchon früher einmal aufgefallen war. In ſchlangenartigen und kreisförmigen Windungen führte eine Art Fußpfad hinauf und hinab, endlich ſtanden ſie in einer Vertiefung, die rings von ragenden Felſen eingeſchloſſen erſchien.

„Du wirſt den Weg nie wieder finden," ſagte der Indianer, „ich kann dir daher mein Geheimnis preisgeben."

Er rüttelte an einem Felſenſtücke, von dem ſich ein Teil beiſeite ſchieben ließ, eine Höhlung that ſich vor ihnen auf. Der Aymara zog eine allem Anſcheine nach uralte Lampe hinter dem Stein hervor und entzündete ſie, dann gingen beide in einen engen und niedrigen Gang, der ſich allmählich erweiterte. Nach Verlauf einer Viertelſtunde ſtanden ſie in einer Felſenhalle ſtill. Staunend blickte der Doktor um ſich. Im Schein des Lämpchens ſah er vor ſich einen leuchtenden Block, der mit vielfachen Zacken aus der Tiefe aufragte. „Nimm deinen Hammer," ſagte der Indianer, „und ſtecke dir von der Gabe der guten alten Götter ein, ſo viel du magſt. Es iſt reines Silber."

So war es in der That. Nach kurzer Mühe hatte der Arzt eine anſehnliche Silberſtufe abgeſchlagen.

„Jetzt iſt es genug," hob der Aymara wieder an, „eile dich, damit die Lampe nicht erliſcht."

Das Flämmchen flackerte nur noch leiſe und ging bald aus, den Reſt des Rückweges mußten ſie bereits in völliger Finſternis zurücklegen. An der Schatzpforte häufte der Indianer bereit liegende loſe Steine auf, ſo daß bald jede Spur einer Oeffnung verſchwunden war.

„Aber Peres," hob jetzt der Doktor an, „beſinne dich doch, Mann! Im Beſitz dieſer koloſſalen Reichtümer könnteſt du dir ja Paläſte erbauen, in Hülle und Fülle leben und eine große Rolle in der Welt ſpielen!"

Ueber das Antlitz des Aymara zog es wie ein Schatten. „Ich wußte es, daß du mir so etwas vorwerfen würdest," sagte er, „aber für mich ist das nichts. Die Wunder der Fremde reizen mich nicht, und die Not kehrt in meine Hütte nicht ein."

„Aber was könntest du für dein Volk thun — wie ein Fürst könntest du herrschen."

Der Alte winkte mit der Hand ab. „Mein einziger Sohn ist tot, und mein Volk ruht im Schlummer. Meinst du, daß es sich je wieder erheben könnte? Ströme Blutes müßten fließen — und wer weiß, ob es einen Nutzen brächte? Wir sind friedlich und ergeben geworden und haben unsere Hoffnungen lange begraben. — Komm, wir wollen unsere Reittiere suchen, und ich will dich auf den gewohnten Weg bringen."

Bald darauf nahmen sie Abschied voneinander.

Dem Doktor ließ das Geheimnis des Silberschatzes keine Ruhe. Mit einer Schar bergkundiger und beherzter Männer hat er es mehrmals versucht, die Höhle wiederzufinden — umsonst, der Aymara hatte recht. Als Dr. Weidner später nach Europa heimkehrte, verkaufte er um eine hohe Summe seinen Silberschatz an ein Wiener Naturalienkabinett. Im Katalog steht: „Nr. 419. Silberstufe aus Peru Aus der Sammlung des Dr. Weidner." E. O. H.

Ein kleines Mißverständnis. — Im Frühling des Jahres 1804 kam Schiller zum ersten und einzigen Male nach Berlin. Am 4. Mai sah er im Theater, welches unter Ifflands trefflicher Leitung stand, seine „Braut von Messina". Als er in die Loge trat, wurde er vom zahlreich versammelten Publikum, welches ihm zu Ehren sich von den Sitzen erhob, mit Jubel begrüßt, und so auch am 6. Mai, als seine herrliche Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" gespielt wurde.

Iffland hatte das letztere Stück glänzend in Scene gesetzt und besonders viel Pracht auf den Krönungszug verwandt, dafür auch ein so zahlreiches Statistenpersonal aufgeboten, daß es dem Dichter des Guten eigentlich etwas zu viel schien.

Am folgenden Tag befand sich Schiller als hochgeschätzter Ehrengast in einer auserlesenen Gesellschaft. Man bemerkte, daß der kränkliche Dichter, nachdem er mit den Anwesenden

längere Zeit sich recht angenehm unterhalten hatte, plötzlich still und in sich gekehrt dasaß, anscheinend in Nachsinnen vertieft; Damen und Herren sprachen deshalb leiser, um ihn nicht zu stören, und sie schauten mit Ehrfurcht den großen Poeten an, welcher den deutschen Bühnen und dem deutschen Volke schon so viele herrliche Meisterwerke geschenkt hatte und nun auf irgend ein neues zu sinnen schien.

Es wurde vom Theater gesprochen, von der gestrigen Aufführung der „Jungfrau von Orleans".

Da sagte eine Dame etwas lebhafter und lauter: „Es würde mir gestern noch viel besser im Theater gefallen haben, wenn nur nicht der Zug sich so unangenehm bemerkbar gemacht hätte."

Schiller hob plötzlich den Kopf und rief: „Da haben Sie ganz recht, meine Gnädige! Es war zu viel Zug, störend für die Handlung, weil er diese gar zu lange aufhielt."

„Verzeihen Sie, Herr Hofrat, so meinte ich es eigentlich nicht."

„Wie denn, meine Gnädige?"

„Sie denken, scheint es, an den Krönungszug?"

„Ja, freilich."

„Der hat mir ja gerade ganz gut gefallen. Welche Pracht! Wie vortrefflich das ganze Arrangement!"

„Freund Iffland hätte lieber weniger dabei thun sollen. Der Zug ist entschieden zu lang."

„Das finde ich doch nicht, Herr Hofrat."

„Aber welchen Zug meinten Sie denn vorhin, meine Gnädige?"

„Ich meinte den lästigen Zug, der jedesmal im Theater entsteht, wenn bei Beginn eines Aktes der Vorhang aufgezogen wird. Diese kalte Zugluft ist mir schrecklich unangenehm."

Schiller begann heiter zu lachen, und das kleine Mißverständnis war aufgeklärt.

Diese ehrenvolle Aufnahme in Berlin war einer der letzten und schönsten Triumphe des großen Dichters. Ein Jahr nachher starb er — zu frühe für Deutschland. F. L.

Eine chinesische Radlerin. — Daß die bezopften Söhne des Reiches der Mitte trotz der Boxerbewegung im Grunde keine

ſo argen Feinde weſtlicher Kultur und modernen Fortſchrittes ſind, als man gewöhnlich glaubt, beweiſt die Thatſache, daß in den Vertragshäfen, wo eine enge Berührung zwiſchen Chineſen

Eine chineſiſche Radlerin.

und Europäern ſtattfindet, das modernſte weſteuropäiſche Fortbewegungsmittel, das Fahrrad, auch bei den Chineſen Eingang gefunden hat. Junge Chineſen als Radfahrer kann man in Schanghai oder Hongkong in Menge ſehen, und ſie leiſten zum Teil auch im Kunſtfahren Vorzügliches, da ſie ſich dieſem Sport

mit großem Eifer hingeben. Alle unsere Begriffe von chinesischer Kulturfeindlichkeit und der niedrigen Stellung des chinesischen Weibes wirst es aber über den Haufen, wenn wir erfahren, daß es auch bereits junge Damen im Reiche der Mitte giebt, die radeln. Zum unwiderleglichen Beweise dieser erstaunlichen Thatsache führen wir unseren Lesern Fräulein Kit-Sen auf ihrem Zweirad im Bilde vor. Die schlitzäugige Schöne ist die Tochter des chinesischen Geschäftsführers der Firma Jardine & Mathieson, und ihr Vater ist stolz darauf, daß sie das erste junge Mädchen war, das sich in China aufs Fahrrad wagte, und daß sie ihren europäischen Geschlechtsgenossinnen in Gewandtheit und Ausdauer nichts nachgiebt. F. Z.

Königin und Quäkerin. — Bekanntlich kennt die Religionsgesellschaft der Quäker keinerlei Rang- oder Klassenunterschiede, sie ziehen vor niemand den Hut ab, reden alle mit du an und nennen sich untereinander „Freunde". Im Herbste 1818 besuchte die Königin Charlotte von England die Bäder zu Bath in Begleitung ihrer Enkelin, der Prinzessin Elisabeth. Bei einer Spazierfahrt äußerte sie den Wunsch, eine in der Nähe wohnende Quäkerin zu besuchen, um deren Wirtschaft zu sehen. Diese wurde von dem ihr zugedachten Besuche unterrichtet und ließ der Königin sagen, daß sie willkommen sein werde. Die Königin war noch nie mit einem Mitgliede dieser Gesellschaft in Berührung gekommen, und die Damen und Herren, welche sie begleiteten, hatten nur schwache Vorstellungen von dem Empfange, den sie zu erwarten hatten, und glaubten, die Quäkerin werde wenigstens sagen: Majestät, Hoheit oder Madame.

Der königliche Wagen kam zur bestimmten Stunde vor dem Thore des Parkes an. Es schienen keine Vorbereitungen zum Empfange getroffen worden zu sein, und weder Wirtin noch Bediente standen bereit, den Gast zu empfangen. Die Glocke wurde endlich angezogen, da kam mit seinem großen Hut der Pförtner herbei und redete den diensthabenden Lord, ohne sich zu verbeugen, mit den Worten an: „Was beliebt dir, Freund?"

Auf diese unerwartete Frage erwiderte der Lord: „Eure Herrin ist gewiß unterrichtet, daß Ihre Majestät kommt. Geht zu Eurer Gebieterin und saget, daß die Königin hier ist."

„Nein," antwortete der Mann, „das ist nicht nötig; ich habe weder eine Gebieterin noch eine Herrin, aber die Freundin Rahel Mills erwartet die deine."

Der Königin und der Prinzessin wurde aus dem Wagen geholfen, und sie gingen nach dem Vorplatze. An der Hausthür stand Rahel im schlichten Anzuge und sagte mit heiterem Zunicken: „Wie befindest du dich, meine Freundin? Ich bin erfreut, dich und deine Enkelin zu sehen. Ich wünsche, daß du dich wohlbefinden mögest! Bleib und erquicke dich und deine Leute, ehe ich dir meinen Hof zeige."

Es fiel so in die Augen, daß die Quäkerin es gut, ja ehrerbietig meine, daß man ihr ihre Reden nicht übelnehmen konnte. Sie begleitete ihre Gäste durch ihr ganzes Besitztum. Die Prinzessin Elisabeth sah dabei im Hühnerhause eine ihr nicht bekannte Gattung Hühner, gab den Wunsch zu erkennen, einige dieser seltenen Vögel zu besitzen, und glaubte, die Quäkerin werde ihren Wunsch als ein Gesetz betrachten.

Die Quäkerin bemerkte aber nur: „Sie sind selten, wie du sagst; wären sie aber in diesem Lande oder anderwärts zu kaufen, so würde ich sie wenigen Frauen lieber als dir verschaffen."

Die Prinzessin äußerte darauf ihren Wunsch deutlicher, daß sie einige von diesen Hühnern zu kaufen wünsche.

„Ich kaufe und verkaufe nicht," antwortete Rahel Mills.

„Nun, vielleicht wollen Sie mir dann ein Paar schenken?" sagte darauf die Prinzessin mit einem gewinnenden Lächeln.

„Nein, wirklich nicht," erwiderte Rahel, „ich habe es vielen Freunden schon abgeschlagen, und es geziemt mir nicht, das, was ich meinen eigenen Verwandten verweigert habe, einem anderen zu bewilligen. Wir haben uns lange rühmen können, daß unser Haus allein nur diese Vögel besaß, und ich kann zu deinen Gunsten keine Ausnahme machen."

Rahel Mills behielt ihre Hühner. Wie aber diese thatsächliche Unterredung mit der Quäkerin der Majestät und der Prinzessin Elisabeth behagt hat, darüber ist nichts laut geworden. C. T.

Die Apfelsine. — Im Mittelalter kannte man nur die bittere Orange oder Pomeranze; die süße Orange, unsere Apfelsine, hat erst ziemlich spät ihren Einzug bei uns gehalten. Bis

ins 17. Jahrhundert hinein war der Name für diese Frucht „Lissaboner Orangen", später hieß sie „Sina-Apfel", dann drehte man den Namen um und nannte sie „Apfelsine". Beides ist dasselbe und bedeutet Apfel aus Sina, wie man früher statt China sprach.

Der Orangenbaum fand um seiner köstlichen Frucht willen an den Küsten des Mittelmeeres eine schnelle Verbreitung, die sich bis in die Neuzeit ausdehnte, wie der billige Preis seiner Früchte beweist. Südlich von Neapel und bei Sorent beginnen die Orangenhaine, am bedeutendsten sind die Orangenhaine von Sizilien, Sardinien, dem südlichen Spanien und dem westlichen Portugal. Dort erreichen die Apfelsinenbäume auch die volle Höhe unserer Apfelbäume. Sie verlangen einen fruchtbaren, gut bearbeiteten und gut bewässerten Boden. Der Orangenbaum blüht nur einmal im Jahre, in den Monaten April und Mai; die Reifezeit beginnt im Januar und dauert bis zum April. Seine Fruchtbarkeit ist bedeutend, seine Lebensdauer durchmißt mehrere Menschenalter.

Besonders erwähnenswert sind die Orangenhaine am Fuße des Aetna um Messina und bei dem gegenüberliegenden Reggio auf Italiens Südspitze; Milis, in der Mitte der Westküste der mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Insel Sardinien, zählt in 300 Orangengärten über 500,000 Bäume, welche durchschnittlich 12 Millionen goldene Aepfel tragen. Auf der Insel Mallorca findet sich ein eine Stunde langes und dreiviertel Stunden breites Thal, angefüllt mit Tausenden von Orangengärten. Portugal hat in der Provinz Algarve seine Apfelsinenhaine. Sehr wohlschmeckend sind auch die Apfelsinen von Malta. Je nach dem Boden, in welchem der Baum wurzelt, zeigt er in der Menge und Güte der Früchte merkliche Unterschiede. Man unterscheidet 40 verschiedene Apfelsinenarten.

Die Apfelsinen, welche zur Ausfuhr bestimmt sind, pflückt man, bevor sie die völlige Reife haben, und schon an Ort und Stelle sind unmittelbar nach dem Pflücken Frauen damit beschäftigt, die Früchte in Seidenpapier einzuwickeln. Völlig reife Früchte lassen sich nicht versenden.

Spanier und Portugiesen brachten die Orangengewächse auch

nach Amerika, wo sie namentlich im Tropengebiete vorzüglich gedeihen. Früher bezog Amerika seinen Bedarf an Apfelsinen aus dem südlichen Europa, und Sizilien gab lange Jahre hindurch etwa zwei Drittel seiner Ernte an die Vereinigten Staaten ab. Aber schon vor Jahrzehnten hatte die Orangenkultur, namentlich in Florida, Louisiana und an der Pacifickküste, eine so ausgedehnte Entwickelung genommen, daß heute die dortigen Apfelsinenplantagen den Bedarf Nordamerikas vollständig bestreiten können. C. T.

Ein Vorläufer Darwins. — Von dem ebenso heftig angegriffenen wie begeistert verehrten Naturforscher Darwin († 1882) nimmt man gewöhnlich an, daß er als der erste die ganze Welt durch seine Lehre aufregte, der Mensch habe seine Abstammung im Tierreich zu suchen. Und doch hat schon vor ihm ein Gelehrter Aehnliches behauptet. Einer der ausgezeichnetsten italienischen Aerzte des 18. Jahrhunderts war Pietro Moscati, geboren 1736 zu Mailand. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er schon Professor der Medizin an der Universität zu Pavia und erlangte durch seine Gelehrsamkeit große Berühmtheit, besonders auch durch die wissenschaftlichen Werke und Abhandlungen, welche er im Druck veröffentlichte. Im Jahre 1770 ließ er aber zu Mailand ein seltsames Buch erscheinen, welches damals ungeheures Aufsehen erregte und ihm nachher sein ganzes Leben lang manche Verdrießlichkeiten bereitete.

In diesem Buche versuchte er nämlich mit vielen sehr scharfsinnigen Gründen den anatomischen Beweis zu erbringen, daß der Mensch in seiner Eigenschaft als edelstes Lebewesen eigentlich seit etlichen Jahrtausenden gänzlich ausgeartet sei. Die Natur habe von Beginn an den Menschen nicht zum aufrechten Gange bestimmt, sondern vielmehr zum Laufen auf allen vieren, wie die vierfüßigen anderen Tiere. Das Gehen auf zwei Beinen, welches unglückseligerweise die Menschen in ihrem lächerlichen Unverstand sich angewöhnt, sei die Ursache vieler Krankheiten, vornehmlich aber der Seelenleiden. Insbesondere die Melancholie stamme daher; als Vierfüßler würden die Menschen nicht so schwermütig sein, nicht so viel sich mit Denken und Sorgen abplagen, auch würden dann nicht so viele Selbstmorde sich ereignen.

Er widerrief diese Ansichten niemals, hatte aber in Pavia gar argen Verdruß deshalb, aus welchem Grunde er seine Professur aufgab und nach seiner Vaterstadt Mailand übersiedelte, um dort fortan als Arzt zu wirken. 1796, als er sechzig Jahre alt war, wurde er eifriger Politiker und bald nachher zuerst zum Direktor, dann zum Präsidenten der Cisalpinischen Republik ernannt, trotz des energischen Widerspruchs seiner zahlreichen politischen Gegner, welche höhnisch behaupteten, daß ein Mensch, der ein solch sonderbares Buch verfaßt habe, welches die ernst gemeinte Ansicht enthalte, daß das Laufen auf vier Beinen vernünftiger sei, als das allgemein übliche Gehen auf zwei Beinen, ganz unmöglich den Staat auf vernünftige Art regieren könne. 1799 wurde er bei dem Einmarsch der Russen und Oesterreicher verhaftet, aber sogleich wieder in Freiheit gesetzt, da der Erzherzog Karl schwer erkrankte und von Moscati Hilfe begehrte, der ihn auch richtig kurierte. 1802 war er hervorragendes Mitglied der Staatskonsulta, sowie Minister des öffentlichen Unterrichts. Er wurde außerdem noch Senator und Staatsrat, auch in den Grafenstand erhoben, ferner erster Leibarzt des Vizekönigs Eugen und Ritter mehrerer hohen Orden. Im Januar 1824 starb er in seiner Vaterstadt Mailand in dem hohen Alter von achtundachtzig Jahren. F. L.

Die Sprache der Augen. — Der sogenannte Spiegel der Seele, das Auge, ist selbst keines wechselnden Ausdrucks fähig. Es ist zwar eine Thatsache, daß unter dem Einflusse von Gemütsaffekten sich die Größe der Pupille verändern kann, doch ist das so geringfügig, daß es mit der sogenannten Augensprache nichts zu thun hat. Interessante Untersuchungen über die Vorgänge, welche für die „Sprache der Augen" maßgebend sind, hat Professor Dr. Ritter v. Reuß in Wien angestellt. Sie zeigen, daß nicht das Auge selbst, sondern dessen Umgebung es ist, die seinen wechselnden Ausdruck bedingt.

Der Augapfel liegt wie die Kugel eines Kugelgelenks in ihrer Pfanne; alle seine Bewegungen erfolgen um einen festen Drehpunkt. Sie werden durch sechs Muskeln ausgeführt, welche alle Stellungen innerhalb der geöffneten Lidspalte ermöglichen. Außerdem haben die Augenlider zweierlei Muskeln, einen der

das obere Lid hebt, und einen der, kreisförmig verlaufend, mit seinen verschiedenen Partien die Lidspalte leicht oder krampfhaft schließt und die Lider an den Augapfel andrückt.

Mit jedem Aufwärtsrollen des Auges erfolgt zugleich eine Hebung des Oberlides, bei jedem Abwärtssehen zugleich eine Senkung desselben; nur einzelne Individuen sind im stande, nach unten zu blicken und zugleich das Lid zu heben.

Wenn wir zuvörderst die Bewegungen der Augenlider beobachten, so finden wir, daß diese ein Verkleinern oder Vergrößern der Lidspalte zur Folge haben. Jede Verkleinerung der Lidspalte zeigt uns sanfte Gefühle, eine milde Gemütsstimmung, etwas Gutmütiges, oder eine Depression unserer Stimmung, Bescheidenheit, Demut, Gram, Kummer, an; jede Vergrößerung manifestiert eine erregte Stimmung, freudiger oder nicht freudiger Natur. Sind die oberen Lider nur leicht gesenkt, so daß dadurch das Feuer des Auges gedämpft, das heißt der Spiegelreflex der Hornhaut teilweise verdeckt wird, so erhält der ganze Gesichtsausdruck etwas Sanftes, die Augen sind schmachtend. Sinken die Lider noch mehr herab, so wird der Blick schläfrig. Beim Schmachten sind die Mundwinkel in die Höhe gezogen, aber nur ganz wenig, der Mund ist zu einem unmerklichen Lächeln erweitert. Beim Schläfrigen hängen die Mundwinkel eher herab. Verwandt mit dem Schläfrigen ist der blasierte Blick, der das geringe Interesse zeigt oder zeigen will, das man an der Außenwelt nimmt; bei ihm kommt jedoch noch die Blickrichtung in Betracht. Halb aktiv, halb passiv ist das „Von-oben-herabsehen", nach abwärts gerichtete Augen und ein entsprechend gehobener Kopf. Werden die Mundwinkel dabei nach abwärts gezogen, der Kopf etwas zur Seite gedreht, so wird gleichzeitig Verachtung ausgedrückt, das „Ueber-die-Achsel-ansehen". Mit einer mehr oder minder starken Senkung des Kopfes bei gesenktem Blicke und gesenkten Lidern ist verbunden der Ausdruck der Bescheidenheit, der Schüchternheit, der Demut, auch der Scham und des schlechten Gewissens. Da man nicht gut annehmen kann, daß jemand kontinuierlich derartigige Gefühle hat, so werden wir aus der Beständigkeit dieser Augenhaltung auf Heuchelei schließen. Auch der Unglückliche, vom Gram Gebeugte verliert die stolze

Haltung, läßt gleichsam alles hängen, und so sind gesenkte Lider und abwärts gerichtete Augen (mit abwärts gerichteten Mundwinkeln) das Zeichen des Grames und des Kummers.

Eine ganz verschiedene Sprache sprechen aktiv verengerte Lidspalten, die durch leichte Senkung der Oberlider zugleich aber durch Hebung der Unterlider entstehen. In dieser Weise verkleinern wir unsere Lidspalten beim Lachen. Zum Teile gehören hierher die verliebten Augen; die seelische Freude wird den Ausdruck des Lächelns um die Augen zaubern, zugleich mit etwas stärkerer Senkung der Oberlider, insofern das Schmachtende, Schwärmerische gleichzeitig zum Ausdruck gelangt. Keinen physiognomischen Wert hat dagegen die Verkleinerung der Lidspalte, die aus optischen Gründen, um das Sehen zu verbessern, stattfindet, wie dies zum Beispiel bei Kurzsichtigen der Fall ist.

Wenden wir uns nun zu den Vergrößerungen der Lidspalte. Die Vergrößerung im allgemeinen zeigt an, daß wir die Außenwelt voll auf uns einwirken lassen wollen; die Gründe dazu können verschieden sein. Wir sehen irgend etwas, was uns unerwartet kommt oder was wir noch nicht gesehen haben; wir machen erstaunte, verwunderte Augen; wer aber über alles erstaunt, dem alles neu zu sein scheint, der beständig die Augen aufreißt, der erhält dadurch das Gepräge der Dummheit, oder wer es in solchen Momenten thut, wo die Sitte es verbietet, den Ausdruck der Frechheit. Auch der Neugierige wird die Augen derart öffnen, wenn dies erlaubt ist. Ein anderes Motiv ist, einen angenehmen Eindruck recht intensiv aufzunehmen. So sind weit geöffnete Lidspalten der Ausdruck der Freude; auch der edle Stolz und die Begeisterung werden in gleicher Weise zum Ausdruck kommen, natürlich modifiziert durch die Mitwirkung anderer Antlitzmuskeln. Das Erstaunen über etwas Gräßliches, das Entsetzen über einen Anblick, wie der Ausdruck des größten Körperschmerzes, zum Beispiel eines Gefolterten, bedingen eine Vergrößerung der Lidspalte, und zwar die höchstgradige, so daß das obere Lid so hoch gehoben wird, daß das Weiße der Augen oberhalb derselben sich zeigt. Bei allen diesen Manifestationen des Staunens werden gleichzeitig die Augenbrauen mit gehoben.

Einfaches Oeffnen der Augen ohne diese Hebung mit ruhig, zum

Beiſpiel auf eine Perſon gerichteten Augen wird das Gefühl der Zuverſicht, des Vertrauens zum Ausdrucke bringen. Wird dabei das Auge nach oben gerichtet, iſt der Himmel und Gott, den wir dort ſuchen, das Ziel unſerer Blicke, ſo machen wir andächtige Augen; dabei iſt entweder das Haupt in Demut geſenkt oder in frommer Begeiſterung gehoben; ganz verſchieden wird der Ausdruck ſein, wenn wir in proſaiſcher Stimmung den Himmel betrachten, dann heben wir den Kopf ſtark und dafür die Augen im Verhältnis nur wenig. Wer ſtets die Augen andächtig erhoben trägt, wird als frömmelnder Heuchler erſcheinen.

Wir haben uns bisher meiſt um die Lidſpalten gekümmert und uns die Augen dabei in einer beſtimmten Richtung ruhig gedacht. Wir ſprechen aber ſehr viel durch die Bewegungen unſerer Augen. Wer die Gegenſtände ruhig betrachtet, wer ſich erſt, nachdem er den einen Gegenſtand in gemeſſenen Bewegungen mit den Augen gleichſam abgetaſtet hat, dem anderen zuwendet, hat die klugen Augen eines ſcharfen Beobachters; wer dagegen unſtet, ſyſtemlos ſeine Augen bald hierhin, bald dorthin wendet, zeigt Flüchtigkeit, Blödigkeit oder Unbeholfenheit, auch Verwirrung. Wer einem Vortrage aufmerkſam zuhört, wird ſo lange die Augen auf den Sprecher richten; fangen die Augen an, Bewegungen zu machen, iſt der Zuhörer unaufmerkſam geworden. Das ruhige Anblicken einer Perſon, das bei rhythmiſch ſtattfindendem Lidſchlage geſchieht, darf man nicht verwechſeln mit dem ſtarren Anblicken mit unverwandt ruhigem Auge, mit dem Fixieren, noch weniger mit dem Anſtarren; letzteres findet häufig ſtatt, wenn die Perſon ſich im Geiſte mit etwas ganz anderem beſchäftigt, als mit dem, das ſie anblickt, ſpeziell bei Ueberſichtigen. Augen, die mit dem vorher beſchriebenen Ausdruck des Lächelns ſeitwärts blicken, nennen wir ſchelmiſche Augen. Werden die Augen leicht zur Seite oder zugleich etwas nach oben gedreht und ſelig lächelnd auf ein Objekt des Wohlgefallens gerichtet, ſo ſind das verliebte Augen in Anweſenheit des geliebten Gegenſtandes, der ebenſogut eine Perſon als eine Sache ſein kann.

Noch einiger Arten des unruhigen Blickes möge hier gedacht werden. So des unruhigen Blickes, der es ängſtlich vermeidet, der angeſprochenen Perſon in die Augen zu ſehen, woraus wir

auf Falschheit schließen, oft mit Unrecht; ferner der unruhig zwinkernden Augen, welche dadurch verbergen wollen, wohin der Blick eigentlich gerichtet ist; der spähenden Augen, deren Besitzer den Kopf nach einer Richtung drehen, um nicht merken zu lassen, daß die Blickrichtung nach einer anderen Seite gewandt ist; der unruhig rollenden Augen eines Wütenden; endlich des Manövers der Koketten, das ziemlich kompliziert ist. Gewöhnlich werden die Lider leicht, wie verschämt gesenkt, dann aber plötzlich und meist seitlich auf die zu behandelnde Person gerichtet, eine ganze Salve von Augenfeuer wird auf das Opfer abgeschossen; eine Prozedur, die oft rasch aufeinander folgt, so daß man von einer Kokette sagt: „Sie klappert mit den Augen"; in älteren Zeiten nannte man es „spillende Augen".

Diese Beispiele mögen genügen, doch ist damit das Wörterbuch der Augensprache noch lange nicht erschöpft. Wie aber zur Genüge aus dem Angeführten hervorgeht, ist es nicht das Auge, welches „spricht", sondern die Muskulatur der Lider und des ganzen Gesichtes. Wenn die Orientalen die Frauen zwingen, ihr Gesicht von unten her so zu verhüllen, daß nur die Augen frei bleiben, so scheinen sie zu wissen, daß man mit den Augen allein nicht sprechen könne, ebensowenig wie man das kann, wenn man eine Larve vor das Gesicht hält, durch welche man nur die Augen sieht. Schmidt-Rimpler erzählt, daß er unter einer solchen Larve ein möglichst zorniges Gesicht machte und dabei die Augen wild umherrollen ließ. Der Beobachter fragte: „Sie suchen wohl etwas?" G. Badermann.

Folgerichtig. — Während der Regierung Karls IX., Königs von Frankreich, verübte dessen Günstling, der Geheimschreiber Bournazel, einen grausamen Mord an dem Grafen de la Tour. Das Gericht sprach über den Mörder das Todesurteil aus, allein Karl IX. fühlte sich bewogen, Bournazel auf die Fürbitte seiner Angehörigen hin zu begnadigen, so dringend auch die Witwe des Ermordeten um Gerechtigkeit flehte. Zu ihrer Beschwichtigung bot Karl IX. der Gräfin de la Tour die konfiszierten Güter des Verbrechers an. „Bewahre mich Gott," antwortete die Witwe, „daß ich das Blut meines Gatten verkaufen sollte! Aber wenn denn einmal der Kredit des Mörders die Gerechtigkeit

überwiegt, so werden Eure Majestät wenigstens meinem Sohne dieselbe Gnade erzeigen."

„Ihrem Sohne? Was hat er gethan?" fragte der König.

„Er hat noch nichts gethan," lautete die Antwort, „denn er ist noch unmündig; aber sobald er herangewachsen ist, soll er den Mörder seines Vaters umbringen. Dazu werde ich ihn täglich ermahnen und — deshalb bitte ich im voraus um eine gleiche Begnadigung, wie sie Bournazel zu teil ward."

Karl IX. schwieg verlegen und hob die Begnadigung des Mörders wieder auf. J. W.

Wie man Carriere macht. — Der 1678 zum obersten Hofkanzler des Kaisers Leopold I. ernannte Baron Julius Friedrich Bucelini hatte als Sekretär im Vorzimmer zu warten, wenn der Kaiser mit seinen Ministern konferierte. Daß er horchte, war natürlich, und was er nicht erhorchte, kombinierte er sich zusammen.

Als ihn einst nach einer solchen Konferenz der Kaiser in das Kabinett rief, wo ihm einer der Minister den gefaßten Beschluß diktieren sollte, warf Bucelini rasch das Konzept zu Papier, ehe der Minister es in seinem Geiste geformt und in Worte gekleidet hatte.

Verwundert fragte der Kaiser, woher er den Inhalt der geheimen Beratung kenne. Darauf log Bucelini und schmeichelte, daß von einem so erleuchteten Monarchen und von dessen weisen Ministern nach Stand der Angelegenheiten kein anderer Beschluß habe gefaßt werden können.

Der über den Verstand des Sekretärs entzückte Monarch rief wörtlich aus: „Ei, da gehörst du herein und nicht in das Vorzimmer!"

Von nun an zog er ihn allen geheimen Beratungen bei und machte ihn, wie gesagt, zum ersten Hof- und Staatskanzler, wobei sich beide Teile sehr wohl befanden. A. D. B.

Eine neue Niagarabrücke, die über die tosenden Wirbel des Stromes unterhalb der gewaltigen Fälle führt, ist von der kanadischen „Grand Trunk Railway" aus Stahl erbaut worden und nicht nur wegen ihrer bedeutenden Spannung, sondern auch wegen ihrer doppelten Fahrbahn bemerkenswert. Es ist im

Gegensatz zu der im Jahre 1899 eröffneten neuen Hängebrücke eine Bogenbrücke. Auf der obersten Fahrbahn laufen die Eisenbahnzüge, wie unser nach einer Photographie angefertigtes Bild

Niagarabrücke mit doppelter Fahrbahn.

gewahren läßt; die zweite, darunter liegende Brückenbahn ist für den Wagen- und Fußgängerverkehr eingerichtet. Auf ihr bewegen sich auch die Wagen der elektrischen Straßenbahn vom kanadischen nach dem amerikanischen Ufer des Stromes. Die Brücke ist ein Meisterwerk der modernen Technik, und von den

turmhoch über den ſtrudelnden Waſſern ſchwebenden Fußſteigen auf beiden Seiten der unteren Fahrbahn hat man einen großartigen Blick in die Tiefe, wie weiterhin auf den Hufeiſenfall des Niagara, deſſen Donner nur ab und zu von dem der ſchweren Eiſenbahnzüge übertönt wird, die über dem Kopfe des Beſchauers auf der oberen Brückenbahn dahinfahren. F. Z.

Lord Briſtols Wette. — Lord Briſtol war ein eifriger Kunſtfreund und leidenſchaftlicher Gemäldeliebhaber. Auf ſeinen Reiſen berückſichtigte er lobenswerterweiſe bei den Ankäufen für die ſchöne Gemäldegalerie, welche er zu Hauſe in ſeinem Schloſſe beſaß, außer den Bildern alter, längſt begrabener und vermoderter Meiſter auch die Schöpfungen lebender junger Künſtler von Genie. Im Sommer 1795 kam er nach München, um dort Bilder zu kaufen, und traf dort im Hotel mit dem Baronet Beresford zuſammen, den ebenfalls die Suche nach neuen Bildern nach der ſchönen Iſarſtadt geführt hatte.

Vertieft in ein Geſpräch über Kunſt, blickten ſie zufällig dabei aus dem Fenſter. Eben ſchritt ein junger Mann, deſſen Aeußeres deutlich den Künſtler verriet, draußen die Straße entlang und am Hotel vorbei.

„Wahrhaftig, er iſt es!“ rief der Lord.

„Sie kennen Herrn v. Kügelgen?“ fragte der Baronet.

„Jawohl, Sir Beresford. Vor einiger Zeit lernte ich ihn in Rom kennen. Er iſt ein ausgezeichneter Künſtler.“

„Darin ſtimme ich Ihnen gern bei, Mylord.“

„Für einen der beſten neueren Landſchaftsmaler halte ich ihn.“

„Verzeihen Sie, Mylord! Offenbar ſind Sie in einem Irrtum befangen.“

„Wieſo meinen Sie das?“

„Er iſt kein Landſchafter, ſondern Hiſtorienmaler.“

„Nein, er malt nur Landſchaften, keine anderen Bilder, das weiß ich beſtimmt,“ rief Lord Briſtol. „Zwei reizende italieniſche Landſchaften habe ich in Rom von ihm gekauft.“

„Hm, hm! Die möchte ich doch wirklich erſt ſehen.“

„Sir Beresford, Sie ſagen das in einem ſo ſeltſamen Tone, daß ich zu meinem Bedauern Ihnen darüber mein Befremden ausdrücken muß.“

„Dazu haben Sie gar keine Urſache, Mylord.“

„O doch! Aber laſſen wir dieſen Streit lieber nicht ernſthafter werden.“

„Das iſt auch mein Wunſch.“

„Die beiden Landſchaften kann ich Ihnen leider nicht zeigen, weil dieſelben direkt von Rom nach England geſandt worden ſind.“

„Vor etwa acht Tagen kaufte ich ein ſchönes kleines Hiſtorienbild von Herrn v. Kügelgen.“

„Sie beharren alſo bei Ihrer Behauptung?“

„Gewiß.“

„Sie müſſen ſich irren, Sir. Er iſt Landſchaftsmaler. Ich weiß das ganz beſtimmt.“

„Was ich ſagte, iſt wahr. Glauben Sie mir denn nicht?“

„Sir Beresford —“

„Mylord —“

„Nun, ſtreiten wir nicht länger. Wetten wir lieber.“

„Meinetwegen.“

„Um jede beliebige Summe. Tauſend Pfund — zehntauſend Pfund —“

„Nein. Um gar keine Barſumme, Mylord. Vor meinem Gewiſſen könnte ich es nicht verantworten, Ihnen auf ſolche Art ſo viel Geld abzunehmen. Wetten wir um ein feines Souper, wozu wir den Künſtler einladen, der ja doch die Wette entſcheiden muß.“

„Es ſei.“

„Gehen wir ſogleich zu ihm! Er wohnt nämlich nahebei. In ſeinem Atelier werden Sie nur Hiſtorienbilder und Porträts, aber keine einzige Landſchaft ſehen.“

Lord Briſtol war ſofort bereit, und die beiden Kunſtfreunde begaben ſich nach dem Atelier des Künſtlers, wo dieſer ſie äußerſt höflich empfing.

Und richtig: es befand ſich im Atelier keine einzige fertige oder halbfertige Landſchaft, nur Porträts und Hiſtorienbilder ſah man da.

„Seit wann malen Sie denn keine Landſchaften mehr?“ fragte der Lord.

„Ich habe nie Landschaften gemalt," versetzte der Künstler.

„Wie, was sagen Sie da? Habe ich doch selbst gesehen, wie Sie an der Staffelei standen und eine Landschaft aus der römischen Campagna malten."

„Sie irren sich, Mylord."

„Habe ich doch in Rom sogar zwei Landschaften von Ihnen gekauft."

„Nicht von mir, Mylord."

„Das ist wahrlich kurios! Nicht von Ihnen? Ja, ich bitte Sie, von wem denn?"

„Wohl jedenfalls von meinem Bruder Karl v. Kügelgen, der zur Zeit in Rom wohnt."

„Ah — Sie haben also einen Bruder?"

„So ist's, Mylord. Ich heiße Gerhard v. Kügelgen und bin Porträt- und Historienmaler. Mein Zwillingsbruder Karl ist Landschaftsmaler. Nur in dem, was wir malen, unterscheiden wir uns, denn sonst gleichen wir uns in allem anderen so sehr, daß durch die frappante Aehnlichkeit in Gestalt, Sprache, Haltung, Benehmen und so weiter schon oft wunderliche Verwechslungen entstanden."

Lord Bristol verlor also seine Wette.

Gerhard v. Kügelgen fand später ein tragisches Ende. Im März 1823 wurde er in der Nähe von Dresden ermordet. Karl v. Kügelgen war russischer Hofmaler geworden. Er starb im Jahre 1832. F. L.

Ein merkwürdiger Wurm. — Eine Plage für die Bewohner tropischer Gegenden der alten Welt ist der Medina- oder Guineawurm, der sich an den Beinmuskeln festsetzt und bisweilen die Länge von einem Meter erreicht. Wenn sich dieses Untier in das Bein gefressen hat, fühlt man anfangs keinen Schmerz, allein wenn es wächst und sich aufrollt, dann entstehen Entzündung und Schmerzen. Das beste Mittel dagegen ist, die angegriffene Stelle zur Eiterung zu bringen, bis das Geschwür den Kopf des Wurmes zeigt. Dieser wird sodann sorgfältig herausgezogen und an einen kleinen Zweig befestigt, womit man den Wurm nach und nach herauswindet. Reißt er ab, und es bleibt ein Stück davon im Bein, so erregt dies sehr bösartige Entzündungen. U. H.

Die Unglücksfeder. — Als Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich am 2. Dezember 1848 zu Gunsten des gegenwärtigen Kaisers Franz Joseph abdankte, schrieb der Legationssekretär Baron Hübner das betreffende Protokoll und wollte sich sodann die Feder, womit der alte Kaiser unterzeichnet hatte, als Andenken behalten. Erzherzog Maximilian aber, der nächste Bruder des neuen Kaisers, begehrte die Feder für sich, und Baron Hübner konnte nicht anders, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Allein indem er dem Erzherzog die Feder darreichte, fiel sie zu Boden.

„Möge dieses keine schlimme Vorbedeutung sein, Kaiserliche Hoheit," sagte der Baron, sich nach der Feder bückend, „sondern möge jedes Wort, das mit ihr geschrieben wird, Euer Kaiserlichen Hoheit Glück bringen."

Mit dieser Feder unterschrieb Maximilian sich zum erstenmal als Kaiser von Mexiko auf der bekannten Erklärungsurkunde in Miramare — ein Dokument, das mithalf, sein Todesurteil zu begründen. A. D. B.

Der Tausch. — Turenne, der bekannte französische Marschall († 1675), bemerkte bei einer Revue, daß ein Offizier ein sehr altes und langsames Pferd reite. Er erkundigte sich und erfuhr, daß den Offizier seine Armut hindere, sich ein besseres Pferd anzuschaffen. Turenne ließ den Offizier rufen. „Ich habe eine Bitte an Sie," sagte er. „Ich hoffe, Sie werden sie Ihrem Marschall nicht abschlagen. Meine Pferde sind mir zu feurig, sie ermüden mich leicht und machen mir beim Reiten viel zu schaffen, denn ich werde alt und schwach. Aber ich habe heute bei der Revue Ihr Pferd gesehen, das würde vortrefflich für mich passen. Würden Sie wohl geneigt sein, einen Tausch mit mir einzugehen und Ihr Pferd gegen eines aus meinem Stalle auszuwechseln?"

Der Offizier durchschaute die Absicht des Marschalls, ihm ohne Kränkung zu einem guten Pferde zu verhelfen, und ging gerührt auf den Tausch ein. D.

Krähen essen. — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Redensart „Krähen essen" für „sich demütigen" sehr im Brauch. Die Phrase ist auf folgende Weise entstanden. Ein Soldat stand vor den Befestigungen von New York Posten.

Auf einer Wiese bemerkte er eine Krähe, zielte auf den Vogel und schoß ihn tot. Dann legte er sein Gewehr hin und ging, die Krähe aufzunehmen. Als er sich wieder aufrichtete und umwandte, sah er mit Schrecken sein eigenes Gewehr auf sich gerichtet, und zwar in den Händen eines holländischen Farmers, der offenbar in der größten Wut war, und bald stellte es sich heraus, daß die Krähe ein zahmer Vogel und der Liebling ihres Besitzers gewesen war. Erst nach langem Bitten gab der Holländer seine Absicht auf, den unvorsichtigen Jäger zur Sühne für seine getötete Krähe niederzuschießen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Soldat das Tier sofort verspeise. Immer unter dem Banne des auf ihn gerichteten Gewehrlaufs trug der Soldat einige Späne zusammen, machte Feuer an, briet den Vogel und fing an, ihn aufzuessen. Als er aber damit bis zur Hälfte fertig war, wurde ihm so miserabel zu Mute, daß er erklärte, lieber wolle er sich totschießen lassen, als weiteressen. Der Zorn des Holländers war mittlerweile verraucht, er schenkte dem Sünder den Rest der Strafe und gab ihm sein Gewehr zurück. Nun aber wandte sich das Blatt; der Soldat richtete jetzt seinerseits das Gewehr auf den Holländer und zwang ihn, die andere Hälfte des unappetitlichen Vogels zu verzehren. Damit war jedoch die Geschichte noch nicht zu Ende. Der Holländer führte Klage beim Obersten des Regiments, und dieser ließ den Soldaten sich vorführen und schrie ihn grimmig an: „Kennen Sie diesen Mann da?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, ja," lautete die Antwort, „wir haben ja gestern zusammen gespeist!"

In die Heiterkeit, die diese Antwort erregte, stimmte auch der Holländer ein, und von einer Verfolgung der Klage war keine Rede mehr, aber der Ausdruck „Krähen essen" ist seit der Zeit geblieben. E. K.

Kindischer Aberglaube. — König Ladislaus IV. von Polen († 1648), war so abergläubisch, daß er sein Schloß am Morgen nicht eher verließ, als bis er sich dreimal um sich selbst herumgedreht und einen Strohhalm in drei Stücke zerrissen hatte. W. H.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich ꝛc., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche ꝛc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operation, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten ꝛc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren ꝛc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern ꝛc. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünsch[illegible]werten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. [illegible]r die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle ꝛc. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Zu Geschenken geeignete, hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. bezieht man besonders billig von

F. Todt, Fabrikation von Juwelen, Gold- und Silberwaren, **Pforzheim.**

Versand direct an Private zu billigen Preisen gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität feinste Brillantwaren und Tafelbestecke.

No. 2889½. Ring. 1 Opal, 10 Ia. echte Brillanten M. 100.—

Rococo-Muster. 12 Löffel oder Gabeln. Silber 800/1000 fein M. 90.— Alpacca-Silber M. 32.—

No. 1640 I. Ring. 14 carat. Gold massiv mit Ia. echtem Brillant M. 87.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko.
Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert.
Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine nehme fn Zahlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien in zweiter, vermehrter Auflage:

Lehrbuch der Graphologie

von L. Meyer (Laura von Albertini).

Gr. 8°. 264 Seiten mit ca. 350 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Das Buch ist aus einer langjährigen Erfahrung hervorgegangen, die nicht nur auf einer reichlichen und immer wieder erneuerten theoretischen Erwägung aller einschlägigen Fragen fußt, sondern auch auf der Beurteilung von mehr als 20000 Handschriften. Der Autor, der als einer der erfahrensten Praktiker auf diesem Gebiete gelten darf, ist durch seine graphologischen Untersuchungen in hervorragenden Zeitschriften weit bekannt geworden; zahlreiche Anerkennungen und Zeitungsrezensionen aus aller Herren Länder sprechen dafür, daß sein Lehrbuch der Graphologie als ein Leitfaden bezeichnet werden darf, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, in allgemeinverständlicher Weise den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern. In dem neuhinzugefügten Kapitel „Die Graphologie als gerichtliche Experte (Fall Dreyfus) hat das Werk eine interessante Bereicherung erfahren.

3 9015 01908 1

Von Autoritäten der Kinderheilkun
empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutsch-
lands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern
abgebrochene Stücke von Möbeln
Porzellan etc. werden eines Tage

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hin
gehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und
nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt
haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. O

Filmed by Pres

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Zu Geschenken geeignete, hocheleganteNeuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. bezieht man besonders billig von

F. Todt, Fabrikation von Juwelen, Gold- und Silberwaren. **Pforzheim.**

Versand direct an Private zu billigen Preisen gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität feinste Brillantwaren und Tafelbestecke.

No. 2889 ½. Ring. 1 Opal, 10 Ia. echte Brillanten M. 100.—

Rococo-Muster. 12 Löffel oder Gabeln. Silber 800/1000 fein M. 90.— Alpacca-Silber M. 32.—

No. 1610 I. Ring. 14 carat. Gold massiv mit Ia. echtem Brillant M. 87.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko.
Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert.
Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine nehme in Zahlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien in zweiter, vermehrter Auflage:

Lehrbuch der Graphologie

von L. Meyer (Laura von Albertini).

Gr. 8°. 264 Seiten mit ca. 350 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Das Buch ist aus einer langjährigen Erfahrung hervorgegangen, die nicht nur auf einer reichlichen und immer wieder erneuerten theoretischen Erwägung aller einschlägigen Fragen fußt, sondern auch auf der Beurteilung von mehr als 20000 Handschriften. Der Autor, der als einer der erfahrensten Praktiker auf diesem Gebiete gelten darf, ist durch seine graphologischen Untersuchungen in hervorragenden Zeitschriften weit bekannt geworden; zahlreiche Anerkennungen und Zeitungsrezensionen aus aller Herren Länder sprechen dafür, daß sein Lehrbuch der Graphologie als ein Leitfaden bezeichnet werden darf, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, in allgemeinverständlicher Weise den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern. In dem neuhinzugefügten Kapitel „Die Graphologie als gerichtliche Experte (Fall Dreyfus) hat das Werk eine interessante Bereicherung erfahren.

3 9015 01908 1507

Von Autoritäten der Kinderheilkunde empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

Filmed by Preservation 1992